Wir wollen den Glauben nicht verlieren;
Denn: Licht muß wieder werden nach
diesen dunklen Tagen!

Lisa.

Weihnacht 1944.

Hannes Kremer

Gottes Rune

Ein Buch von Glaube und Treue

1942

Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf., München

6. Auflage
61.—70. Tausend 1942

Copyright 1938 by
Verlag Franz Eher Nachf. G.m.b.H., München
Umschlagzeichnung und Einbandentwurf von Hasso Freischlad
Nachdruck verboten

Druck: R. Witting, Wiesbaden

Das erste Buch

Vor ein paar Tagen ist wiederum ein Mensch erschlagen worden. Wohlgemerkt: ein Mensch, kein Mörder. Als er noch lebte, war er ein Bauernknecht. Solang er lebte war er ein Bauernknecht. Das war er und blieb er, bis er erschlagen wurde.

Es gibt viele Bauernknechte. Sie prügeln im Zorn einen störrischen Ochsen, sie verderben dann und wann dem Bauern ein Sensenblatt, sie ackern und rackern, sie stehen früh auf, werden naß, werden trocken — wie es sich trifft. Sie haben eine Stallmagd zur Braut und nennen nichts weiter ihr eigen.

Dieser hier zog abends, wenn das Vieh nicht mehr blökte und die Pferde vor den Krippen stillstanden, das braune Hemd an und fuhr mit einem alten Fahrrade dahin und dorthin. Abend für Abend nahezu. Der Bauer, der Herr knurrte und ließ es dabei, weil es das Vieh so zufrieden war.

Vor ein paar Tagen kam der Milchfahrer in aller Herrgottsfrühe verstört in dieses verfluchte Dorf zurückgelaufen und schrie von weitem: »Da draußen liegt er jetzt und ist eine Leiche . . .«

»Wer?«

»Der Knecht, der Hakenkreuzler . . .«

Oh, diese gottverdammte Nacht! — Der Jakob redete sich drüben in der kleinen Stadt in einer armseligen Schenke das Herz heiß. Vor den Fenstern lauerte die Meute, und da, dicht vor ihm, stand der Knecht und lauschte mit glänzenden Augen in seinem gebräunten Bauerngesicht. Als der Jakob ging, gab er ihm die Hand. Sie grüßten einander im Namen eines Mannes und waren in diesem Namen alte Freunde. ‚Wie heißt du?‘ und ‚Was bist du?‘, davon war keine Rede.

Eine Stunde darauf lag der Knecht in seinem Blute auf der Landstraße. Der Bauer, der Herr, stellt einen anderen ein. Es gibt genug Knechte. Was weiter?

Gestern weigerte sich der Pfarrer, dem Toten sein bißchen Erde mit dem geweihten Wasser zu segnen, weil sie die Fahne an das Grab trugen, für die der arme Teufel verbluten mußte. Das Dorf gab dem Gesalbten recht, und die Jünglinge bewarfen die Fahnenträger mit Steinen und rissen die Schleifen von dem Kranze, den der Jakob auf den nassen, nackten Hügel gelegt hatte.

Wo der Segen Gottes ist? . . .

Das müssen die wissen, die ihn verteilen.

*

Der Jakob steht da und stützt die Hände auf den Tisch auf; ein Grübler, einer, der sich inwendig eine Rede zu halten scheint. Eine erbitterte Rede, wenn sein Gesicht ein Spiegel ist. Ein Haderer in einer Fallgrube des Lebens; einer, der mit verbissenem Munde über einem morschen Tische dem Schicksal Opposition macht.

Lastende Stille.

Nicht einmal das Ticken einer Uhr. Ein Haus ohne Glockenschlag; ein Mann, der das Zählen aufgab. Langsam kommt die Winterdämmerung durch das schmale Fenster in dieses armselige, dumpfe Gehäuse gekrochen, blau und düster.

Heimweh und Trübsal.

Sagt, ist es nicht lächerlich, ein erwachsenes Menschenpaar leibhaftig in einer Zwergenzelle wohnen zu sehen? Ein Mann und eine Frau in dieser Hütte, das heißt den Spott auf ihren Baumeister großartig weit treiben. Vielleicht standen einmal die Ziegen eines Kleinhäuslers an den Ringen vor diesen niederen Wänden, daraus sich der grüne Pilz das ganze Jahr

über vollsaugt. Zwischen den zersplitterten Dachziegeln tropft das Schneewasser durch die Lappen und Lumpen, mit denen der Jakob die Risse und Ritzen verstopfte. Wäre er so dreist, sie eines Tages wieder herabzureißen, so könnte er von Bett und Stuhl aus geradewegs in das Firmament hinaufschauen.

Der Großbauer hat seine guten hundert Stück Vieh im Stalle stehen, und nicht einmal ein einziger Regentropfen vermöchte dort in einen Trog zu fallen. Diesen Mann hier aber läßt er den Mietzins zweifellos für Sonne, Mond und alle Wetter des Himmels zugleich mitzahlen.

Wer nicht daran gewöhnt ist, wie ein Hund zu hausen, dem macht eine solche Wohnstatt die Augen stumpf und den Atem schwer. Oh, der liebe Herr dort droben gibt gewiß einem jeden Tier ein Nest; er hat auch den Jakob nicht vergessen, haha ...

Der ist es längst gewohnt, mit grauem Gesicht unter die Menschen zu gehen. Wer darin lesen will, der lese.

Nun schiebt er den Pinsel beiseite und reckt sich und streckt sich, gleichsam von Wand zu Wand. Ja, auch dem billigsten Kostgänger blüht tagsüber seine Last. Hier malte einer schwarze Buchstaben und rote Striche auf weißes Papier. Grobschlächtige Plakate. Aufruf, Angriff, Beschwörung; alles zusammen. Handgemaltes Geschrei, ein wenig aufdringlich, plump und vermessen.

Da liegt es auf dem Boden.

Das letzte Blatt ist noch naß. Man muß mit ihm umgehen wie mit einem rohen Ei. Nun mag die Nacht fallen, bitte sehr.

Der Jakob blickt auf. »Das hat er wieder schön gemacht, der Kollege Jakob«, sagt er, »nicht wahr, Karin?«

Die junge Frau sitzt dort in der dunklen Herdecke und näht. Nun gibt sie es auf und läßt die Hände ruhen. Da weiß er, daß sie lächelt.

Ach, sie lächelt immer geduldig, wenn er unstet ist und sich inwendige Reden hält, weil ihn der Zorn über die Welt und den Hunger und das tägliche Elend und die ausweglose, drohende

Zukunft wie ein reißendes Tier anfällt. Dann verkrampft sich seine Stirn zu Falten und Furchen, und er rennt in der Stube hin und her wie der Luchs im Käfig, bis er endlich heiser auflacht, die Fäuste um die Stuhllehne schlägt und diesem armen Kollegen Jakob spottbittere Lehren über das schöne Leben vorkanzelt. Wahrhaftig: ein kleiner, hilfloser Vesuv, dieser Mann, der sich den Haß wie Asche über das eigene Haupt gießt. Seit Jahr und Tag.

Immerhin, er weiß wohl wenigstens, wie es um ihn steht; und so pflegt er am Ende zu sagen, sie, die liebe Karin, solle ihm um Gottes willen mit diesem albernen Kollegen da kein Mitleid haben. »Er hat es nicht anders gewollt, als es ist. Nein, keine Barmherzigkeit! Sag ihm die Wahrheit . . .«

Die Wahrheit?

Die Wahrheit ist, daß die blasse, blonde Frau weiß, warum sie lächeln und ihm über das ewig wirre Haar und die verkrampften Fäuste streichen muß. Auf der ganzen Welt keine geduldigeren Hände als die ihrigen, gewiß nicht! Er aber knurrt dann: »Der Teufel soll dieses Leben holen, ich hätte nichts dawider!« — Für einen gestreichelten Hund ist es kein Kunststück, zu knurren . . .

Jaja, Redensarten, Alltägliches, ein wenig Verzweiflung, Trotz und Galle. Nicht anders. ‚Vabanque' des kleinen Mannes. Kühne Worte und Beschwichtigung. Ein billiges Schaustück auf der Rampe der Armseligkeit mit einem Helden des Unmutes. Kein Mensch gibt einen Heller dafür her.

Aber diese Frau hier muß es sich nahezu jeden Tag ansehen. Immer dieselbe Rolle hüben und drüben. Sie sollte ihm einmal den Star stechen. Das sollte sie, Karin.

»Gib es auf«, sollte sie sagen. »Was Du da tust, das hilft uns nicht und schadet uns nur. Du siehst es ja. Du kannst es ja greifen. Streck Deine Hände aus: und Du stößt an ein stickiges, feuchtes Gemäuer. Reiß Deine Augen auf: und Du siehst, daß meine Wangen längst fahl und schmal geworden

sind, obwohl ich ein junges Weib bin und mein Vater eine Dame aus mir machen wollte. Heda! Bist Du blind? Bist Du zu feige, um die Wahrheit anzuschauen?«

Aber nichts dergleichen. Seit Jahr und Tag nichts dergleichen, nein. Sie weiß, wann es an der Zeit ist, zu lächeln. Dann ist sie freundlich mit ihren schlanken Händen, die, wie gesagt, einmal dazu ausersehen waren, Damenhände zu werden und sorglos zu sein. Nahezu eine vergnügte Stimme, Zuversicht und gute Worte: »Geduld, Jakob. Du hast recht, gewiß. Es wird ja sicher alles einmal anders . . .«

Nun steht er dort und schmeichelt ihr über den seidigen Scheitel. Gekose, Winterdämmerung, Märchen, zerflickte Kleider, der Mauerschwamm ringsum und auf dem Fußboden grobschlächtige Plakate statt eines Teppichs aus Wolle und Garn. Man darf nicht einmal darauftreten.

Dieses Leben treibt sein kurioses Spiel. Niemand fällt ihm in den Arm. Nein . . . ‚Vabanque'!

Jawohl: ‚Vabanque!'

Aber der Teufel, der beschworene Geselle, spielt persönlich mit. Bitte sehr: Da liegen zum Beispiel diese Plakate auf der Erde. Dort sollen sie gewiß nicht liegenbleiben, nein. Heute abend werden sie an die Mauern und auf die Scheunentore gekleistert. Morgen aber heult die Meute wieder auf, weil sie dahängen, vor jedermanns Augen, zu Ärger und Trotz einer ganzen Gemeinde. Das ist morgen, wenn die Blätter von den Wänden schreien: ‚Deutschland erwache!'

Dafür aber muß eine vermummte Patrouille durch die Nacht gehen. Als der Jakob neulich mit dem Peter an der Reihe war, schlichen sich ein paar heimtückische Burschen vom freien Felde her an das Häuschen heran und warfen faustgroße Steine in das kleine Fenster. Keine Scherbe mehr im Rahmen, die Dachziegel vollends zu Bruch, Karin mitten im tiefsten Schlafe auf den Tod erschreckt. Als der Jakob nach Hause kam, fand er sie bleich und bebend.

Die junge, schmalgesichtige Frau aber erwartet ein Kind.

Nun stellen sie nachts einen Posten vor die Hütte, wenn der Jakob abendelang, nächtelang zu den Versammlungen, Märschen, Fahrten und Beratungen unterwegs ist. Weder das eine noch das andere ist in diesen grimmigen Winternächten etwa ein beträchtliches Vergnügen zu nennen. Wind und Wetter, wie es kommt. Kein Aufhebens weiter davon. Auf keiner Seite. Krieg im Frieden, und der kennt keinen Spaß und keinen Pardon!

Am Morgen nach jener heimtückischen Attacke ging der Jakob zum Heini hinüber in die Werkstatt, schnitt sich ein Stück von einem alten Wasserschlauch herunter und bastelte daran herum. Nun hängt dieser Knüttel hier an der Tür.

»Ich werde einem den Schädel damit einschlagen«, sagte der Jakob, »wenn ich einen von diesen Hunden einmal erwische . . .«

Der Heini grinste: »Wenn Du einen von ihnen erwischst, ja . . . Und dann sperren sie Dich ein. «

»Was?«

»Dann wirst Du eingesperrt . . .«

»Hah«, brauste der Jakob auf, »das will ich sehen! Ich bin im Recht . . .« »Trotzdem wirst Du eingesperrt«, beharrte der Heini: »Wir sind schon jahrelang im Recht; und dennoch stellen sie uns mit Messern und Paragraphen, Strafen, Steinen und Verboten nach. Wir sollen zu Kreuze kriechen, mein Sohn. Hat alles sein Bewandtnis. Du aber berufst Dich auf das Recht! Du bist ein Esel, mein Sohn. Verstehst Du?«

Du liebe Zeit, nichts von Unsterblichkeit und großen Taten! Nein, listige Dispute um ein Stück von einem alten Gartenschlauch und dies und jenes. Als der Jakob ging, sagte er: »Ich werde den Knüppel hinter die Tür hängen. Nur zum Hausgebrauch . . .«

»Aber Du wirst dennoch eingesperrt«, rief ihm der Heini lachend nach.

»Und wenn . . .«

Schluß. Dort der Knüttel an der Tür; hier eine Frau, die ein Kind erwartet und wehrlos ist, sobald der Mann aus der Stube geht. Das ist alles.

Karin hat das griesgrämige Steinöllicht angezündet. Äpfel, auf der Herdplatte geschmort, dampfende Kartoffeln in der Schüssel: Das Abendmahl ist fertig.

»Unser tägliches Brot gib uns heute«, sagt der Jakob zähneknirschend. Karin schweigt darauf.

Während er das Essen hinabwürgt, wendet er keinen Blick von ihrem hageren, blutleeren Gesicht. Es paßt nun einmal nicht in diese traurige Höhle. Es ist von schmalem, feinem Schnitt, ein stilles Muttergesicht, dem die einsamen Sorgen die Augen übergroß gemacht haben. Wenn nur das ungeborene Kind nicht dafür büßen muß, daß sein Vater ein Narr geworden ist!

Klopfen an der Tür. Der Hannes.

»Heil Hitler!«

Ja, früh und spät diesen Gruß.

»Tritt mir nicht auf die Plakate«, sagt der Jakob barsch. Dann setzen sie sich auf die Bettkante, kärglich wie die Spatzen auf dem Drahte. Eine regelwidrige Sitzerei, weil diese Matratze weder Rahmen noch Bein hat. Eine Lagerstatt gegen den Brauch, ein Feldquartier allenfalls.

Karin räumt die Tafel ab. Nirgends große Umstände. Der Hannes zieht eine Tabakstüte aus der Tasche. Grobe Pfeifen, Qualm von oben bis unten. Dieser Hannes ist in Tabakssachen ein Zauberer, eine Art von Wunderwirker. Kein Mensch gibt ihm etwa den Auftrag: Hier, mach mir eine neue Regenrinne, ein neues Schloß an mein Tor oder so. Wer weiß, wie lange es schon her ist, daß er die letzte Lohntüte in der Hand hatte. In dieser Beziehung kann sich mancher junge, rüstige Kerl getrost um sein Lehrgeld grämen. Mit dem Hannes ist es nicht anders. Trotzdem, was den Tabak betrifft, so steht er im Range eines Nothelfers, eines überragenden Talentes; in

diesem Punkte wenigstens gibt es für ihn nichts Unmögliches. Gott sei Dank.

Jetzt, wie gesagt, Qualm vom Fußboden bis unter das Dach und Behagen. Draußen dürften ruhig Wölfe heulen. Die beiden Männer machen die Plätze aus, wo die Plakate hinsollen. Der Hannes flammt vor geheucheltem Bedauern darüber, daß sich der Herr Lokalredakteur wegen dieser Versammlung am Sonntag wieder hart an den Rand eines Schlaganfalles heranschreiben müsse. »Im übrigen«, sagt er, »ist heute ein Neuer gekommen. Bierfahrer. Ein Bulle, gegen den bin ich ein Waisenknabe. Ich habe ihn gleich für heute abend hierher bestellt.« —

Der Neue kommt. Ein Roß von einem Menschen, kann man sagen. Er bietet ein wenig unbeholfen und verlegen den ‚Guten Abend' und bekommt dafür den Sitzplatz auf dem zweiten Stuhle, der noch frei ist. Dann warten sie ungeduldig auf den Heini.

Endlich!

«Haben sie Dir den Laden gestürmt?» fragt der Hannes spöttisch. Der Heini würdigt ihn keiner Antwort. Aber der Jakob wird gelobt: »Die Plakate, Respekt!« — Der Jakob lacht: »Was habe ich gesagt, Karin?«

Sie drücken dem Neuen den Gummiknüppel in die Faust. Der verbirgt ihn unter dem Wams und macht sich auf den Posten; denn der Jakob muß zum Kleistern mit hinaus. Er ist mit der Zeit so etwas wie ein Klebemeister geworden. Das Anschlagen da draußen muß schnell gehen, ehe der Ortspolizist oder eine Bäuerin etwa wegen dieses oder jenes Platzes Geschrei machen. Morgen abend wird zwar die Hälfte der Blätter wieder abgekratzt sein, aber bis dahin hat der Jakob bereits ein neues Dutzend gemalt. Deutschland erwache! Ja . . .

Sie machen sich auf den Weg. Bitterkalter, glitzernder Himmel. Der Atem dampft dick und weiß, der Schnee knirscht unter den Sohlen. Der Heini in einem alten, abgeschabten

Mantel; der Hannes hat einen langen Umhang übergeworfen. Nur der Jakob läuft in der blanken Joppe herum. So stapfen sie mit hochgeschlagenen Kragen voran, die Hüte tief in die Gesichter herabgezogen. Der Hannes trägt die lange Rolle unter dem Überwurf. Die beiden anderen haben mit dem Kleistertopfe genug zu tun. Wer ihn zuletzt trug, haucht sich die Hand einen Augenblick an . . .

Als Karin das Fenster öffnen will, um ein wenig frische Luft hereinzulassen, findet sie einen halben Laib Brot auf dem Sims liegen und in einem Zeitungsbogen ein Stück verrußten Speck. Der Jakob wird wieder ein mürrisches Gesicht machen, wenn er davon erfährt.

*

Ein gespenstischer Nebel hat die Sonne ertränkt. Sie ruderte eine Morgenstunde lang verzweifelt darin herum wie in einem gläsernen Brei, gab es auf und versank spurlos. Eigentlich sollte nun heller Mittag sein. Aber weit und breit das graue, kalte Nichts. Ein verlorener Tag.

Das kleine Fenster an dem Häuschen verleugnet sich innen und außen hinter geblumtem Eis, und die Stube ist noch enger und dumpfer als sonst. Der Jakob steht träge umher, bläst Gucklöcher auf und späht hinaus, als ob er hinter einem Bullauge unter Wasser säße und auf Ebbe warten müßte. Dort die alte Linde macht einen Spuk und schwebt. Ein Geist von einer Linde, kann man heute sagen. Kein Fahrzeug, kein Viehgatter, keine Krähe, kein Mensch. In dieser Kälte geht niemand ins Feld. Nicht einmal einen Holzknecht hat der Großbauer heute mit Schlitten und Geklingel in den Wald geschickt. Ja, es ist, als ob die Erde stehengeblieben wäre. Der Jakob aber versucht sich in der Kunst, Gucklöcher durch eine gefrorene Scheibe zu hauchen. Langweiliger, träger Trotz drinnen und draußen.

Bis Karin ein Wort über die Versammlung von gestern

verliert. Da horcht der Jakob auf. Schon ist er auf der Rampe, der Kollege Jakob. Das Stichwort ist gefallen. Ja, immer dieselben Rollen hüben und drüben. Über dem Guckloch wachsen bereits wieder die Eisblumen. — »Ach so, ja«, sagt er, »gestern abend . . .!«

Dann legt er eine Hand auf den Rücken und zieht bedeutungsvolle Stirnfalten hoch. »Ja, die Versammlung gestern. Das habe ich Dir wohl noch gar nicht erzählt . . .?« Stillschweigen. Atempause vor dem Bericht über eine Schlacht. Auf der Herdplatte zischt es derweilen unaufhörlich. Immer im genauen, sekundenlangen Abstand, wie von einem Uhrwerk gelöst. Das Schneewasser läßt sich durch alle Lumpen und Lappen nicht aufhalten.

Der Jakob macht eine große Geschichte um diese Versammlung und Karin hört geduldig zu. Er meint zwar, es sei gar nichts Besonderes darangewesen. »Es ist ja immer das gleiche«, sagt er. Weil aber die junge Frau dasitzt und augenscheinlich bereit ist, aufmerksam zu sein, ereifert er sich dennoch, steckt die Hände in die Hosentaschen, geht hin und her und tut, als ob er da gestern abend ein Königreich hätte erobern sollen. In Wahrheit aber handelte es sich um eine alltägliche Versammlung in einem alltäglichen Orte. Steht deswegen heute die Welt auf dem Kopfe?

Dazwischen die Tropfen auf dem Herd, uhrgenau. Das ist auch eine Geschichte, bitte. Eine Alltagsgeschichte. Eine miserable Geringfügigkeit, nichts weiter.

Der Jakob geht in der Stube umher wie ein Soldat auf Wache. Wie lächerlich, mit langen Stiefeln an den Füßen darin einherzugehen und Reden an ein Volk zu halten; Karin allein hört zu, schweigt still und fällt ihm nicht etwa ins Wort: »Höre endlich auf damit!« Sie hat sorgenvolle Augen und weiß, wann es an der Zeit ist, ihn anzuhören.

»Vierhundert Personen sind gut und gern oben gewesen«, erklärt er. »Das will schon etwas heißen. Drei davon sind zu

uns gekommen. Drei, jawohl . . . Ihr könnt meinetwegen lachen, meine Herrschaften. Drei, genau drei. Keiner mehr, keiner weniger. Etwas wenig für soviel Geschrei, meint ihr . . .? Lacht, bitte; lacht nur immerzu! . . . Es können auch eines Tages dreißig werden — es werden eines Tages dreißig sein — und dann dreihundert — und dann . . . oh, ihr sollt es noch erleben! — Drei hätten wir euch also wieder einmal abgejagt. Die übrigen dreihundertsiebenundneunzig kamen nicht und sagten: Jetzt sind wir auch da, von heute ab sind wir dabei. Nein, das taten sie nicht. Im Gegenteil, sie gingen nach Hause, schimpften daheim unter den Bettdecken und schliefen schlecht. Ist das nichts, Karin, ist das gar nichts?«

Die Frau lachte leise auf und nickt. Eitel Ermunterung und Beifall. Da fährt er fort:

»Einige stritten auf der Straße, weil einer meinte, es wäre gar nicht so unrecht, was wir da wollten.

Was wollen wir denn?

Kommen wir etwa und betteln um Almosen für uns? Tun wir das?

Oder sagen wir, was recht ist?

Jawohl, ihr Herren, wir sagen euch vor den Kopf, daß es so nicht geht, wenn ein jeder nur an den eigenen Bauch und an den eigenen Beutel denkt . . . Wir sagen euch, daß es auf der Welt nur Deutsche und andere gibt . . . Eines Tages holen euch die anderen den letzten Löffel Brei aus der Schüssel. Dann aber fallt ihr übereinander her und schreit: Du bist an allem schuld; nein, du und kein anderer . . .

Und die drüben segnen euch mit Gelächter und Granaten, und einen Tritt in den Hintern könnt ihr jederzeit dazuhaben. Eure Kinder werden nicht mehr satt und nicht mehr alt. —

Seid ihr so faul oder so dumm, daß ihr nicht endlich zur Einsicht kommen wollt? . . . Wir sollten euch mit Ochsenziemern beschwören, anstatt mit langen Reden.«

Ach, immer dasselbe Spiel.

Und die Tropfen ziſchen auf der Herdplatte, die Frau hat die letzten Kartoffeln im Korbe geſchält. Der Wind wird keine neuen ins Haus wehen. Aber der Jakob ſteht gewaltig da und fordert die deutſche Nation heraus. Er geht an das Fenſter, ſchabt ein neues Loch durch die Eiskruſte. Nichts als Nichtigkeit und Armſeligkeit inwendig und auswendig.

»Nimm dir einen Stecken«, ſagt er plötzlich mit klirrender Stimme, »einen Prügel — und fang bei dir ſelbſt an, Kollege Jakob. Es tropft dir da den ganzen Tag auf deinen Tiſch, und Bett und Brot verkommen am Schimmel, du aber machſt Geſchwätz . . .«

Karin?

Sie hat klare Augen. Dieſes Blau ſchillert nicht. Sie hat eine blanke, weiße Stirn, die ſich nicht verzerrt. Ihr blondes Haar iſt ſeidenweich; ein wenig zu fein, könnte man meinen.

»Jakob«, ſagt ſie. — »Jakob . . .!«

Er ſtützt die Ellenbogen auf das Fenſterbrett und ſtarrt zwiſchen den Fäuſten die nachwachſenden Eisranken an. Aber er bläſt ſie nicht mehr weg. Karin legt ihm die Hand auf die Schulter. Dann geht ſie zum Herd. Da kommt der Hannes herein.

»Heil Hitler«, wie immer.

Er zieht eine Zeitung hervor: »Der Wunderſpiegel der Gemeinde, das Neueſte für jung und alt. Bitte ſchön. Da . . . keine Zeile von geſtern abend . . .«

»So, es ſteht alſo nichts darin?«

»Nein.«

»Dann haſt Du Dich zu früh gefreut, Hannes. Der Neuigkeitsdirektor iſt doch nicht dümmer als Du.«

». . . Es gibt ja auch Wichtigeres«, knurrt der Hannes. »Hier: Der Kirchturmhahn wird neu vergoldet. Der Großbauer hat hundert Mark dafür geſtiftet. Das iſt eine Tat! Darüber läßt ſich vor Gott und den Menſchen herrlich reden!«

Der Hannes bringt heute auch nichts anderes als den ge-

meinen Ärger in die Stube mit. Aber nun ist der Jakob plötzlich obenauf. »Pfui über Dich, Hannes«, sagt er lachend. »Gönnst einem Christenmenschen nicht einmal seinen guten Platz im Himmel. Dir spitzt der Neid die Zunge, hahahaha . . .«

Der Hannes jedoch ist nicht zu Gespött und Gelächter aufgelegt. »Hah«, knirscht er, »ich wäre arg zufrieden, wenn ich vorläufig einmal hier unten einen bescheidenen Platz bekäme. Schmeiß das elende Blatt ins Feuer mitsamt dem goldenen Gockel. Der kann mir auch gestohlen werden mit seinem gottgefälligen Gefieder!«

»Schließlich«, meint der Jakob, »ist es gar kein Schaden, wenn der Neuigkeitsdirektor keine Berichte mehr bringt. Denn seine Lügen machen uns wohl mehr zu schaffen als sein Schweigen . . .«

»Naja, Jakob. Aber er könnte doch auch einmal die Wahrheit schreiben. Das wäre nicht zuviel verlangt, meine ich.«

»Meinst Du . . . Ja. — Weil er das aber nicht tut, werden wir ihm wohl dankbar sein müssen, wenn er gar nichts mehr schreibt.«

Gepänkel, Strategie des Rückzuges und der Ohnmacht gegen einen kleinen Zeitungsschreiber. Der Hannes murrt: »Von mir aus soll sich der Großbauer die Nase vergolden lassen und sich selbst auf den Kirchturm setzen. Dann hat er nicht mehr so weit hinauf . . .«

Jaja, Verächtlichkeiten gegen die Macht, das Geld und das Seelenheil anderer Leute. Karin aber lacht darüber, bekommt sogar ein wenig Röte davon ins Gesicht. Auch den Männern tut es gut, Karin lachen zu sehen. Der Jakob geht hinaus und klaubt sich einen Armvoll Scheiter von der Wand. Wenn dieser Winter so weitermacht, dann werden sie ihn in dem Loch da drinnen noch erbärmlich verwünschen lernen. Das bißchen Holz hier wird bald verbrannt sein.

»Grüß Gott«, sagt plötzlich jemand. Wahrhaftig der Großbauer!

»Heil Hitler!«

»So. Hm. Grüß Gott habe ich gesagt.«

»Ich bin nicht krank an den Ohren, Bauer ...«

Pause. Dann meint der Alte:

»Kalt heute, saukalt. Ja. Nicht ein Funken Sonne.«

»Ja, der Nebel ist zäh heute.« —

Und wiederum Pause, mißtrauische Erwartung. Der Jakob, mit seinem Armvoll Holz und kalten Fingern, will hineingehen. Der Großbauer wirft ihm eine neue Frage in den Weg; dummes Zeug, Scherben und Abfall von Redensarten. Der Jakob kneift mißmutig die Augen zusammen.

»Was machst Du denn, wie geht es denn?« Der Großbauer hat gut fragen. Da steht er mit spitzem Bauche und einer bläulichen Fleischnase im Gesicht, hat eine moosgrüne Lodenjoppe an, die Hände in Pelztaschen stecken, die Ohren unter einer Wollmütze —, und fragt andere Leute, wie es geht. Ein reicher Mann und allbekannter Christenmensch steht er da und sagt barmherzig: »Es ist kalt heute« und »Wie geht es?«

»Wie soll es gehen? Gut geht es«, erwidert der Jakob ärgerlich, läßt eine Hand vom Holze und haucht hinein.

»So? Hm.«

Der Jakob will nun gehen. Der Großbauer räuspert sich.

Oh, heute läuft keiner für nichts und wieder nichts hinaus, um zu frieren.

»Was ich sagen wollte«, beginnt er von neuem. »Du hast den Mietzins für die Wohnung noch ausstehen. Der Monat ist fast um. — Wie denkst Du Dir das?«

Aha! Der Jakob wird rot bis unter die Haare. »Der Mietzins für die Wohnung, sagst Du ... Ja. Ich weiß.«

»Naja, und ...?«

»Mein Gott, wegen dieses lumpigen Talers wirst Du doch nicht in Verlegenheit kommen; und bisher bin ich Dir ja noch nichts schuldig geblieben. Das wirst du nicht behaupten können.«

Der Bauer kichert, hähähä. Er muß seine dicken Augendeckel gewaltig anstrengen, wenn er auch sehen will, worüber er lacht. Ein quäkender Frosch. Der Jakob betrachtet ihn verächtlich, heftet den Blick ohne Scham auf die gedunsene Nase des anderen. Zins für die Wohnung! Wie großartig der Alte das gesagt hat! Wie mächtig! »Hast Du sonst noch etwas auf dem Herzen?« fragt der Jakob plötzlich dreist heraus.

Da seht ihn an, den Stifter güldener Hahnenfedern, wie er den Bauch hebt, das Kinn hebt und aus wässerigen Schlitzen grün blitzt! Ei, wie er zischt und züngelt: »Was schaust Du mich so an?« Ob er es vielleicht nötig habe, in dieser Kälte dem Herrn Jakob nachzulaufen, weil der ein solcher sei, der andere Leute gern um ihr Geld bringen möchte? Wie? — »Nein, mein Lieber, so ist das nicht. Das wirst Du ja wohl einsehen. Wovon willst Du denn zahlen? Hockst Du nicht den ganzen Tag hier herum und tust nichts? Wer nicht arbeitet, der hat natürlich auch kein Geld, um seine Schulden zu bezahlen, hähä ... Und dann kommen sie daher, verlangen sich ein Dach über den Kopf, und unsereins soll zusehen, wie sie dasitzen und dem Herrgott den Tag stehlen. Soll Dir wohl auch noch gebratene Tauben auf den Tisch stellen ...?«

»Halt!« sagt der Jakob und lädt bedächtig das Holz wieder auf den Stapel zurück. Da steht er jetzt, die Hände breit in den Hosentaschen, und nimmt den Bauern scharf ins Visier, über Kimme und Korn: »Du kannst Dein Geld verlangen. Unbestritten. Aber im übrigen ...«

»... Im übrigen«, höhnt der Bauer, »im übrigen kann ich mich hier in der Kälte herstellen und den Hut abziehen und den Herrn Jakob auf meinem eigenen Grund und Boden ganz untertänigst ersuchen, er möge sich um eine Arbeit umtun und mir seine Schulden bezahlen. — Wenn einer nichts im Kopfe hat, als mit dieser Narrenbande da herumzulaufen und Radau zu machen ...« Er trillert nicht schlecht, der alte Vogel! »Einem solchen schenk' ich nichts, einem solchen schon gar nicht! Einen

solchen dulde ich nicht hier auf meinem Anwesen — verstehst Du — einen solchen überhaupt nicht!!«

Das sitzt. Lauter Gift und Galle. Der Schnee könnte rings davon grün sein.

Der Jakob spuckt aus. »Bist Du nun fertig?«

Der Alte keucht vor Ingrimm, bläst durch die Nüstern, schnaubt wie ein junger Hengst. Er hat dieses einzigartige Paar dürrer Hände, diese knochigen gelben Krallen, aus dem Pelzfutter genommen, um damit zu fuchteln. Soweit hat er sich vergessen! In der Tat, soweit ist es mit ihm gekommen, daß er diese Hände aus den warmen Pelztaschen herauszog, um derentwillen ihn das Gesinde den ‚Geier' heißt! Der Jakob aber sieht ihm höhnisch zu und schweigt. Ein bösartiges Schweigen, das einen keifenden Fuchteler leicht um den Verstand bringen kann. Plötzlich machte er zwei gemessene Schritte und steht ganz dicht vor dem Bauern. Er hält immer noch die Hände in den Taschen, aber sein Kinn ist scharf nach vorne gekeilt, und auf seiner Stirn steht eine blaue Ader, ein gefährliches Flämmchen unter der Haut. »... Noch einmal!« sagt er — und sein Atem faucht — »Noch ein einziges Mal ...!! Dann bist Du mir nicht zu alt und nicht zu dumm, merk' Dir das! ... Und wenn Dich hier friert — bleib zu Hause. — Einen Schnaps kann ich Dir nicht geben. Dein Geld bekommst Du, und dieses elende Loch da sollst Du auch bald wiederhaben. Kannst Dich ja dann selbst hineinhocken. — Im übrigen geht es Dir ja gut, he?«

»Jawohl«, schreit der Großbauer außer sich, »jawohl, Du hergelaufener Tagedieb ....!!«

Da geschieht es, da fährt ihm der Jakob an die Kehle. Der Alte schlägt um sich und keucht verzweifelt: »Laß los. Laß mich los, sag' ich. Auf meinem eigenen Grund und Boden packst Du mich an — wagst Du mich anzupacken, Du ...«

Der Jakob hat ihm mit blindwütigen Fäusten unter den Joppenkragen gegriffen und schnürt ihm erbarmungslos das Chemisett zusammen. Er sieht ein Paar kleine, schillernde Pu-

rillen, eine fleischige, rissige Nase und darunter ein wulstiges Maul, das entsetzt nach Luft schnappt. Das ist alles widerlich nah, tierisch nah. Da gibt er dem Bauern einen Stoß, daß er weit in den Schnee zurücktaumelt, und speit aus. »Pfui Teufel!«

»Oha«, sagt plötzlich der Hannes und steht neben dem Jakob; wie aus der Luft gefallen. Mit einer Gitarre in den Pranken steht er auf einmal da und leckt die Lippen wie ein Bär, der Honig wittert. Unbesehen nimmt ihn der Großbauer an, noch wankend, atemlos und halb von Sinnen. »So, Du bist auch da! Natürlich, natürlich, er auch! Dein Vater und Deine Brüder können ja zusehen, wie sie Dir das Fressen auf den Tisch schaffen. Du aber brauchst nur herumzulungern ....«

»Was sagt der da, Jakob?«

Der Hannes holt kurzerhand mit der Zupfgeige aus. Das soll fürwahr kein schlechter Schlag auf einen frommen, alten Schädel werden. »Dir will ich wohl den Hals stopfen, Du Satansbraten ...«

»Laß ihn laufen«, befiehlt der Jakob und fällt dem Hannes im letzten Augenblick in den Arm. Dort rudert, schnauft und schnaubt der Alte stolpernd in den Nebel davon, ballt die Hände und kreischt: »Euch werd' ich helfen, ihr Gesindel, euch werd' ich helfen! Dein Vater soll Dich aus dem Hause 'rausschmeißen, Du Kerl, du elender. Und dem andern setz' ich das Bett vor die Tür. Auf Ehr' und Seligkeit, ihr sollt mich kennenlernen ..!«

»Hörst Du den Geier krächzen?« Der Hannes winkt mit der Gitarre hinüber: »Laß erst den Gockel vergolden, damit Du sicher in den Himmel kommst, wenn wir Dir eines Tages doch noch das Kreuz abschlagen müssen!«

Der Großbauer brüllt wie ein Irrer herüber und seine Stimme droht zu bersten. Unflat über und über. Karin steht mit kreideweißem Gesicht in der Tür und zittert. Nein, keinen Pardon in diesem heimtückischen, heimlichen Kriege; Auge um Auge, auf der ganzen Linie. »Komm, Karin!«

*

Der Hannes lacht in einem fort vor sich hin. Ein zersplittertes, gefrorenes Lachen, bei dem er die Zähne ineinander verbeißt. »Ja«, sagt der Jakob mühsam. »Es konnte nicht anders kommen. Ich habe schon lange darauf gewartet ... »Nun sitzen sie da und schweigen. Auf dem Tische liegt eine halbe Wurst. Es lohnt nicht mehr, mit dem Hannes wegen eines Wurstzipfels anzubinden, wenn der reichste Bauer der Gemeinde um ein paar schuldige Groschen einen anderen einen Bettelmann und unnützen Tagedieb heißen darf. Die Männer starren vor sich hin und pressen die Fäuste zwischen den Knien. Karin ist noch immer wachsbleich, der Jakob grau wie altes Mehl. Nur der Hannes hat einen roten Schädel auf und dieses barbarische, erfrorene Lachen um den Mund.

»Komm, iß«, sagt Karin leise. »Du auch, Hannes. Es sind nur Kartoffeln. Kommt.« — Eine traurige Mahlzeit. Es könnten Steine in dieser Schüssel liegen. Gott mag es wissen.

Plötzlich erhebt sich der Hannes und stößt die Tür hart nach draußen auf. Ein großer, gelber Hund steht dort im Schnee, den schmalen Kopf ein wenig schräg vorgestreckt, die Lauscher gespitzt. Der Hannes ergreift ein Stück Holz: »Scher dich zum Henker ...!« Der Jakob jedoch sagt, er solle das Tier hereinlassen. »Ja, Wolf, komm du nur her!« Mißmutig läßt der Hannes den Hund passieren und nennt ihn verächtlich einen Bauernköter. Der Jakob aber klopft dem Wolf die Schultern; der wedelt mit der buschigen Rute und hat warme, braune Augen, die klug und dankbar blicken können. Der Hannes muß sich dareinfinden, daß der Jakob zu des Großbauern Hund freundlich ist. Er macht eine Weile lang ein essigbitteres Gesicht; dann aber wird er dieser Maske offenbar überdrüssig. Er zaust das Tier an der Wolle und krault es hinter den Ohren. Neckerei und arglosses Geplänkel. Der Jakob gibt seinen Spott darein.

»Ja, Hannes, ein wilder Mann hat auch ein Herz!«

»Ein wilder Mann? Wenn der Geier Euch auf Eure Freundschaft kommt, der hackt Euch allen beiden die Augen aus!«

Jedenfalls gibt es wegen dieses Tieres ein wenig Spiel mit Worten und Aufatmen. Schließlich macht sich der Hannes auf den Weg zum Heini, und der Wolf legt sich vor Karins Füßen nieder. Stumpfe Stille und Düsterkeit wie hundertmal zuvor; die Tropfen aber zischen lauter auf der Herdplatte. Langsam spinnt sich der Jakob wieder in den alten, verzweifelten Zorn ein. Und wenn er auch Eisblumen zerkratzt und hin und her geht und sich wieder hinsetzt und nichts tut, so wird davon doch nichts anders. ‚Va banque' — den ganzen Einsatz! —

Da sitzt Karin. Sie ist jung und erwartet ein Kind. —

Man muß die Augen schließen und dem Gehirn das Denken verbieten. Sonst ist es vorbei. Über Nacht. Da genügt ein einziger, überdrüssiger Augenblick, und es ist vorbei. Dann liegst du da, und es ist alles überstanden, verloren und vorbei. Kein Hahn kräht danach ...

Der Jakob legt die Hände über die Augen, gräbt die Finger tief ins Haar. ‚Va banque'...!

Jeden Tag und jede Nacht schreibt das Schicksal in Deutschland irgendwo ein und dasselbe Drama, ohne Rührung und ohne Ruhm. Ein Mann, der nach der Pistole greift; seine Kinder, sein Weib, oh, sie werden gar so sicher allen Elends ledig! — Die letzte Kugel im Magazin gehört dem Vater ...

Eine Mutter, der das Irrlicht im Gesicht flackert, wenn sie ihre Kleinen in die Betten bringt, ihnen mit bebenden Lippen die Wangen, den Mund, die müden Lider in den Schlaf küßt, im Dunkeln die schweißnassen Hände faltet und lauscht, bis sie alle ganz ruhig und ebenmäßig atmen. Dann schleicht sie in wirrem Taumel hin und öffnet den Hahn; und sie werden alle, alle still — ihre Lieblinge, die hohläugigen, — unendlich still und nie mehr wieder wach, nie mehr um Brot flehen mit ihren mageren, kleinen Händen und Stimmen ...

Seht, eine junge, schwangere Frau lauert auf finsterer Brücke, horcht in die Nacht, steigt über das Geländer: ein gurgelnder Schrei, den das schwarze Wasser klatschend verschlingt. Keiner hört, keiner sieht, keiner fragt danach ...

Der Jakob schrickt zusammen und faßt sich an den Hals. Dort sitzt Karin und sieht ihn mit großen Augen ruhig an. Der gelbe Hund zu ihren Füßen gähnt. Dann klopft er schläfrig mit der Rute den Boden.

Ja, da sitzt Karin und sieht dich mit großen, ruhigen Augen an. Jakob, spürst du nicht das stille Licht in ihren Blicken, die aus einem müden Gesicht wachend und wissend zu dir strahlen? Du darfst dich nicht abwenden, nicht davonschleichen, nein, du hast dem Leben sein Wunder abgefordert; nun mußt du deine Wurzeln ins Gestein krallen und bestehen. Volk und Heimat, alles wächst in deinem Kinde, dem es einmal besser gehen soll als dir. Es wird einmal sein Brot und seinen Platz in diesem Lande von dir fordern. Du mußt es an das bessere Ufer hinüberretten. Dann darfst du gehen, darfst du vielleicht gehen. Es will einmal die helle Sonne sehen und die blauen Nächte der Unendlichkeit. Es will einmal weinen und lachen, mit deinem Atem und deinem Herzen über die Felder, durch die Wälder wandern, den Jubel, die Not, den Haß und den Zorn erfahren, wenn du längst stumm geworden bist. —

Du betest, daß es gesund und froh sein soll, — und vermeinst, daß du um seinetwillen im Rechte bist. — Ja. —

Vielleicht wird es ein Mädchen sein; ein kleines, blondes, schmeichelndes Mädchen, das man nicht schelten kann, wenn es eines Tages in der Welt ist. Ein kleines Mädchen, das einmal wie Karin sein wird ...

An einem Frühlingstage, wenn es schon an deiner Hand einhergehen kann, wirst du mit ihm über die Wiesen schreiten und Blumen für die Mutter in seine Fäustchen sammeln. Du wirst ihm die Drosseln zeigen und die Amseln, die Nachtigallen in den Fliederbüschen, wenn die blaßglühenden Abende vom

süßen Duft überquellen und ihr alleſamt mit wachen Augen zu träumen anfangt. Dann wirſt du ihm vorflöten: Tüt, Türilürilii, türlii, zitt-zitt-zitt —, hörſt du, mein Kind? So pfeifen die Vöglein, ſo ſchön, die da in der blühenden Hecke locken, die dort auf der weißen Birke wippen und hier auf der ſchwarzen Fichte in den ſanften Himmel jubilieren. Davon erklingt er ſo ſilbern und köſtlich, und nun wiegt er die Geſchöpfe alle wie auf weichem Sammet in die Friedſeligkeit hinein. Auch dich, du freundliches Menſchenkindlein, auch dich ...

Und wenn es dann in ſeinem Bettchen liegt und das Köpfchen in das duftige Linnenzeug wuſchelt, dann ſtreichſt du ihm über das ſchimmerige Haar und weiſeſt ihm die vielen funkelnden Sterne amNachthimmel und ſagſt: Sieh, mein Kind, ſo herrlich iſt der Herrgott, der uns ſein Werk anſchauen läßt und gut iſt ...

Wenn ein Junge kommt, ein draller, luſtiger Krähhals, wirſt du auch nach der Arbeit abends an ſein Bett gehen und ihm mit einem dankbaren Lächeln zuflüſtern: Gute Nacht, gute Nacht, du munterer Spatz im Neſt. Schlaf friedlich und feſt, damit du groß und ſtark und ein fröhlicher Mann wirſt ... Morgen reiten wir wieder auf dem Wolf über den Hof — morgen jagen wir wieder im Wäldchen unter den runzeligen, alten Bäumen hinter dem tollen Eichhörnchen her — morgen gehen wir wieder an den Bach und ſchauen achtſam den Forellen zu und den Libellen und dem Storch — und dann beſchleichen wir den gelben Falter mit den ſchwarzen Flügelſpitzen und den prächtigen bunten Kreiſen, die der liebe Gott ſo wunderbar gemalt hat. Das tun wir. Dann wirſt du groß und ſtark und froh und tüchtig. Gute Nacht ... — Und wenn die Äpfel im Garten reif ſind, nehme ich dich auf die Schultern und du darfſt dir den ſchönſten herauspflücken ... Und wenn die Kartoffeln auf dem Acker zeitig ſind, dann darfſt du dir ſo viele in die Schürze hineinleſen, wie deine kleinen Arme tragen können, und ich zeige dir, wie man ſie am Feldfeuer in der Aſche röſtet. Das macht blanke Augen und friſchmütige Buben ... Ja. Gute Nacht.

Du liebe Zeit, da sitzt ein Träumer im Nebel und vermeint, er hielte die Sonne in den hageren Händen. Da läßt er das Erdreich erblühen und ist nicht einmal soviel wie der Knecht eines Großknechtes, ist nichts weiter als ein Mann in der Wüste, der weglos einherirrt und nach Wasser ruft. Ein Tropf oder ein Tor. Vielleicht reißt in ein paar Augenblicken der Großbauer die Tür auf und schreit in die Stube: Hinaus! Hinaus mit dir und dem Weibe, du Bettelmann und Habenichts! —

Geh in die Stadt, Jakob, wenn es auch zum hundertsten Male ist. Geh und gib es nicht auf. Es muß doch gelingen. Einmal muß es gelingen. Arbeit ist Brot, ist Zukunft, Recht, alles. Irgendwo muß doch einer sein, der sagt: Hier, ich brauche dich; ich kann einen Mann gebrauchen, der arbeiten will. Es wächst doch nicht weniger auf dem Halme, als früher auch. Irgendwo muß doch ein geringer Platz leer sein, wo sie einen Kerl mit willigen Armen brauchen können.

In der Zellstoffabrik zum Beispiel ...

Plötzlich nimmt der Jakob seinen Hut und geht, kehrt noch einmal zur Tür zurück: er wolle beim Heini vorbeischauen. Karin solle derweilen den Hund ruhig in der Stube behalten ...

Am Marktplatz schlägt er einen Bogen um das Haus vom Heini und macht sich auf der Landstraße in die Stadt davon. Draußen vor dem Ort beginnt er zu traben, obwohl der Weg von frischgefrorenem Nebel spiegelglatt ist. Aber nun geht auf einmal der Zeiger schneller um. In zwei Stunden ist es dunkel und dann darf Karin nicht mehr allein sein ...

Als der Jakob vor die Fabrik kommt, düstert es bereits. Ein eisernes Tor. Ein Käfiggitter sozusagen. Wer hineindarf, mag sich zu jenen Menschen zählen, die dem Leben noch ab und zu ein wenig dreinreden können. Weit und breit ist die Luft von einer fauligen Säure verätzt. Luft der Arbeit. Mancher riecht sie gerne.

Ein paar Männer stehen herum, ein paar Frauen. Es muß bald Schichtwechsel sein. Diese Männer sind alle ein wenig

nach vorne gebogen. In den Hosentaschen Hände, nichts als Hände. Schweigen. Ab und zu tritt einer von einem Beine auf das andere. Wie Störche, die reglos im Bache stehen und geduldig auf Kaulquappen lauern. Es gibt doch noch Menschen, die heute draußen frieren gehen. Nein, an solchen ist kein Mangel.

Der Jakob wird hin und her gemustert, ehe er überhaupt an der Pforte ist. Dann ein Häuschen mit einem Schalter im Fenster. Der Jakob zieht rechtzeitig den Hut ab. Beileibe keine Hand in der Tasche. Nur das nicht! Auf einem großen Schilde ist zu lesen, daß Unbefugte hier keinen Zutritt haben. Wie gesagt, ein Käfig. Ja.

Unbefugte, hm. Da steht nun einer, der schon von weitem vor diesem Schilde den Hut zog. In der Pförtnerbude brennt bereits Licht. Der Jakob klopft mit dem Knöchel seines Zeigefingers an die gefrorene Scheibe.

Stillschweigen. — Stillschweigen ist zuweilen so gut wie geantwortet.

Dort im Hofe liegen ganze Holzberge geschichtet. Drüben schiebt einer einen Eisenkarren voll Zellstoffballen über klappernde Geleise. Geruch von Essig und Harz. Der nimmt den Atem und macht Unbefugte hungrig. Es riecht nach Arbeit; nach Lohn und Brot, nach selbstbezahltem Brot.

Wieder pocht der Jakob an das Schalterfenster. Der da drinnen hat es nicht eilig, rührt sich nicht. Also geht der Jakob unter dem Schilde hindurch, späht durch das Fenster in der Tür der Wachtstube. Ja, dort sitzt ein Mann, der Zeitung liest. Er hebt einmal den Kopf und sieht nach der Wanduhr. Der Jakob bekommt einen Anfall von Mut, tritt ein und klopft innen an den Türrahmen an: »Guten Abend!« — und nochmals — »Guten Abend . . .!«

Der andere rückt die Brille von der Stirn vor die Augen herab — gefälltes Visier. Er läßt die Zeitung sinken und blinzelt: »Ja . . .?«

Er stülpt sich eine steife, blaue Mütze auf den kahlen Schädel; daran sind zwei vergoldete Schlüssel und eine rote Borte. — »Ja? Was wollen Sie . . .?«

Da steht nun der Jakob und dreht den Hut in den Händen, einen Hut ohne Borten und Bedeutung. Der Mann mit dieser großartigen Mütze dagegen rückt ein wenig auf dem Stuhle herum, stemmt die Arme in die Hüften und blinzelt. Hier werden weder Worte noch Almosen verschenkt.

». . . Ich möchte arbeiten«, sagte der Jakob endlich. Es entfährt ihm wie ein plötzlicher Einfall, wie eine unvorhergesehene Ausrede dafür, daß er hier einzudringen wagte. Was den anderen anbetrifft, so blinzelt er unentwegt unter seiner Brille hervor, streicht über den Schnurrbart, einmal rechts, einmal links. Fertig.

»So«, sagte er dann, »so. Man kommt einfach hier herein. Ungerufen kommt man einfach hierher und meint, daß hier nur darauf gewartet wird, bis man endlich kommt. — Man macht einfach die Tür auf: ‚Guten Abend' und so weiter, und ich möchte einen Posten . . .«

». . . Nein«, unterbricht der Jakob, »ich bitte ja nur um Arbeit, um irgendeine Beschäftigung . . . zum Leben. — Ich bin verheiratet, und meine Frau . . .«

». . . Ihre Frau, junger Mann, Ihre Frau! . . .! Hier ist zunächst einmal kein Dienstverkehr für Sie. Wenn Sie etwas wollen: der Schalter ist da draußen. Er ist für jedermann da draußen. Auch für Sie. Bitte sehr.« —

Der Jakob zuckt zusammen wie unter einem Peitschenhiebe, reißt die Augen sperrangelweit auf, stiert jene Brille an und vergißt zu gehorchen. »Haben Sie nicht verstanden? Hier ist kein Dienstverkehr für Sie!« Der Mann mit der blauen Mütze macht die Tür auf: »Bitte . . .!!« Sozusagen eine außerordentliche Art von Fußtritt, diese hier, mit ‚Bitte sehr' und dergleichen . . .

Langsam dreht sich der Jakob um und geht hinaus. Als er

am Schalter vorüber will, hat der andere bereits das Schiebefenster aufgemacht, um diesen Unbefugten auch leibhaftig durch das hohe Tor hinausschleichen zu sehen. Der Jakob bleibt noch einmal stehen und wiederholt, er sei mit jeder Arbeit zufrieden ... Dummheit, Torheit! Haha. Der Pförtner beugt sich weit über das Schalterbrett heraus: »Scheren Sie sich endlich zum Teufel! Wir warten gerade darauf, daß Sie in Stiefeln und Sporen und mit dem Narrenkreuz am Kragen daherkommen ... und dann im Betriebe herumpolitisieren und Krach schlagen und Unruhe stiften ... Das fehlt gerade noch. Diese Sorte fehlt uns noch. Jawohl, ausgerechnet ...«

Der Jakob greift an den Joppenaufschlag. Da ist die Nadel. — Es liegt ihm blau und rot über den Augen. Der Nebel schillert. Irgendwo eine Sirene. Ja, Peitschenhiebe mitten ins Gesicht von jedem, der will. Nicht anders. Da steht einer vor ihm. Zwei. Drei — Er hat die Hand noch immer an dieser kleinen Nadel am Joppenaufschlag und achtet nicht darauf, daß sie ihm den Weg verstellt haben.

Plötzlich eine fletschende Grimasse. Ganz nah. Da erwacht der Jakob, spürt, daß er blaß und grau wird. Auge in Auge mit dem Antlitz der Meute. Er kennt es genau. Es ist breit, knochig, plump. Aufgeworfene Lippen, lauernde Blicke aus tückischen Schlitzen, eine platte Nase. Da ist es, ganz dicht: das Raubtier auf der Gasse!

Es packt ihn an der Brust, spuckt an ihm vorbei zur Erde. Ein Tiergebiß. —

»... Verschwinden. Verschwinden. Nicht wieder hier sehen lassen. In diesem Betriebe hast Du nichts zu suchen.«

Einer sagt, sie sollten den Jungen doch in Ruhe lassen, drängt sich vor: »Wir machen schon Kurzschicht, hier wirst Du doch nicht eingestellt.« — Der Jakob kommt zu keiner Antwort. Da ist dieser Breitschädel schon wieder. Ein Beutegänger auf der Fährte. »Gib mal die Nadel her, Du Affe ...«

Der Jakob reißt sich los, stößt den anderen von sich. Aber

schon trifft ihn ein Schlag gegen die Stirn, ein Tritt in die Kniekehlen. Der eine fährt wieder auf ihn zu, ein geduckter Panther. Der Jakob schießt ihm die weißgespannte Faust ins Gebiß, daß er einen Augenblick lang zurücktaumelt. Einen anderen trifft der Stiefel; es ist gleich, wohin. — Dort rennt nun einer, gleitet auf dem Eise aus, rafft sich auf, rennt und rennt . . .

Wüstes Gebrüll hetzt hinter ihm drein: »Haltet ihn« — »Schlagt ihn nieder — das Aas, das Faschistenschwein . . .!«

Aber der dort rast wie ein Spuk durch den Nebel an denen vorbei, die des Weges entgegenkommen. Es sind Gott sei Dank nur wenige. Ein Kerl springt dem Flüchtenden in die Bahn. Den schlägt er wie ein wildes Pferd, gleichsam mit den Hufen, beiseite. Keinen Pardon. nein. Schließlich ist kein Mann dazu geboren worden, um sich von den Raubkatzen der menschlichen Gattung auf offener Gasse etwa die Kehle durchbeißen zu lassen.

Keuchend und schweißüberströmt kommt der Jakob in die große Straße mit den glanzvoll erleuchteten Schaufenstern. Auch die hohen Bogenlampen vergießen bereits ihr grelles Licht. Hier werden ganze Sonnen verschwendet. Ein Mensch ohne Hut mit zerrissenem Hemdkragen müßte sich eigentlich schämen, die Augen der verwöhnten Frauen zu beleidigen, die hier gnädig einhergehen. Der Jakob aber knirscht nur beinern mit den Zähnen und hält noch immer die Fäuste starr geballt. Nein, keinen Pardon, gegen nichts und niemanden mehr. — Verflucht. Sie haben ihn wieder einmal wie einen räudigen Hund davongejagt; und zu Hause sitzt Karin in dieser Elendshütte. Der Großbauer steht vielleicht schon an der Tür und schreit: Hinaus! Hinaus, ihr Bettelvolk!

». . . Ich nehme den Knüppel und schlage ihn nieder«, sagt der Jakob laut, »schlage sie alle zusammen nieder . . .«

Ein Herr im schwarzen Mantel dreht sich nach ihm um. Ein Blick, der den Jakob eigentlich in die Gosse kippen müßte.

Da kocht in ihm der siedende Zorn den weißen Schaum hoch, eine Lava, ein Stück Wahnsinn, eine tolle Lust, diesem geschniegelten Kerl da vorne die Finger um das Genick zu krallen und ihn zu schütteln, bis ihm die Lappen davonfliegen ... Ei, solch ein schwarzer, praller Rücken besagt etwas! Man muß ihm antworten. Hier folgt ihm ein hageres Gesicht, in dem der Jähzorn glüht. Dazwischen nur drei Schritte.

Eine merkwürdige Verfolgung beginnt. Eine Art von Gespensterjagd auf taghell erleuchtetem Bürgersteig, ohne Aufhebens, ohne Geschrei. Hatz auf ein Phantom. Der Jakob murmelt unaufhörlich vor sich hin, hinter diesem schwarzen Mantel her, hängt sich wie ein Schatten an seine Spur.

Der Hunger macht nicht nur krank, er macht auch zuweilen verrückt.

»Ha!« Ein unheimliches Auflachen. Ein bösartiges Gezisch: »He! Dicker! Du da vorne! ... Du schleppst da einen feisten Buckel unter dem teueren Tuche vor mir her, soviel ich sehe. — Eine schwere Arbeit, ja. — Verdienst Dir wohl Dein Brot damit, hä? wie? ... Du hast Dir einen warmen Pelz und weiche Seide um den fetten Nacken gelegt, — aber Fett friert doch nicht, hörst Du? ...

Du hast einen steifen Hut auf dem Kopfe. Mit solchem Hute habe ich noch keinen armen Mann gesehen — man kann ihn nicht unter die Jacke stecken, man kann nicht darauf schlafen, man kann ihn nicht einfach in der Gosse liegenlassen — es gäbe Aufsehen, hoho ... Siehst Du. ich habe vorhin meinen Hut auf offener Straße verloren und brauche ihn nicht einmal wieder holen zu gehen ...

Du bist vielleicht einer von denen, die regieren, ja? — Dann könnte ich Dir eine schöne Geschichte von einem verlorenen Hute erzählen. —

Du! Du ruchloser Speckſack, so höre doch!«

Der schwarze Mantel bewegt sich rascher voran. Nutzloser Fluchtversuch.

»Lauf nicht so schnell. Tu das nicht. Du könntest davon in Schweiß geraten und mager werden. Ich aber will von Deinem Anblick satt werden und noch mit Dir reden. — Was bist Du für einer, he!? — Vielleicht gar einer von denen, die an den Schreibtischen den Haß und den Mord erfinden? ... Heda, Du! Dreh Dich doch einmal um; ich habe Lust, zuzuschlagen. Ich habe keinen Kragen mehr um den Hals und keinen Hut mehr auf dem Kopfe, wie Du weißt. — Das macht nichts. Dafür ist mir der Schädel heil geblieben ... Aber das verstehst Du ja nicht, nein. Du warst ja leider vorhin nicht dabei ...

Nun schleppst Du Deinen prallen Buckel vor mir her, armer Kerl. — Du denkst wohl an gute Geschäfte? Du zermarterst Dir wohl das Hirn unter dem traurigen, schwarzen Hute über die schlechten Zeiten? — Du tust mir leid, o ja; Du hast gewiß viele Sorgen mit Deinem faulen Rücken. — Sieh! Ein Nilpferd in Pelz und Seide mit Moschusgeruch hinterher wie eine Gassenjungfrau. Pfui. — — — Ach, Du weißt gar nicht, daß es heute kalt ist, Du Armer ...«

Da biegt der Mantel um die Ecke, und die kurzen Beine darunter wirbeln Alarm und ‚Rette sich wer kann'.

Der Jakob geht geradeaus weiter, lacht frech und hundebissig: hohoho, hohohoho ... Aber zum Teufel, am Ende ist dieser feiste Buckel nicht einmal in Deutschland geboren worden? Du hättest ihn lieber von vorne anschauen sollen, Kollege Jakob. Nun hast du ein ekles Gewürge im Halse. — Der andere wird wissen, wie er aus deinem Irrsinn Kapital schlagen kann. Was gilt die Wette? Dort geht er, dreht sich um, geht weiter. Ein träger, fetter Buckel, der gewiß nicht in Deutschland geboren worden ist. Aber er hat es jedenfalls in diesem Lande zu einem vornehmen Mantel für seine überfütterte Schwarte gebracht. Ja, dort geht er und hat dir nicht ein Haar gekrümmt. Vielleicht weißt du nun, warum er dich mit einem einzigen Blick in die Gosse stieß? Er wird sich auch für deine unsinnige Geschichte revanchieren, auf seine Weise.

Bitte sehr: Du zum Beispiel kommst heute mit zerissenem Hemdkragen nach Hause und kannst dabei von Glück sagen ...

Ja, der Krumme ist im Lande, treibt die Männer gegeneinander — mit einem Stück trockenen Brotes, ganz und gar billig! Und während er sich wie ein Erlöser gebärdet, mästet er sich an Blut und Schweiß eines zwieträchtigen Volkes. Niemand weiß, wo er geboren wurde. —

Auf der freien Landstraße muß sich der Jakob eine Weile an einen Baum lehnen. Die Knie zittern, der Atem geht ein wenig zu kurz, und in den Eingeweiden zerrt es wie mit Zangen. »Fürwahr, Kollege Jakob«, sagt er, »man sollte freilich den ärmsten Leuten das beste Essen geben ...« So hält ein Hungerleider seinem leeren Magen die Rede eines reichen Mannes. Weiß Gott, kein Sperling lebt vom guten Zuspruch; keine Maus sättigt sich am eigenen Gepiepse. Für einen hungrigen Menschen jedoch bleibt immer noch ein sinnreiches Wort. Man kann es gleichsam auf silbernen Schalen darreichen, man kann nahezu Religion daraus machen, wenn man will ...

Auf einmal hat der Jakob wieder große Eile. Denn Karin ist zu Hause, und die Nacht ist da.

In der Stube hockt der Hannes schon wieder mit Gitarregeklimper und Tabaksqualm und macht Aufhebens: »Wo warst Du denn? Nanu, wie siehst Du denn aus?« Der Jakob könnte ihm auf der Stelle einen Knebel ins Maul stecken; aber er lächelt. Da kommt er also lächelnd mit zerissenem Hemdkragen herein und streicht sich das Haar aus der Stirn. Der Hannes jedoch steht auf, betrachtet ihn von oben bis unten. »Haben sie Dich erwischt?« — »Eigentlich nicht«, sagt der Jakob und versucht es mit einem geringschätzigen, schiefen Lachen. Was das betrifft, so tut er das zweifellos Karin zu Ehren. Der Hannes jedoch ist damit längst nicht zufrieden. »Verdammt, warum rennst Du denn auch alleweil alleine los? Hättest Du vielleicht nicht sagen können: komm, geh mit?«

Der Jakob winkt ab. »Danke. Ich brauche keinen Leibwächter. — Gibt es sonst etwas Neues?«

»Das will ich meinen, hoho. Etwas ganz Neues ...« Jetzt ist die Reihe am Hannes, Karin zuliebe ein mannhaftes und geringschätziges Lachen hören zu lassen. »Der Bauer hat vorhin den Knecht hergeschickt. Einen schönen Gruß für Dich ...« Der Jakob setzt sich auf den Bettrand. Der Hannes knurrend: »Ja, einen schönen Gruß — und wenn nicht bis morgen abend der Mietzins bezahlt sei, dann würde er den Gendarm holen und das Schloß hier ausräumen lassen. — Morgen bekommt der Alte sein Geld und dann, das sage ich Dir, Jakob, dann ziehst Du aus diesem Loche hier aus. So geht das nicht weiter. Nichts da! Kein Wort mehr!«

Ja, kein Wort mehr. Es ist genug. Es ist wahrhaftig genug. Dort hockt der Jakob auf der Matratze wie ein Mann aus grünem Stein. Fürwahr, es ist ganz und gar genug. Der Hannes erinnert daran, daß mit dem Doktor noch einiges zu bereden sei. Da der andere sich aber nicht regt und nicht rührt, geht er allein zur Besprechung. Dann schaut die Frau vom Heini herein, einen Korb am Arm und gute Meinungen auf der Zunge. Es wird spät, sie geht und läßt auf dem Tische einen Brotlaib und ein Stück Rauchfleisch zurück. Der Jakob hat auch dazu nichts mehr zu sagen. Nicht einmal ‚Danke schön'. Es ist, als ob er Wolle in der Kehle stecken hätte.

Die halbe Nacht liegt er mit offenen Augen auf dem Lager und starrt durch das kleine Fenster, vor dem der Mond einen milchigen Brei aus Kälte und Nebel zusammenrührt. Auf der Herdplatte zischen noch eine Weile die Tropfen. Wenn nicht bis morgen abend der Zins bezahlt ist ...

»Lieber Gott, wenn Du mich schon nicht arbeiten läßt, so laß mich wenigstens diesen einen Taler irgendwo finden, den ich dem reichsten Bauern der Gemeinde für dieses erbärmliche Dach schuldig bin. Einen einzigen Taler! Laß meinetwegen einen Mann vor mir hergehen und ihm einen Taler aus dem

Sacke fallen. Ich werde mich auf offener Straße danach bücken und ihn nicht wieder zurückgeben. Denn ich kann dem Geier nichts schuldig bleiben. Ich will nicht, nein . . .«

*

Am folgenden Tage wartet der Jakob auf den Bauern. Der Bauer kommt nicht, schickt keinen Knecht und keinen Gendarmen; auch keinen Brief: »Sehr geehrter Jakob! Ich habe mir die Sache überlegt und stunde Dir den Taler, Du darfst wohnen bleiben.« — Nichts.

Es wird dunkel, und nichts ist geschehen. Der Hannes ließ sich nicht blicken, der Heini kam nicht, und der Jakob ging nicht aus der Stube. Heute abend soll er in einem Dorfkrug sprechen, irgendwo über Land. Karin erinnert ihn daran. — Ob er nicht schon die Uniform anziehen wolle, es sei wohl bald Zeit zur Abfahrt. — Der Jakob gibt zur Antwort, die anderen könnten seinetwegen auf den Mond fahren. Er bleibe zu Hause.

»Aber Jakob«, sagt Karin, »sie werden auf Dich warten. Wer soll denn sprechen?« Er beharrt darauf: »Ich bleibe heute hier, und alles andere ist mir gleichgültig. Wenn der Großbauer den Gendarmen schickt — ich nehme den Knüppel und schlage jeden nieder, der mir über die Schwelle tritt!« — Karin gibt sich alle Mühe, ihren Mann zu besänftigen. Er aber hängt den Knüppel aus dem Haken und wiegt ihn in der Hand.

Wie nur alles seinen Gang nimmt! Schon sind draußen Schritte zu hören. »Aha«, sagt der Jakob. »Bitte sehr, meine Herren!« Dann klopft es, und der Jakob reißt die Tür weit auf.

»Heil Hitler«, grüßt der Hannes und wird mit einem unterdrückten Fluch bedankt. Er grinst: »Sieh an! Du wolltest wohl den Alten da drüben willkommen heißen, haha. Der kommt heute nicht.. Mach voran, wir warten schon wer weiß wie lange auf Dich.« —

»Ich fahre nicht mit«, versetzt der Jakob verbissen.

Nein, dieser Einfall!

»Dir fehlt es wohl im Kopfe, wie? . . .« Der Jakob wiegt unaufhörlich den Knüppel, als ob vielleicht der Hannes im Namen des Großbauern dastehe. » . . . Hör mal«, sagt der, »ich schwöre tausend Eide, daß der Alte nicht kommt. Ich bürge Dir dafür mit Kopf und Kragen, — aber nun mach endlich, daß Du fertig wirst . . .«

Eigensinniges Kopfschütteln: »Ich gehe heute nicht aus dem Bau!«

Der Hannes faßt den Jakob am Arm, er solle doch nun die Narretei da aufgeben. Da schreit ihn der Jakob plötzlich an, ob er denn nicht begreife, daß er heute hier nicht einfach weglaufen könne?

»Nein«, erwiderte der Hannes ungerührt, »das begreife ich nicht.« Er zieht einen Zettel aus der Tasche und reicht ihn dem Jakob. »Ich habe Dir doch gesagt, daß der Bauer heute nicht kommen wird. Hier, bitte . . .« Ein schmaler Zettel, bedruckt, beschrieben, gestempelt. An Herrn Soundso, Großbauer, hier, in Buchstaben und Ziffern einen Taler Mietzins von dem und dem. Fertig. — Der Hans bricht in ein unbeschwertes Gelächter aus während der Jakob fassungslos diesen kleinen Zettel betrachtet. ». . . Hannes«, sagt er plötzlich tonlos, »warum habt Ihr das getan?« . . .

»Wie?« — Der Jakob geht ans Fenster, beißt sich auf den Finger. Von hinten gesehen ein Paar müde Schultern. Nichts mehr von Aufgerecktheit, Wildheit, Trotz. Indessen huft der Hannes wie ein wartendes Pferd verlegen vor dem Herde hin und her, bis er den leeren Wassereimer entdeckt, ihn ergreift und — mit einem vorwurfsvollen Blicke auf den Jakob — hinausgeht. Als er zurückkommt, hat der Jakob die Uniform hervorgeholt und sich angezogen. Gebrumm von seiten des Hannes, die Pumpe sei eingefroren und nun müsse man schon um einen Schluck Wasser in den Schweinestall hinüberlaufen. Der Jakob solle nun endlich eine andere Wohnung nehmen.

Er wisse ihm schon einen besseren Platz, und auch der Heini habe die Meinung, daß dies hier nicht so weitergehen dürfe.

Keine Antwort. Aber eine Gebärde, mit der man etwa an schwülen Mittsommertagen Fliegen davonscheucht. Dann machen sich die beiden Männer schweigend auf den Weg. Auf dem Markte geht bereits der Doktor ungeduldig vor dem alten grünen Wagen auf und ab. Der Motor stampft und stottert sich warm. Der Doktor reibt sich die Ohren. »Höchste Zeit«, sagt er verdrossen, »wo bleibt Ihr denn, zum Kuckuck!«

Der Heini und der Michel kauern vermummt auf dem Rücksitz und lassen zum Empfang ein unwilliges Geknurr hinter den hochgeschlagenen Kragen vernehmen. Der Hannes quetscht sich rücksichtslos zwischen die beiden. Der Doktor zerrt einen altersgrauen Feldmantel aus dem Sitzkasten hervor und reicht ihn dem Jakob. Er möge ihn nun endlich einmal bei sich behalten, Warum er, der Doktor, die zerschlissene Kutte nach jeder Fahrt erst wieder in den Kasten stecken solle? Er könne ihn doch nicht mehr vorne zuknöpfen, haha.

Ja, die Zeiten haben sich sehr geändert. Als der Doktor damals am Douaumont die Kompanie führte, da hatte er mit dem Zuknöpfen keine große Mühe. Nun ist er ein wenig in die Breite gegangen und pietätlos geworden, gibt den Mantel an einen jungen Mann, der damals allenfalls mit Bleisoldaten spielte, wenn es hochkommt. Was liegt an einem verwehten und verwaschenen Tuchfetzen mit einem halben Dutzend Knöpfen, auf denen noch die Kronen eines Kaisers zu sehen sind? Der Jakob wird nachher wieder froh darum sein, wenn er nicht einfach in einem schweißnassen Hemd durch den eisigen Nachtwind nach Hause fahren muß. Nein, die Zeiten haben sich nicht so sehr verändert, wie man meinen möchte. Man liegt gewissermaßen noch immer oder genau so an der Front wie damals, tagaus, tagein mit ein paar Kerlen, für die man sich in dieser und jener Weise Gedanken machen muß — noch ein bißchen jung und aufgeregt der eine und der andere — aber

Kameraden, Burschen, die ordentlich mit dem Rücken gegeneinander stehen. Seit Jahr und Tag. Vielleicht wird eines Tages einer von ihnen fehlen. Es wird zwar nicht mehr mit Granaten geschossen, aber wer weiß ...

»Fertig?« fragt der Doktor. »Dann los ...!«

Das ist der ganze Befehl, mit dem wiederum eine kleine Schlacht begonnen wird. Eigentlich nur ein überzähliges Wort, mehr oder weniger an die Adressen dieses greisen Vehikels gerichtet. Was das Schlachtfeld angeht, so handelt es sich diesmal um ein simples Dorf, in dem ein paar Bauern gewonnen werden können, wenn das Glück es so will; wahrscheinlich aber nur dieser oder jener junge Knecht, der noch keine feste Meinung von Himmel und Hölle und auch sonst keine besondere Bedeutung im Leben der Gemeinde hat.

Als das Automobil am Doktorhause vorüberrattert, stehen die drei Doktorbuben mit schnatternden Zähnen vor der Tür und heben straff die Arme. Es ist immerhin eine Freude, sich mit diesen kleinen Kerlen im Bunde zu wissen. In ein paar Jahren werden sie ein wenig mitreden können ...

Unterwegs beugt sich der Jakob plötzlich zum Hannes zurück mit der Frage, wer heute das Häuschen bewache? Hoffentlich sei der Bierfahrer verständigt? ...

»Der Bierfahrer? — Der hat schon keine Zeit mehr. Ich habe einen anderen bestellt«, erwidert der Hannes. —

Die Straßen sind an den waldfreien Strecken vom Schnee geradezu spurlos gemacht. Auf den Feldwegen haben die kümmerlichen Schneepflüge der Bauern schlechte Arbeit geleistet. Schon wirbelt es wieder aus der finsteren Nacht unaufhaltsam herab. Es wird eine Reise durch eine Wüste von Winter mit allen Ärgernissen und Hindernissen. Der Hannes und der Heini bekommen die Spaten nahezu nicht mehr aus den klammen Fäusten — und auf die anderen mit ihren Schreiberfingern ist in dieser Beziehung wenig Verlaß. Nach zwei Stunden langen sie endlich in dem Dorfe an. Die Bauern machen miß-

mutige Gesichter und haben — respektlos vor Langeweile — längst die Spielkarten zur Hand genommen. Aber sie sind noch da. Gott sei Dank. — Der Jakob atmet auf. In einer langen, niederen Wirtsstube hocken sie Mann bei Mann, Alte und Junge, Knechte, Großbauern und Kleinhäusler; die ganze Männerschaft eines belanglosen Dorfes. Unter der Stubendecke schwimmt der Tabaksqualm trübe vor den Lampenlichtern, zäh und dick, als hinge er dort schon seit Jahrzehnten.

»Das ist die Luft, in der unser Weizen gedeihen wird«, schmunzelt der Doktor. »Sie werden es gar nicht merken, wenn es spät wird ... Los, Jakob!«

Ja, das ist die Luft, in der sich zu ihnen von der Heimat sprechen läßt. Man darf nicht als ein Dichter zu ihnen kommen, wenn man sie für die Wahrheit gewinnen will. Der Jakob weiß Bescheid, stellt sich in den Gang zwischen den Tischen und fängt ohne viel Umstände an. Zuerst bringt er die erstarrten Lippen nicht recht auseinander. Die Bauern sitzen wie in einem Unterstande, geduckt und gleichgültig. Aber dann taut die Wärme diesem Fremden da allmählich den Mund auf und er beginnt eine bemerkenswerte Sprache zu sprechen. Hört nur! Hat er etwa hier zu befehlen?

Sie haben arbeitsschwere Knochen und wollen ihren Feierabend und keine Ansprüche an Ehre und Gewissen. Zumindest nicht von einem so grünen Stadtburschen, wie augenscheinlich dieser da einer ist. Aber hört nur hin — er hat kein schlechtes Feuer im Leibe; es ist immerhin etwas Versöhnliches an dem Gedanken, daß diese fünf fremden Männer bei solcher Witterung hierherkommen und dann noch Feuer für ihre Sache im Leibe haben. Es wird ihnen zwar nicht viel nützen, denn hier hat keiner zu befehlen, wenn er nicht dazu an diesem Platze aufgewachsen ist. Und wer sind diese Fremden schon? Wer kennt sie? Wer kann sagen, in wessen Auftrag und mit welchem Rechte sie hierherkommen und gleichsam einen Offiziersbefehl verkünden? Der eine, ja, der Graukopf, das ist dieser verrückte

Viehdoktor, den kein Mensch in den Stall ruft, weil er allerwärts mit seinen Disputen über Schande und Politik Unruhe in die Gemeinden bringt. Bei dieser Art von Gesprächen wird auch der größte Bauer nicht mit ihm fertig. Und da er sich in seinen starrsinnigen Meinungen nicht nach seiner Kundschaft richtet, rufen die großen Bauern seinen Kollegen, der ihnen zwar manche Kuh und manche Sau auf den Schindanger bringt, im übrigen aber in bezug auf politische Fragen in jedermanns Horn bläst. Die Kleinbauern hinwiederum halten es — wenigstens die Klugen unter ihnen, die Strebsamen —, wie es auf den großen Höfen gehalten wird, und wo nicht, macht ihr Beispiel in den Gemeinden keine große Schule und jenen Doktor nicht reicher. Im Gegenteil, er verfährt sein Benzin und vertut seine Arzneien an manche magere Häuslerskuh, ohne daß er je einen Pfennig dafür wieder zu sehen bekommt. Ja, das also ist dieser Doktor.

Und die übrigen vier? Drei davon sehen aus, als ob sie eben erst dem Lehrmeister davongelaufen wären. Aber dieser junge Kerl da wird scharf, hört nur! Die Bauern rücken bereits ein wenig auf den Stühlen herum und nehmen die Fremden in ein Kreuzfeuer mißtrauischer und mißmutiger Blicke. Dort steht der Hannes großartig vor der Wand und hat eine Fahne entrollt, steht breitspurig da und hält ihnen diese Fahnen da mitten ins Ziel ihrer Gesichter.

Der Jakob spürt eine beschwingende Erregung in sich aufwachen, wie der Jäger, dem der Fuchs geradeswegs auf das Gewehr zuschnürt. Langsam schließt er die Hände, lehnt den Kopf zurück, ein wenig herrisch, als hielte er die Zügel hinter einem trabenden Hengstgespann. Plötzlich entdeckt er im Nebenzimmer den Pfarrer mit dem Küster und zwei Bauern am Tische, wie sie ungestört und ungeniert ihre Assen ausspielen ...

Ein breiter Pfarrerrücken. Die schwarze Jacke glänzt speckig mit einem Anflug von Farblosigkeit, sozusagen vor

Rost — wie eben solche Kleidungsstücke zu tun pflegen, wenn sie unter Mißachtung ihrer angeborenen Feierlichkeit mitten in das alltägliche und gemeine Leben gestellt werden. Über einem trübweißen, gesteiften Kragenrande, der eine rosarote Nackenfalte klemmt, kräuselt sich dunkles Haar — nicht ohne genau über dem Kragenverschlusse eine Art von winzigem Zopfe zu bilden. Und dann ist noch dieser kleine, runde, glattgeschorene Fleck auf der Mitte des Hinterhauptes — ein wenig respektlos vom wolligen Gekräusel überwuchert —, der wie ein Spiegel blinkt und in diesem Falle in gemächlichem Auf und Nieder etwas von der vorderseitigen Beschäftigung des dazugehörigen, geweihten Schädels verrät. Alles in allem ein Anblick, der darauf schließen läßt, daß dieser Mann gewohnt ist, auch die Ehrfurcht gegen seine rückwärtigen Teile als landläufige Glaubenspflicht zu betrachten. Ja, durch die offene Tür dunkelt das schwarze Massiv einer Autorität, die auch beim Kartenspiel allem sonstigen diesseitigen Geschehen im Orte seelenruhig ihre Kehrseite zuwenden darf.

Der Jakob weiß, daß hier ein unsichtbarer Schatten durch jene Tür in diese lange Stube geworfen wird, und das blaue Flämmchen auf seiner Stirn beginnt wieder zu züngeln. Die beiden Bauern am Pfarrerstisch blinzeln quer über die Karten, klatschen sie mit lauten Reden hart aufs Holz. Kein Zweifel, wem hier mitgespielt werden soll. Der Kirchendiener hängt jeder Bemerkung seiner Kumpane ein fisteliges Gekicher an — nichts anderes als ein greller Wimpel, der als gefahrlos hinterherflattert. Auch dieser Küster hat eine schwarze Joppe an. Wäre er sonst, was er ist? Der Wahrheit die Ehre: ein schwarzes Jackett, das nur nicht glänzt, grober und stumpfer als das geistliche Tuch ist. Aber trotzdem und zweifelsohne ein öffentliches Amtsbekenntnis, ein kleiner Würdengrad neben dem Hochwürdigen. Er geht damit sogar so weit, daß auch er, der Küster, einen steifen, weißlichen Kragen trägt, der hinten zugeknöpft ist und ihn daran hindert, den Kopf mir nichts dir

nichts wie ein gewöhnlicher Bauernmensch hin und her zu drehen. Mag es ein jeder wissen, daß er es ist, der den Mörtel für die Jenseitstreppen anderer Leute auf der Kelle hat! Geräuschvoll rückt er seinen Stuhl herum, um während des Austrumpfens dem Jakob auch ein wenig ins Gesicht zu sehen. Er hat eine Nase, die ebensogut einer Krähe gehören könnte, ein Haupt, an dem hinten alles fehlt; oben darauf ein borstiges Stoppelfeld. Aus seinem spärlichen Antlitze grinsen unentwegt unverständliche Spitzigkeiten durch die Tür. Armer Jakob!

Der Pfarrer dreht sich nicht um, ist scheinbar unbeteiligt an dem Treiben seiner Spielgefährten und der Wirkung seines Rückens mehr als sicher. Schließlich genügt ihm auch, was der Küster und die beiden Bauern reden und tun, um über die Entwicklung da nebenan im Bilde zu bleiben. Ja, dieser schnabelnasige Kirchendiener ist kein schlechter Handlanger. In vielen Dingen! Und ein Sporn für seine beiden weltlichen Mitspieler, mit seinem unausgesetzten, beifälligen Gekicher. In diesem Manne ist wohl ein altes Weib untergeschlupft. — Der Jakob kann jedes der großsprecherischen Worte genau hören, die an dem Tische dort drüben gewechselt werden. Da sagen sie jetzt zum Beispiel zu diesem Krähenschnabel, er solle doch voranmachen und die Glocken läuten gehen ... »Warum, hihi? Für wen wohl, hihi ...?«

»Ja«, erwidert der eine, »damit die da wieder heimfahren können ... Die Leute wach zu machen ist doch Dein Amt, für das Du bezahlt wirst, hähähähä ...«

Wartet, ihr Burschen; wir werden euch Glocken läuten lehren. Der Jakob strafft sich, seine Nasenflügel spannen sich, seine Fäuste werden hart. Er wächst mitten in der Rede zu einem biegsamen, schlagbereiten Manne auf, der wohl gut mit einem Degen in der Hand vor diesem Hundert dastehen könnte. Ja, wartet nur!

Wie von ungefähr geht er durch den Gang und stellt sich in

diese heimtückisch geöffnete Zimmertür. Im ganzen Raume murrt ein Brummeln und Bruspeln. Der Pfarrerrücken hat seinen Widerpart gefunden. Nebenan steigert sich das Gepolter der Kartenschläge. Aber der Jakob lächelt nur. Ein kaltblütiges, gefährliches Lächeln. Er schließt nicht etwa die Tür hinter sich — nein, er spricht voller Bedacht, mit starker Stimme und sicherer Ruhe in die Wirtsstube hinein. Was hinter ihm liegt, ist samt und sonders ohne Belang.

Hier vor ihm aber haben bereits ein paar junge Kerle rote Gesichter und funkelnde, tief erregte Augen. Noch läßt sich nicht sagen, auf wessen Seite sie stehen würden, wenn es jetzt darauf ankäme. Aber es läßt sich ahnen. Dem Doktor blinkt eine wahre Kriegslust aus den entschlossenen Zügen, und der versteht etwas vom Lesen in Tier- und Menschengesichtern.

Hinter dem Jakob werden die Stimmen unwillig und herausfordernd. Oh, sogar ein gänzlich unheiliger Fluch! Verlieren sie denn alle zusammen dahinten? Immer störrischer, immer lauter klatschen die Schläge auf den Tisch. Schläge in das Wasser. Bitte sehr, wir werden sehen! Die Bauern in der Stube hören dem Jakob schweigend zu, und keiner von ihnen findet sich etwa bereit, ihm in die Rede zu fallen. Da bringt der junge Mensch hier den Tenor auf den großen Krieg. Er sei längst nicht zu Ende gegangen. Man könne mit Hunger ebensogut töten wie mit Schwert und Feuer. Man könne ein Volk damit sicherer umbringen als mit Gas und Granaten ...

»Einfacher, billiger und sicherer ..., einen um den andern .... ja. —

Tribute ...!

Was sind das ...?

Tribute ..., das sind nicht einfach Zahlen, die man anschreibt und auswischt wie die Null oder das Abc auf der Schultafel ... Das sind verkaufte Äcker, ausgeholzte Wälder, von vielen Generationen gehegt, von einer einzigen verloren

für alle, die nachkommen. Das sind verpfändete Herden ..., enterbte Kinder ... Erbärmlichkeit auf Hof und Haus und ewige, bittere Sorge ..., hunderttausend verzweifelte Schicksale ... Das ist Schweiß und Blut — auch von Euch hier! ...«

Wieder knallt einer nebenan auf die Tischplatte. In der Wirtsstube rücken sie bereits unruhig auf den Sitzen hin und her. Da dröhnt ein tiefer Baß befehlerisch hinaus: »Ruhe, wenn Ihr schon nichts wissen wollt, Ihr Herren dort drüben ...«

Oho!

Der Pfarrer dreht sich zum ersten Male herum, wütend, verblüfft, überrumpelt. Wer wagt es hier, ihn zur Ordnung zu rufen? Der Doktor funkelt vor Ingrimm blaurot, und seine Augenbrauen zucken drohend. Der Jakob gibt — wie aus Unachtsamkeit — die Durchsicht durch die Tür frei. Dann härtet sich plötzlich seine Stimme, fliegt scharf und schneidend empor:

»Mit Trägheit und Feigheit ist noch niemals eine Not überwunden worden — und mit Gebeten allein auch nicht ...! Am wenigsten aber mit den Künsten derjenigen, die in schweren Zeiten ihren Mannesmut an den Spieltischen zu beweisen pflegen!«

Alle heiligen Wetter! Welche Sprache! Habt ihr das gehört?! Die Bauern sitzen wie erstarrt, alle Blicke bündeln sich auf der Schwelle zum Nebenzimmer. Was wird nun dort geschehen?

Dort geschieht nichts.

Aber hier drinnen erhebt sich auf einmal in einer Ecke ein grauhaariger, hagerer Mann, dem der eine Jackenärmel leer von der Schulter baumelt. Er stützt seinen Einarm auf die breite Faust, beugt sich lauernd vor und fragt, mit welchem Recht ein so junger Bursche, dem der Wind erst noch um die Ohren pfeifen müsse, vor alten Frontsoldaten von Feigheit

und dergleichen zu reden wage? Deren seien auch noch welche auf der Welt — sogar hier in dieser Gaststube ...

Hei, ist das eine Parade!

Der Doktor springt erregt auf — ein klirrender Recke, der sich anschickt, einen fürwitzigen Knappen aus der Gefahr herauszuhauen. Eine gewaltige Spannung schießt wie ein Blitz durch den Raum. Der Jakob zieht eine Sekunde lang das Kinn tief an und visiert den Gegner von unten herauf. Dann wirft er trotzig den Kopf hoch, schleudert die Gegenfrage scharf wie eine Lanze hinüber in die Ecke: Ob er da drüben dann vielleicht seinen Arm hergegeben hätte, damit Deutschland der Sklave der Nationen wurde? —

Der andere ist einen Augenblick unschlüssig. Da schlägt der Jakob nach.

»Du fragst mich, mit welchem Recht ich so spreche«, ruft er aus. »Ich will es Dir sagen: Mit dem Recht all derer, die als Kinder ihre Väter dort draußen verloren haben, die heraufwuchsen wie verirrtes Jungwild im Walde. — Die trotz ihrer Jugend den Rat und die Lenkung und den Schutz des Vaters in einer traurigen Zeit entbehren mußten, die bereits als Knaben den Gedanken und Sorgen erwachsener Männer nachsinnen mußten und nichts mitbrachten als die Unerfahrenheit, die Furcht und Zweifelsucht, wenn sie in das Getriebe dieses herrlichen Lebens hineingerieten, das die Großen so stolz heraufbeschworen haben ...

Jawohl, ich spreche mit dem Recht derjenigen, die aus den Händen Deiner Generation einmal dieses Land entgegennehmen sollen, um es glücklicheren Söhnen und Enkeln zu erhalten. Wir aber stehen heute überall vor den Toren — und man weist uns ab: Der Krieg! Der Krieg! ... Mein Gott! es ist so viel verloren worden — wir wissen nicht, wohin mit Euch! ... Ja. —

Und die einen stecken die Hände in die Hosensäcke und nehmen sich ein Beispiel an denen, die es in Amt und Würden

als Hofherren, als Herren der Geschäfte und Herren der Seelen ebenso machen ... Und sie verkommen und verkümmern dabei inwendig und auswendig und finden sich damit ab, ein ganzes Menschenalter lang unnütz da zu sein ...

Die andern aber grübeln um Wege in eine würdigere Zukunft, mühen sich, nicht schlechter standzuhalten als die, welche die vier Jahre da draußen aushielten, glauben an den Sinn dieses Krieges: dem deutschen Volke sein Recht auf der Erde zu bewahren. Und sie suchen ihr Vorbild bei denen von Euch, die sich trotz allen Verrates nicht gebeugt und den Kampf um die Freiheit der Nation nicht aufgegeben haben ... In deren Namen spreche ich! Und ich weiß, daß die Unbeugsamen unter Euch stolz darauf sind, daß die Knaben von einst heute unter ihrer Fahne und Führung ihre Pflicht am Schicksal Deutschlands genau so entschlossen tun, wie Ihr sie einst in den Gräben getan habt ...«

»Bravo«, keucht der Doktor.

Der Alte in der Ecke steht immer noch auf seinen einzigen Arm gestützt, ein wenig schief, mit einem leisen Zittern im Ellenbogen, und hat die Augen erstaunt und mit einem Ausdruck von Ergriffenheit auf den Jakob gerichtet. Da liegt seine braune Pranke auf dem Tische wie eine Löwentatze; und der zerschossene Mann lauscht und vergißt fast, daß er die andere in den Karpathen oder wer weiß wo sonst in einem fremden Reiche gelassen hat.

Atemlose Stille.

Da fährt der Jakob fort: »Wenn wir heute keine Ruhe geben und das Volk zur Besinnung bringen wollen, dann geschieht es doch, damit das, was Ihr geopfert habt, nicht verloren ist; und wenn wir gegen die Schänder und Schmarotzer drinnen und die Unterdrücker draußen predigen und marschieren, dann ist das doch etwas, das gerade Ihr begreifen müßtet! ... Und wenn sie uns unsere Kameraden dafür meuchlings abschießen und erstechen, so müßtet gerade Ihr daran

erkennen, daß wir so sein wollen, wie Ihr wart, — weil wir trotzdem marschieren, trotzdem predigen ... Oder würdest Du etwa Deinen Sohn, der einmal Deinen Hof übernimmt, einen Dummkopf heißen, weil er zu Dir sagt: Vater, ich will nicht geringer sein als Du. Ich will, daß Deine Kämpfe nicht ohne Sinn und ohne Nutzen für uns alle bleiben dürfen?!«

Da läßt der Alte den Kopf auf die Brust sinken und sagt langsam und leise: »Ich habe keinen Sohn mehr, dem ich den Hof übergeben kann. — Sie sind alle gefallen ... meine drei Buben ...«

In den Kehlen der schweigenden Männer hört man gleichsam das Blut pochen. Der Hannes senkt unwillkürlich den Fahnenschaft ein wenig, so daß das Tuch die Kante des Tisches berührt, an dessen Ende der grauhaarige Bauer die schwere Einhand erhebt, um sich damit über die tief herabgeneigte Stirn zu fahren.

Klingt nicht draußen ein unwirklich fernes Singen über die schneestille Straße? Rollt nicht aus unendlicher Ferne ein dunkles Rauschen und Grollen sachte an den Fenstern entlang? Eine Melodie ist angeschlagen, die vor langen Zeiten verwehte. Schwebt sie von den Gestirnen nieder? Urplötzlich, unfaßlich, unnennbar? Gibt es das? Worauf lauscht der Jakob?

Der Alte hat gesprochen. Sein Mund ist nun verschlossen und stumm, schamhaft und erschrocken, weil er von seiner Seele sprach. Und noch lauscht der Jakob. Worauf nur?

Als damals der Vater zum zweitenmal hinauszog, erklang sie, erstand sie, diese vergessene, unvergeßliche Heimwehmelodie, die niemand singt und nicht Hoboe noch Geige kennt. Ein dunkler Klang, der wie ein raunender Schatten durch diamantene Nächte schwingt und im Herzen sanft und wild geheimnisvolle Saiten rührt.

»Mein Junge«, sagte der Vater, »ich kommen nicht wieder. Ich weiß das. — Du sollst nicht erschrecken ... und ... vergiß mich nicht! — — — Wenn Du das alles einmal begreifen

wirst, dann wirst Du mir verzeihen, daß ich Dich allein auf der Welt gelassen habe ... Ich wäre gerne bei Dir geblieben — siehst Du — ich habe mich auf Dein Leben so sehr gefreut und wollte Dir bauen helfen an allem, damit es schön und freudevoll würde. — Nun muß es anders sein. Ja ... Leb wohl und mach mir keine Schande! ... Hörst Du den dunkeln Klang, der da in der Luft zittert? — Wo er herkommt, dort muß ich hin — für Dich. Leb wohl und vergiß mich nicht!« —

Dann nahm er den Tornister auf und das Gewehr, und der graue Helm verschattete die frische Narbe, die sein Gesicht so fremd gemacht hatte. Er strich dir über das Haar, Jakob, zum letzten Male, lächelte ein wenig sparsam unter dem Helmschatten heraus und ging. Ein Weinglas stand halb ausgetrunken auf dem Tische; daneben lag ein buntes Heft mit schönen und häßlichen Bildern aufgeschlagen. Du rührtest es nicht an, um darin zu blättern, obwohl Soldaten, Kanonen, Gerippe, Schiffe, Blitze und viel gespenstische Dinge in grellen Farben darin gezeichnet waren. Du begriffst nicht, was geschah. Du lagst wachäugig im Bette und lauschtest, als der Zug drunten im Tale davonschnurrte wie ein leibhaftiges, brummendes Tier. Eine seltsame Melodie, ein unwirklicher, dunkler Klang, der kam und ging und gedämpft anschwoll und schwand und unaufhörlich gegenwärtig war. Der Zug verrauschte und verrann darin.

Alles verrann.

Aber in den Nächten kehrte es wieder, dieses Seltsame, — und du lauschtest noch, als sie dir längst gesagt hatten, der Vater käme nicht mehr zurück. Weder morgen, noch übermorgen. Nein; niemals.

Dein Leben ging weiter, du lerntest und vergaßest. Du sannst, wenn der Wind unterm Monde das Raunen von den Höhen hertrug; und du schliefst ein und wußtest, daß etwas Verlorenes darin sang. Nun schlug plötzlich der versunkene Ton an die vergessene Saite, sie erzitterte und klingt — wie damals. Und du lauschst ihr, bist hilflos von ihr gebannt.

Du mußt es diesen Männern hier sagen: Hört und schweigt nur stille! Ihr glaubt, daß es draußen der Föhn ist, auf den ich lausche. Aber Ihr irrt Euch. Es ist etwas anderes. Horcht nur hin! . . .

Ach, keine Träume, lieber Jakob!

Nein, keine Schritte in das andere Reich, das so fern und unfaßlich ist wie der unergründliche, blaustrahlende Nachthimmel, der da vor diesen Scheiben plötzlich aufleuchtet. Hier quirlt der trübe Tabaksrauch beizend vor deinen heißen Augen. Hier ist eine lange, dumpfe Wirtsstube mit groben Planken auf dem Boden und derben, nackten Tischen und Biergläsern, die man beileibe nicht leerzutrinken vergißt; und harte kantige Gesichter, die sich bereits wieder voller Neugier aus ungewohnter Nachdenklichkeit erhoben haben. Das Leben singt heutzutage andere Weisen. Es hat umgelernt; und man hat seine liebe Not, auf dem Wege der Alltäglichkeit schlecht und recht mit ihm Schritte zu halten.

Da fragt man danach, wann und wie das Vieh den Lohn für das Gesinde wieder eintragen soll.

Da fragt man, wann der Bauer im Lande wieder einen Nutzen davon hat, wenn er den Weizen baut und Forst und Acker pflegt.

Da will man auf's Wort wissen, was geschehen soll, um den Hof den Erben des Geschlechtes zu erhalten, ihnen — wenn nicht die Krone am Baume — wenigstens Wurzel und Stamm zu retten.

Rezepte sind rarer geworden als Ideale. Bare Münze muß es sein, wenn sie von Hand zu Hand gehen soll. Bitte keine Flucht unter die Sterne! Da sie einst sanken, stehen sie nun gering im Kurse. — Geschieht ihnen etwa Unrecht darum?

Der alte Mann sitzt dort in der Ecke, hält — als ob er sich schämte — den Kopf nach der einen Schulter gedreht, an der ein leerer Ärmel hängt, in den nie wieder ein Arm hinabwachsen wird. Es zuckt um seine Mundwinkel, er zerrt ein

buntgeblümtes Tuch aus dem Hosensack und wischt sich damit geräuschvoll die Nase und den zottigen Schnurrbart.

Fahre fort, Jakob. Hier ist das Volk, von dem ihr immer redet, — und es räuspert sich bedenkenlos. Da sitzt es mit hunderterlei Antlitz und will für eine steinharte Wirklichkeit Herz um Herz zäh erobert werden. Schlage nach! Keinen Pardon, für niemanden. Auch nicht für dich. Schlage von neuem nach — und nochmals — und wieder, bis dir die Stimme und das Wissen und das Können versagt. Dann zähle, ob du einen einzigen gewonnen hast! Der Vorurteile, der Zweifel, der Vorbehalte und Hintergedanken sind unzählige in hundert Köpfen — und Bauernschädeln zumal!

Der Jakob strafft sich von neuem. Und dann jagt er Salven leidenschaftlicher Beschwörung und Brände von Aufrufen in diesen Haufen harter Seelen, zerreißt ihre Zweifel, zerschlägt ihre Abwehr. Ein ungeheuerlicher Fanatismus scheint in ihm zu flammen und — ihn zu verbrennen. Er weiß nicht einmal etwas davon. Er sieht nur mittendrin ein paar Augen, die sich weiter aufschließen, und dort ein Gesicht, das zu glühen begann hier und drüben. Und er packt ein jedes mit einem kämpfenden Blick, mit irgendeinem heißen Wort, und ist selbst ein wildes Feuer, eine verzehrende Glut und eine lebendige Fackel, eine lebendige Sturmglocke: Deutschland, Deutschland, werde wach! — — —

Er sieht den Doktor vor sich, wie er den Mund zusammengebissen hat und nickt, mit einem feierlichen gebändigten Lächeln auf den Zügen wie einer, dessen Ohr von mächtiger Musik berauscht wird. Und so oft er den Doktor erkennt: der nickt, wieder und wieder.

Auf einmal rufen sie an einem Tische »Bravo«. Und dann dröhnt es unaufhörlich im Raume, heiser, erregt, »Bravo«, nach jedem Satze. Und schließlich erheben sie sich von den Stühlen und Bänken und grüßen mit gereckten Armen.

Wen?

Ist ein Herzog in die Stube gekommen?

Ein Herzog? — — Sie grüßen einen Mann, in dessen Namen vor zwei Stunden diese Fremden hier eintraten, um Unruhe und Mißmut zu bringen!

Nun hat er den Sieg über das Dorf.

Wiederum ein Dorf für ihn! Ja. — — —

Der Jakob ist am Ende; blaß, mit einem Blick, der in Himmelsweite irrt. Jetzt sitzt er da auf der Bank. Bunte Pünktchen wirbeln vor seinen Augen und in den Ohren ein wirres Sausen. Er sieht eingefallen aus, sein braunes Hemd hat dunkle, nasse Flecken, und das Haar klebt ihm an der Stirn. Aber eine stille Freude schimmert aus dem erschöpften Antlitz.

Die Männer singen. Er erhebt sich steif und müde, legt den Kopf zurück und lauscht: »Deutschland, Deutschland, über alles!« Dann stimmen die vier Kameraden ihr eigenes, trotziges Kampflied an: »Die Fahne hoch!« — — Da reißt er sich zusammen, hebt das Haupt empor und singt mit. Aber merkwürdig: seine Kehle gibt keinen Ton mehr her. Er spannt die Lippen zu den Worten dieses Liedes und hört nur die Stimmen der anderen, als stünde er wie sein eigener Geist unter ihnen. Die Bauern ringsumher machen tiefernste und andachtsvoll verlegene Gesichter. Sie haben die ungelenken Arme grüßend der Fahne entgegengestreckt und murmeln und summen es mit, dieses Lied, dieses unbändige Lied. Ein paar junge Burschen leuchten vor Stolz, weil sie voll in den Gesang einzufallen vermögen. Es ist eine feierliche Verschwörung, ein Gottesdienst gegen alle Regel — aber dennoch ein Gottesdienst. Ein Aufgebot der Herzen für das Land, das draußen in allen Weiten und Breiten unter der glitzernden Nacht still die schleichende Not verschläft. Sein Volk will wieder heimfinden in diese ewige, unermeßliche Heimat, in der sein lieber Herrgott über ihm sinnt und — schweigt.

Den Jakob überkommt eine glückliche Wehmut. Sind Zwietracht und Bedrückung die Esse, in der den Deutschen das große

Heimweh nach Deutschland endlich offenbar werden soll? Der Doktor drückt ihm die Hand, so hart, als fasse er ins Gewehr; und der Heini, der Hannes, der Michel tun ebenso. Dann sagt der Doktor: »Jakob, Du mußt einen Bissen essen. Hier ...«

Ja, es ist wohl der Hunger, der so im Magen wühlt und dieses dumpfe Brausen im Gehirn vollführt ... Aber der Jakob hat wenig Appetit, würgt nur ein Stück Brot hinunter. Jedenfalls: der Doktor meint es gut mit ihm.

Das Nebenzimmer ist leer. Es weiß niemand mehr, seit wann es leer ist. Dem Jakob will es vorkommen, als ob alles schon Tage her sei, was hier geschah. Aber in dieser Wirtsstube sitzen viele Männer, deren Stimmen den Raum mit einem sonoren Geraune erfüllen. Der Alte mit dem Einarm kommt und legt dem Jakob die schwere Hand auf die Schulter. »Jaja, junger Freund«, sagt er. »Ihr müßt es schaffen. Ihr dürft nicht nachlassen ...« Dann wendet er sich ab und geht, ein wenig gebeugt. In der Tür dreht er sich noch einmal um und hebt den einen Arm, der ihm noch blieb, zum Gruße.

Als sie endlich zur Rückfahrt aufbrechen, baut sich vor dem Wirtshause ein Spalier der Kameradschaft auf. Fäusteschütteln rundum. Der Heilruf der fünf Fremden findet ein donnerndes Echo, das aufrührerisch durch das nächtliche Dorf rollt. Was hat eine einzige Nacht aus seinen schwerblütigen Männern für ungebärdige Heißsporne gemacht!!

Der Jakob vergräbt sich tief hinter dem hochgeschlagenen Mantelkragen, der schon manchen müden Mann nach dem Gefecht kennenlernte; der Kopf sinkt ihm auf die Brust, mitten in der scharfen Winternacht schläft er auf einem alten, rumpelnden Wagen ohne Dach ein. Als der Doktor ihn daheim auf dem Marktplatz weckt, krähen bereits die Hähne einander verschlafen zu. Der Doktor sagt etwas; etwas Freundliches. Aber der Jakob hört nichts mehr und stapft einfach davon. Ach Gott, wie dankbar muß man dir sein, wenn du einem einen Platz gegeben hast, an dem man sich nun endlich einfach hinlegen kann ...

Die alte Linde brauſt wipfelhoch, und blaues Licht blendet durch das Hüttenfenſter herein. Die Melodie? —

Was geſchah heute alles? ... Der Großbauer ließ wirklich nicht das Häuschen räumen! ... Lieber Herrgott, erlaß' mir meine Sorgen und Gedanken bis morgen. Ich bin unendlich müde, laß' mein Tagewerk zu Ende ſein, für heute ...

*

Ein ſo menſchenwürdiges Geſicht wie heute habe er an ihm ſein Lebtag noch nicht geſehen, ſagt der Hannes zum Jakob. Der lacht; und in ſeiner guten Laune bedankt er ſich ſogar mit Handſchlag dafür, daß der Hannes geſtern dem Großbauern den Taler per Poſt geſchickt habe. Jaja, ſo kann es gehen. Diesmal aber wird der Hannes rot, diesmal iſt er es, der ſich nicht zu helfen weiß. »Laß' die Bagatellen«, meint er wegwerfend, »geſtern war ein Tag, um den ich Dich beneide..«

»Beneiden? Wieſo? Du haſt doch geſtern auch nicht im Grab gelegen ...«

»?... ?...«

»Der Neid iſt eine alte Vettel, die keinen Kavalier mehr findet. Verlob Dich nicht mit ihr, Hannes! Haha ...«

»Hm, Du haſt gut reden; haſt mit Deinem Maulwerk alles allein geſchafft. Und wir mit unſern groben Pratzen haben Schnee ſchaufeln und zuſchauen können ...«

Der Jakob, heiter wie die Sonne draußen: »Daher alſo die Eiferſucht! Hätteſt wohl gerne ein bißchen mit den Fäuſten dreingeredet, wie?«

»Spaß beiſeite«, erwidert der Hannes. »Du haſt es gut. Du kannſt wenigſtens predigen und bekehren — wie ein gelernter Apoſtel. Wir können nur hinterherlaufen, den wilden Mann ſpielen und — uns freuen ...!«

Der Jakob wird nachdenklich. Ein Schatten huſcht über ihn hin. »Hannes«, ſagt er, »wenn der Dreck einem nicht gar ſo hoch bis an den Hals heraufginge, man könnte ſich wahr-

haftig keine andere Zeit wünschen als diese. Kampf um ein heiliges Deutsches Reich deutscher Nation! Kampf um Freiheit und Glauben! Eine Verschwörung auf Lebenszeit — um Dinge, an welche die Deutschen seit Jahrhunderten nur zu denken wagten, die besten Deutschen ...! Man sollte nur kein solcher Bettelmann und Hungerleider sein müssen, dann wäre alles gut ...«

Da verfinstert sich der Hannes. »Dann wäre es nicht schwer, ein Held zu sein«, knurrt er. »Mein Lieber, mit vollem Bauche kann jeder ein Idealist sein ...!« Der Jakob wirft einen raschen Blick hinüber auf Karin, bricht das Gespräch ab. Der Hannes begreift. — — Eine Weile Schweigen. Draußen ein goldener Wintertag. Allmählich hellen auch die beiden Männer wieder auf.

»Du«, beginnt der Hannes von neuem, »der Peter kam vorhin zum Doktor gelaufen und machte großen Spektakel, weil wir ihn gestern nicht mitgenommen haben ...« —

»Warum blieb er auch zu Hause?«

Der Hannes grinst wie ein Fallensteller über dem Fang: »Neulich hat er erklärt, er sähe nicht ein, daß wir Alten immer nur für das bürgerliche Spießervolk marschieren sollten Andere könnten ja auch einmal etwas tun. Die Neuen zum Beispiel, die möchten sich gefälligst nun erst einmal die Stiefel ein bißchen krumm laufen. Auf dem Wagen war sowieso kein Platz mehr — da habe ich ihm das Wachkommando hier vor Deiner Burg gegeben. Der Bierfahrer hat ja bekanntlich keine Zeit mehr. In Wirklichkeit hat er Angst, sie könnten ihn aus dem Betrieb rausschmeißen. Nichts anderes ...«

Ja. So geht es. Die meisten können ohne Brot nicht leben.

Dann kommt die Rede wieder auf den gestrigen Abend. Es stellt sich heraus, daß der Jakob gar nicht über den Erfolg seiner Versammlung im Bilde ist. Der Hannes schilt ihn einen Siebenschläfer und eine Nachteule, weil er nicht einmal wisse, daß da gestern abend in einem Dorf da und da sechzehn Männer

erobert wurden. »Sechzehn Männer, sage und schreibe. Hörst Du? . . .«

»Ja. Ich höre. — Und der Alte mit dem einen Arm . . .?«

»Der meinte, er sei zu nichts mehr nütze. Er könne kein Gewehr mehr tragen und nicht mehr zuschlagen, wenn es darauf ankäme. Er hat seinen Geldbeutel ausgeleert und gesagt, er würde uns mit dem helfen, was er hätte, — und mit seinem Wort. Es solle sich niemand vor seinen Ohren noch einmal gegen uns zu hetzen getrauen. Er würde auch dem Pfarrer seine Meinung sagen. Nachher schickte er seine vier Knechte her: die könnten noch etwas bestellen. Die sollten wir nehmen! Und wie wir sie genommen haben! Du hättest den Doktor sehen sollen! Aber Du hast ja geschlafen, scheint mir . . .«

Der Jakob läßt den Hannes schmunzelnd bei seiner gerechten Meinung. Ja, die Sonne scheint; warm und menschenfreundlich. Da nimmt der Hannes die Gitarre vom Nagel, drückt sie dem Jakob in die Hand, und es hebt ein großes Musizieren an. Hört nur! Am gewöhnlichen Werktage haben sie nichts anderes zu tun als zu singen wie eine Schwadron Reiter. Lauter Trotz, Fehde gegen alle Welt, lärmender Übermut. Auf einer rasselnden Mundharmonika bläst der Hannes nichts als falsche Töne darein. Und Karin lacht, der Jakob lacht — und der Hannes spielt wild darauflos, schrill, kläglich schrill und falsch. Aber mit unerschütterlichem Fleiße.

Die Tür geht auf, und der Doktor steht da, um mitzulachen! Fürwahr, ein Fest von einem Tage. Der Doktor glänzt in allen Winkeln — immer noch dieser Abend, dieser große Sieg über das kleine Dorf — und singt dröhnend mit, spottet den Hannes aus und klatscht sich auf die Schenkel, wenn der behauptet, er habe noch nie im Leben so schön und richtig gespielt. Es währt nicht lange, und die Rede ist wieder auf das alte Geleise gebracht: die Versammlung in der vergangenen Nacht! Unentwegt diese Versammlung!

Plötzlich ist der Doktor dabei, von jenem Tage zu erzählen, an

dem damals die ersten Männer für eine Revolution der Deutschen fielen. Sechzehn Tote! Einfach und blindlings niedergemäht! »Ja«, sagt er — und sein Baß wird ganz tief —, »und der Eine, der uns anführte, dem die Salve galt, blieb uns am Leben. Der Herrgott hat es gut mit uns gemeint, jaja . . .«

Es ist, als ob der Doktor aus einem Buche gelesen hätte, in dem ein jeder Buchstabe groß geschrieben steht. Eine Sage, die längst nicht zu Ende gelebt ist. Der Jakob und der Hannes vergessen, die Instrumente beiseite zu legen. Stille. Andächtige Stille, kann man sagen. Und draußen der sonnigste Tag seit langem. Auf der Herdplatte aber zischen die Tropfen von den Dachritzen, uhrgenau . . . Da erhebt sich der Doktor und sagt: »Merkwürdig, gestern haben wir dem Führer die sechzehn Männer wieder lebendig gemacht, haben wir sie wiedergeholt! Sie marschieren wieder. Sie müssen in jedem Dorf und in jeder Stadt auferstehen, bis einmal das ganze Volk für die Fahne Adolf Hitlers marschiert, wie sie damals . . . Und wir werden es schaffen, glaubt mir . . .!«

Ist das nicht Aberglaube? Ist das nicht die Fassion der kleinen Vabanquespieler, denen der Spuk im Gehirn sitzt?

Nein.

Das ist der Glaube, der etwas will, einfach will. Der nicht bei dem aufhört, was einer mit Händen greifen kann. Der Doktor muß das wohl wissen; denn er marschiert nun nahezu schon ein Jahrzehnt für diesen Glauben, daß ein einziger Mann dazu geboren ist, Deutschland zu retten. Heute sprach er davon. Es ist sonst nicht seine Art, an Wunder zu glauben. Nein, gewiß nicht. Noch weniger aber, darüber zu reden.

*

Die Sonne vergeht, der Abend kommt. Die Rast ist zu Ende. Neuer Angriff. Sieben Nächte lang wird es nun nichts als Angriff geben. Heute stehen scharfe Gefechte in Aussicht.

Der Doktor bekam den Befehl, mit allen Männern in die Stadt zu fahren. Dort liegt keine geringe Übermacht auf der Lauer. Die Kameraden da drinnen werden kaum viel gegen sie bestellen können.

Der Jakob dagegen bekam eine andere Parole. Der Heini und der Hannes werden ihn begleiten. Die Zeche mit dem düsteren Grubenwirtshaus liegt eine Stunde Wegs entfernt. Dort regieren Sichel und Hammer ungeniert. Das besagt genug.

Auf einem kleinen Lastwagen fährt der Doktor mit seinen Männern ab. So unansehnlich dieses Fahrzeug auch ist — man könnte dennoch sagen, es sei bei weitem zu groß. Der Wahrheit die Ehre: Es ist bei weitem zu groß! Manch einer hätte darauf noch einen guten Platz. Manch einer wäre dort noch gut am Platze, heute. Aber es gibt zu viele, die das Braunhemd niemals auf den Leib bekommen; die an diesen Abenden nirgends zu finden sind, obschon sie bisweilen auch einmal die runde Nadel mit dem Hakenkreuze auf den Rock stecken. Bisweilen; wenn es ihnen paßt; wenn es ihnen um einer großmütigen Laune willen gelegentlich gefällt. Wie gesagt, gelegentlich. Sand in einem Siebe ist das. Nichts weiter, nichts Besonderes. Sie wissen, daß sie überall und immer durch alle Siebe hindurchrieseln werden. Sie kennen das Leben — wie sie sagen. Sie kennen sein Gleichgewicht und erwarten gemessen den sicheren Sieg des Guten, wenn es schlecht geht. Sie sitzen im Olymp des Alltags, sehen gelassenen Blickes von den Logen und Balkonen herab und klatschen ein wenig großmütig, wenn er ihnen hin und wieder eine aufregende Szene vorspielt. Bitte: das Gleichgewicht demonstriert sich! das ist alles. Darum klatschen sie. Im letzten Akt gibt es ihnen ja doch recht.

Sie tragen ihre Nadeln oben und unten, wie es gerade kommt. Heute wären noch ein paar gute Plätze auf dem kleinen Lieferwagen zu haben gewesen. Kostenlos. Aber das steht auf einem anderen Blatte.

Der Jakob muß also in jenem Zechenwirtshause sprechen, in dem jedem Einkehrer der Willkomm mit geballter Faust entboten wird. Das will ja schließlich auch etwas heißen. Der Heini und der Hannes werden mitgehen. Der Heini könnte zwar beim Peter das Motorrad ausleihen und den Jakob hinbringen; aber dann müßte der Hannes sich wohl oder übel allein auf den Weg machen. »Nichts da«, sagte der Jakob zum Peter, als der einen solchen Vorschlag machte. »Keiner oder alle« — »Auch wenn es nur drei sind?« — »Dann erst recht . . .!«

Die Frau vom Heini geht zu Karin und läßt sich lachend vom Jakob im Gebrauch des Gummiknüppels unterweisen; sie wolle sich schon nicht genieren, wenn es sein müßte. Der Jakob demonstriert: »Versteht Ihr, so! Immer auf die Nase. Da sitzt beim Hund die Seele drinn. Haha.« — —

Die drei Männer treffen sich am Markte. Dann geht es in gleichem Schritt durch die Nacht. Kein Trommelschlag und dennoch eine Phalanx. Eine prickelnde Erregung lädt sich in ihrem Schweigen auf; eine überwache Gespanntheit der Augen, der Ohren, aller Sinne. Die Gedanken aber weilen bei den andern. Die werden jetzt in der Stadt auch gerade kein Kinderspiel vorfinden . . .

Der Mond steckt ein mißmutig schiefes Gesicht durch einen Schlitz in der schwarzen Decke dort oben; wie aus purer Neugierde. Sie kommen an verschneite Halden, vor denen stinkende Sümpfe den Schnee fraßen, gehen über die Werksbrücke. Klack — klack — klack. Sie schallt weithin und verräterisch unter dem Marschtritt. Hier wäre kein schlechtes Revier für eine Hatz auf diese drei gestiefelten Männer da.

Irgendwoher surrt rastlos eine eintönige Maschine. Ein paar hohe Bogenlampen streuen blendend weißes Licht über Geleise und Schuppen. Der Weg für die Menschen ist mit dem Abfall der Strahlen abgefunden. Dort drüben am Hang niedere Häuser mit getrübten Augen. Da eines und da eines;

eng an die Erde geduckt blicken sie müde und stumpf aus dem Dunkel. Dort und dort; kauern düster da und blinzeln dumpf und rotäugig. Die Luft riecht scharf nach Gas und Kohle. Nichts von frischem Winterodem, obwohl der Schnee hier genau so blank und gut niederkommt wie anderswo und rings die Wälder endlos wogen.

Eine schmale, schwarz ausgetretene Spur schlängelt sich in eine Schlucht hinunter. Da ist die Kneipe. Gleichsam ein Gesicht ohne Stirn. Die Tür beginnt auf dem ebenen Boden. Aus einem armseligen Fenster fällt vergilbter Schimmer auf den Pfad heraus. Steht da nicht einer? Lauert da jemand?

Ein Schatten bewegt sich. — Die drei sind im Augenblick sprungbereit. Geht der Tanz schon los? — — — Ach nein. Nur ein Landgendarm im langen Umhang tritt heran. »Meine Herren«, sagt er mit gedämpfter Stimme, »ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß hier etwas passieren kann . . .«

Pause.

»Und?« fragt der Hannes trotzig.

»Nichts und«, erwidert der Gendarm ärgerlich. »Ich werde es nicht verhindern können, wenn Sie allein schon durch Ihre Aufmachung die Leute da drin zu Tätlichkeiten herausfordern — abgesehen von allem anderen. Aber bei der geringsten Unruhe werde ich die Versammlung sofort schließen, lassen Sie sich das gesagt sein . . .!« Der Jakob mustert ihn schweigend von Kopf bis Fuß. Das ist in der Dunkelheit wohl keine Heldentat. Der Hannes aber kann seine Meinung nicht hinter dem Berge behalten.

»Sollten wir Ihnen zuliebe vielleicht im Nachthemd hierher gekommen sein? Wir haben Sie nicht gerufen. Wenn Sie Angst haben, bitte sehr . . .« — eine Geste über den Weg — »unserethalben brauchen Sie nicht einmal zu flüstern«, sagt er scharf und lauter als not tut.

Der Gendarm knurrt, er möge sich mäßigen, und schlägt den

Zipfel des Umhanges hoch. Das ist so etwas wie die Ankündigung einer Tat. Er hat wohl noch ein letztes Wort auf der Zunge; aber schon greift der Jakob an ihm vorbei zur Tür. Noch auf der Schwelle fällt ihn ein plötzliches, rasendes Geheul, ein gigantisch geiferndes Gelächter an. Kein Mensch kann begreifen, wie es in diesem nahezu kleinsten und erbärmlichsten Wirtshaus der Welt zustande gebracht wird. Wie eine grelle Stichflamme fährt es ihm ins Gesicht, daß er einen Augenblick den Kopf zur Seite dreht. Aber er tritt ein und lacht dann spöttisch mit bleckenden Zähnen über die kleine, keifende Menschenmeute hin. Öl in prasselndes Feuer. Der Jakob weiß es. Nichts Neues. Dennoch zeigt er ihnen wie im Spaß die Zähne und läßt den Blick über die geduckten Köpfe gehen wie einer, der Schafe im Gatter zählt. Schafe beißen nicht. Diese da aber haben sich bereits sprungbereit von den Stühlen erhoben. Der Jakob streift gemächlich den verblichenen Mantel mit den grauen Knöpfen ab, auf denen noch die Kronen eines Kaisers oder Königs zu sehen sind. Dem ersten besten, der vor ihm sitzt, hängt er ihn einfach über die Stuhllehne.

»Paß auf, daß Du mir ihn nicht auf den Boden schmeißt«, sagt er. Dem andern bleibt das Maul offen.

Hinter dem Jakob steht der Hannes hochaufgereckt im Türrahmen, mit wachsamen Augen, im übrigen eine Figur aus Stein oder Holz; wie man will. Seine Sturmmütze berührt oben den Querbalken. Der Heini schafft sich Platz am Schanktisch, der Wirt räumt wortlos die leeren Gläser dort beiseite. Kein Gendarm weit und breit. Vielleicht ist er in der Tat nach Hause gegangen; was sollte sich auch ein Mann um seiner Kinder willen nicht raten lassen? Der Hannes kann sich eines spöttischen Geflüsters in dieser Hinsicht nicht enthalten.

Der Jakob wartet. Kein gewöhnliches Warten, o nein. Er neigt den Kopf nachdenklich und verabsäumt dennoch nicht, jede Bewegung in diesem gefährlichen Gewirr da aufmerksam zu verfolgen. Ein Mann in der Wolfsgrube, der kam, um

den Wolf zu streicheln? Mag er zusehen, wie es geht. Er wartet, lächelt und schweigt. Der Lärm schwillt an und verebbt. Der Jakob strafft sich. Der Lärm schwillt wieder auf. Oh, der Jakob lächelt und unterhält sich auf die vergnügteste Weise mit dem Hannes. Und der Lärm überschlägt sich, zischt wie eine Rakete herab und erstirbt. Ganz langsam. Ein einziges Weib kreischt und schrillt ohne Unterlaß, als sei dies ihr Beruf.

Der Jakob wendet ihr das Gesicht zu und kopfschüttelt spöttisch: »Strengt das sehr an?«

Da springt sie auf und spuckt ihm auf das Braunhemd. Ein infernalischer Augenblick!

Das Weib ist grün vor Haß und Wut; das kurzgeschnittene Haar zottelt strähnig und wirr über ihre niedere Stirn. Sie schlägt Krallen, droht, schreit und spuckt wieder. Der Jakob preßt den Mund zusammen — eine schmale Kerbe nur mehr — tritt ganz dicht vor sie hin, schließt die Finger mit einer Gewalt um den Koppelriemen, daß alles Blut daraus entweicht. Sie könnten am Ende auch die Kehle dieses Weibes umklammern. Ein beinerner Mann, seht nur! Nichts als Schädel und Wangenknochen, die sich plötzlich zu spannen scheinen. Da sagt er, das stünde großartig zu ihrer Hurenvisage ... Alle Heiligen! Wie ein Hieb mit pfeifender Klinge, wie heißer Dampf fuhr das herab.

Im gleichen Augenblick wollte sie ihm an den Hals. Er fing sie blitzschnell an den Gelenken ab und schmetterte sie mit hartem Stoß auf den Sitz zurück, daß das Holz krachte. Ein hundsföttischer, niederträchtiger Fluch. Wolfsspeichel! Der Mann, der neben ihr sitzt, lacht, grölt: »Hähähähähä, höhöhöhöhää.« Ein Kerl ohne Hals, dessen Unterkiefer fast die Brust berührt, wenn er das Maul aufmacht.

Bedächtig zieht der Jakob das Taschentuch hervor, wischt sich den Geifer vom Braunhemd. »Das nächstemal«, knurrt er, »fliegst Du 'raus, Genossin. Aber dann nimmst Du ein paar Ohrfeigen mit auf den Weg. Merk Dir das! ...«

Wieder schnellt sie vom Stuhle hoch. Der Ohnehals jedoch reißt sie zurück, schlägt ihr klatschend die Hände herunter, brüllt, sie solle jetzt endlich Ruhe geben und heißt sie schlankweg ein elendes Frauenzimmer. Ein junger Bursche am Nebentische gibt dem Weib einen derben Stoß in den Rücken und girrt ihm zu, ob dieser da am Ende gar auch schon unter ihrer Decke gelegen habe, häh? »Daß er Dich so genau kennt? hihihi . . .« Er deutet auf den Jakob, klopft sich auf die Schenkel und beugt sich beim Lachen weit über den Tisch. Bis der Hannes auf einmal langsam einen Schritt voran tut und die Arme wie Greifer vor dem Leib zu heben beginnt. Da verstummt er unvermittelt und rückt ein wenig dichter zu seinem Nachbarn auf. Der Hannes findet keine Arbeit. Der Jakob aber steht noch immer reglos und schweigt, derweilen seine Blicke das entstellte Weib lautlos niederbrennen. Mit mahlenden Zähnen sitzt es da, leckt sich die Lippen. Dann wendet es sich plötzlich dem Ohnehals zu und kreischt ihn an. Der holt nur weit mit der offenen Hand aus. Das genügt.

Und der Jakob wartet. Breitbeinig, mit verschränkten Armen. Kein Wort. Und wieder senkt er den Kopf und späht von unter heraus unbeweglich über die Tische. Seine Augen könnten aus blauem Stahl gegossen sein.

Noch einmal Lärm. Niemand scheint zu wissen wozu. Dann ist es mit einem Schlage ruhig in der Stube. Der Jakob wartet. Eine gute Weile. Eine lange Weile. Er schweigt einfach still, als ob er eigens dazu hergekommen wäre, um nur dazustehen, Spektakel zu hören und stillzuschweigen.

Ärgerliches Gemurmel. Es versickert wieder. So . . . Stille. Erschöpfte Stille.

Das ist die Bresche.

Da fängt der Jakob gegen alles Erwarten zu sprechen an. Gleichgültig, eintönig, fast flüsternd. Hört nur diese trockene Rede — ohne jede Aufregung und Vehemenz. Hinten in der Ecke verstehen sie ihn kaum. Er ist ganz heiser. Ein unwilliger

Zuruf: »Lauter!« Er tut nicht etwa, als ob er ihn gehört hätte, nein, im Gegenteil. Unterhaltung mit dem, der am nächsten dasitzt. Mit dem Ohnehals vielleicht? Hinten in der Ecke recken sie die Köpfe. Was erzählt dieser Bursche dort vorne eigentlich? Wo will er hinaus? Soviel man sieht, handelt es sich um nichts weiter als einen Mann, der Selbstverständlichkeiten daherredet; er gibt ihnen offenbar selbst kein großes Gewicht. In dieser Schneise ist er nicht zu fangen. Zum Teufel! Er sollte endlich einmal einen Vers singen, auf den man den Refrain kennt. Man wird müde und unsicher. Dieser Kerl schleicht sich harmlos heran, allzu harmlos. Plötzlich wird er irgendwo zuschlagen, wo keiner darauf wartet.

Unmerklich gewinnt seine Stimme an Kraft. Allmählich baut er Schwierigkeiten auf, die so und so betrachtet werden können. Wo aber bleibt das Rezept zu ihrer Lösung? Oh, der junge Mann macht sich rar; er sät Zweifel und Bedenken gegen dies und jenes. Wer die Wahrheit für ein Übel hält, kann sagen, daß er Unkraut in einen gewissen Garten sät.

Da ist auf einmal ein ganz neuer Ton. Hart und herrisch. Hört! Aber es findet sich keiner, der sich mit Verstand zur Wehr setzen könnte. Nichts weiter als dann und wann ein Gebrumm oder dieses lahme Gejohle, das Freund und Feind in gleicher Weise um die Treffer bringt. Dabei schreien nicht einmal mehr alle mit, und was diesen da betrifft, so lächelt er jedesmal geringschätzig über sie hin; hebt nicht einmal einen Finger zur Abwehr. Und dann ist es genau so wie vorher: er läßt den Faden nicht fallen und knüpft seelenruhig sein Netz weiter. Jawohl, ein Netz. Gebt acht! Diesen Menschen scheint nichts zu berühren und nichts zu stören! Satz für Satz, mit kränkender Ruhe schafft er sich Raum für seine Gedanken.

Zum Hasse schlägt sich nun die Angst vor der Niederlage. Es ist dem Jakob nicht entgangen, daß da zwei Kerle sitzen, die den Lärm und den Widerstand dirigieren; die aufstehen und rundum schauen mit gespreizten Händen die Blicke gleichsam

raffen und von neuem heranwerfen, wenn die Feindseligkeit darin erlahmt; die dahocken und den Buckel anderer Leute anmurmeln und sozusagen im Dickicht neues Geschrei entfesseln, wenn die Ruhe zur Gewohnheit zu werden droht. Ja, der Jakob weiß längst, daß hier ein Duell zwischen ihm und diesen beiden dort ausgefochten wird. Ein Duell zu dreien kann man wohl mit Recht ein wenig regelwidrig nennen. Ein Duell mit Raubkatzen der menschlichen Art ist nicht selten schon eine Sache auf Leben und Tod geworden. In diesen Zeiten pflegen die wenigsten noch etwas dabei zu finden, wenn einem Menschen auf diese Weise das Lichtlein ausgeblasen wird.

Der Jakob geht langsam an jene beiden heran, läßt sie nicht mehr aus den Augen. Einer von ihnen behält die eine Hand hartnäckig in der Tasche, obschon er es offenbar nicht gewohnt ist, ohne den Gebrauch aller zehn Finger zu schreien. Sein Mund ist merkwürdig schief verbissen, als stünden ihm die Zähne über Kreuz. Struppiges, schwarzes Haar und borstige Stoppeln um einen flachen Schädel mit mächtiger Kinnlade und einer viereckigen Stirn, die verbeult aussieht.

Der andere ist ein langer, bleicher Kerl, schmalbrüstig, mit des Löwen Mähne; aber er schielt. Etwas Krankes ist an diesem Menschen und seinem Blick, vor dem man sich in acht nehmen möchte. Beide ducken sich und vermeiden es, den Jakob anzuschauen. Der hebt plötzlich die Stimme, greift wie auf ein Signal ohne Schonung an.

»Ei«, sagt er, »Ihr redet großmaulig, Ihr wolltet ein Paradies aus der Welt machen!? Darum stört es Euch wohl wenig, daß die Welt Deutschland zu einer Hölle gemacht hat? Wie? Ihr habt den Haß gegen das eigene Volk als Evangelium Eures Wahnsinns verkündet und schwätzt von der Verbrüderung mit den Genossen jenseits der Grenzen! Alles in einem Atemzuge! Probiert es doch einmal auf andere Weise, sagt doch einmal, Ihr hättet den Hungerfrieden satt! Dann wollen wir sehen, ob Eure Brüder aus allen Kontinenten für

Euch auf die Barrikaden steigen, oder ob sie Euch nicht am Ende doch die Bajonette in die leeren Bäuche stoßen!!

Haben sie Euch nicht schon einmal mit jenem Psalm betrogen und um Brot und Arbeit gebracht? Wie? ... Milliarden sind viele Groschen, die erst verdient sein wollen, ehe man sie einem Volke abnehmen kann! Ihr meint, das ist nur Gold von reichen Leuten! Ich meine, daß die Tag- und Nachtschichten von hunderttausend Männern, die ein Leben lang umsonst einfahren müssen, besser zählen! Und damit sie umsonst einfahren, muß ein gründlicher Hunger da sein, denn dieser Hunger macht die Menschen billig auf der großen Börse, macht Arbeit selten und Brot teuer ...«

Einer von den beiden da ruft dazwischen, er solle den Hals nicht so weit aufreißen; er habe ja wohl noch nicht aus der hohlen Hand fressen müssen, was wisse er denn schon? »Und von den reichen Brüdern in Deutschland, die uns Deinen Hunger beschert haben, damit sie uns nach Strich und Faden schinden und ausbeuten können, davon hast Du nichts zu sagen, wie? Bist ja auch einer von der besseren Rasse, die sich auf unsere Kosten vollfrißt ...!!«

Ein wildes Echo. Ja, einer kam und wollte den Wolf streicheln, fürwahr. Aber es ist nicht an der Zeit dazu. Der Wolf hat Luft in den Gedärmen und ein wenig Durst auf Blut. Der Jakob lacht laut und verächtlich: »Kannst Du mir vielleicht sagen, ob ein leerer Magen sich unter dem Hemde des Hauers anders aufführt als unter der Weste des Ingenieurs, wie?«

Keine Antwort.

Den Jakob packt der Ingrimm. »Jawohl«, ruft er, »von der Ausbeuterei wollt Ihr etwas hören. Bitte sehr: seit soundsoviel Jahren wird unser Volk von oben bis unten ausgeplündert. Die halbe Welt hat sich das zum Beruf gemacht. Das sind nicht nur reicher Leute Groschen, die sie uns stehlen, sondern auch Euere. Sie fragen nicht danach, ob einer ein Schloß aus Marmor oder eine Baracke aus faulem Holze hat; sie

sagen nicht: wir wollen nichts von Dir, weil Du ein armer Kerl bist. Nein ... Sie schicken Euch eine Division Neger und lassen Euch abschießen wie die Kaninchen, wenn es Euch endlich gar nicht mehr passen sollte ... Denn sie sind nun einmal der Meinung, daß zwanzig Millionen Deutsche zuviel auf diesem schönen Erdballe leben ... und unter diesen Überzähligen könnt Ihr auslosen lassen: soviel Arbeiter, soviel Bauern, soviel Ingenieure, soviel Rittergutsbesitzer, soviel Bankiers, soviel Weiber und soviel Kinder ... damit keiner zu kurz kommt — und vor allem, damit Ihr es dann endlich schwarz auf weiß habt, daß Eure Propheten Euch nach allen Regeln der Kunst hinter das Licht geführt haben ...!«

»Kapitalistenknecht!!«

Aha! Die Losung. Sie ist so gut wie ein Aufruf zur Feme an Ort und Stelle — wer sie kennt. Aber der Jakob läßt sich nicht mehr aufhalten. Eine grenzenlose Wut lodert in ihm. Er nickt höhnisch: »Ja, Kapitalistenknecht ... Steht mir lieber Rede und Antwort auf die Wirklichkeit, spart Euch doch die alten Phrasen. Oder seid Ihr so armselig, daß Ihr die Wahrheit nicht vertragt, wie? ... Die Wahrheit? ... Die Wahrheit ist, daß Ihr über uns herfallt, wenn wir sagen, wie es ist. Die Wahrheit ist, daß Ihr uns niederschlagt, wenn wir zum Widerstand gegen die Unterdrücker unseres Volks aufrufen. Die Wahrheit ist, daß Ihr schon Hunderte von armen Teufeln in unseren Reihen, aber noch nie einen einzigen Kapitalisten umgebracht habt ...!!«

Eine ungeheuerliche Explosion, ein Vulkan von Geschrei, Gepolter und Geifer.

Aber der Jakob macht nur eine wilde Bewegung mit dem Arm, wie einer, der einen Degen aus der Scheide reißt, stößt den Schädel vor. Das Kinn herausgepreßt, daß die unteren Zähne blank und bloß zu sehen sind — ruft er dem einen dazu, er solle doch nun das Messer aus dem Sacke ziehen und stechen ...? »Heh, Du! Worauf wartest Du noch?«

Ringsum eine Welle von Gischt und Gier; mitten im höchsten Wirbel bleibt sie einen Augenblick steil stehen und schwankt, ob sie über diesem waghalsigen einzelnen Manne da zusammenstürzen und ihn zerschmettern soll. Das ist die Chance — und der Jakob nimmt sie blitzschnell wahr. Unversehens reißt er dem Schwarzhaarigen die Hand aus der Tasche. Ein weißer, steifer Stahl fällt klirrend zur Erde. Der Jakob zielt mit dem Fuße danach. Der Dolch schießt unter Bänke und Beine davon. »Ha«, zischt der Jakob, »Du wolltest nur Stecken schneiden gehen, nicht wahr . . .?!«

Der Kerl springt auf, schlägt; aber der Jakob ist ausgewichen, so daß der andere fast über die Tischkante zu fallen kommt. Und der Jakob fletscht höhnisch die Zähne vor einem Paar blutunterlaufener, schwarzglühender Augen. Da ist der Ohnehals dazwischen. »Ei, Schwarzer«, sagt er, »komm, wenn Du was willst . . .!« Das geht ein wenig hin und her, der Jakob findet Gelegenheit, sich nach dem Heini und dem Hannes umzusehen. Plötzlich springt dieses verfluchte Weibsbild dort auf einen Stuhl, seine grelle, geile Stimme zerreißt die glühenden Gehirne. Seht die Viper mit einem Menschenantlitz! Der Jakob spürt, daß er bleich geworden ist. »Jii«, schreit sie, »was, Ihr laßt diese Langnase, dieses Bürgersöhnchen hier frech werden? Wie? Ihr schlagt diesem Schwein nicht den Rüssel ein? Gebt ihm doch die blonde Fratze voll, diesem Seidenpinscher, diesem Lumpenhund, diesem . . .«

Weiter kommt sie nicht, der übrige Unrat erstickt in einem tierischen Gefauche. Jihiii! Geknirsche, Gurgeln, ein rasendes Gebiß. Der Hannes aber läßt nicht mehr los, klammert ihr mit seinen harten Schlosserarmen die Krallen an den Leib, hebt sie wie eine Puppe vom Stuhl. Sie strampelt, spuckt, zappelt, schnappt, kreischt: dort aber trägt der Hannes sie kaltblütig zur Tür hinaus. Durch die schwarze Öffnung kommt ein kalter Windzug und das Uiih einer tollwütigen Katze herein. Hier drinnen sekundenlange Erstarrung. Dann aber bricht der

Ohnehals in ein unbändiges Gegröle aus. »Hähähähäh, höhöhöhöhääää . . .«

Der Kerl, der das Messer in der Tasche hielt, wirft sich auf einmal auf den Jakob. Der Ohnehals reißt ihn zurück, schlägt ihm die Faust in den Nacken. Unerklärlich, warum der andere das nur mit einem Fluche quittiert. Der bleiche Lange hebt die knöcherige Faust gegen den Ohnehals und heißt ihn einen Verräter. Der Ohnehals fragt, ob er ihn etwa entzweibrechen solle. Dazu schweigt der andere. Der Ohnehals wendet sich von ihm ab, spuckt verächtlich auf den Boden. Eine Weile noch wogt Aufregung und Geschrei hin und her, Hände sind um Stühle und Biergläser gespannt, Menschen, die einfach dastehen und nicht wissen, was sie tun. Aller Blicke Ziel scheint nun dieser kleine, stämmige Mann, der Ohnehals, geworden zu sein. Der trinkt gleichmütig sein Bier aus, macht eine aufmunternde Geste zum Jakob hin und ruft ihm zu, er solle weiterreden. Einer nach dem andern setzt sich wieder hin. Der Jakob steht schlank und hochgereckt da, wie einer, der weiß, daß er ein Herr unter Knechten ist.

Die Front ist zerbrochen. Der Hannes hat wieder seinen Posten an der Tür bezogen und sieht nicht danach aus, als ob er etwa inzwischen außer Atem geraten wäre. Irgendwoher begrüßte ihn ein Zuruf, als er wieder hereinkam: »Bravo!« Der Ohnehals grinste: »Jawohl, das hat der wilden Sau einmal nichts geschadet . . .!« Gegenrufe und Gelächter. An jedem Tische Für und Wider, Freund und Feind in diesem Punkte. Der Hannes aber steht unbeweglich auf Posten.

Nun hebt der Jakob fordernd den Kopf. Aber schon ist dieser eine da wieder auf dem Plane — dieser eine da, der das offene Messer bereit hatte und unaufhörlich Wind ins Feuer bläst, wenn man so sagen will. Ja, er bläst und bläst . . . Ob es nicht eine Schande sei, daß diese braunen Halunken sich hier ungestraft an einem Frauenzimmer vergreifen dürften!? »Und warum frage ich, warum? Nur weil es eine Arbeiterin ist und

kein feines Mensch ... Heda! Hört Ihr? Hab' ich vielleicht nicht recht, wie?«

Irgendwo erhebt sich ein breitschultriger Mann mit einem abwärtsgebogenen Schnurrbart unter der großen Nase, bahnt sich den Weg zu dem Aufwiegler, sieht ihn feindselig an und sagt drohend, es sei nun höchste Zeit für ihn ... Gepläukel, wobei jedoch der mit dem Schnurrbart kein Wort weiter verliert und nur geduldig mit dem breiten Daumen zur Tür weist. Schließlich macht er noch eine eindeutige Kopfbewegung dazu: »Dalli, dalli!« — Das kann man fürwahr keinen großen Redeverschleiß nennen ...

Auf einmal ist, wie aus der Luft geholt, der Gendarm da, steht in der Küchentür hinter dem Schanktisch und ruft: »Schluß, im Namen des Gesetzes!« ... Das ist doch wahrhaftig Wasser in die Glut. Der Heini fährt herum, krebsrot im Gesicht: »So, jetzt kommt er daher! Jetzt ist er auch da, der Herr Gendarm. Aber vorhin hat er wohl geschlafen, als hier das Messerspielchen gemacht wurde ...?«

Alles Feilschen hilft nun nichts mehr, und aller gerechte Zorn wird in dem höhnischen Gelächter erstickt, das sie dem Jakob ringsum darbieten. Wie gesagt, Wasser in die Glut im Namen des Gesetzes. Ja, offensichtliche Niederlage auf der ganzen Linie. Ein Gendarm kam und gewann der Meute eine Schlacht. Er tauchte hinter einem Schanktische auf und machte sich wichtig: Im Namen des Gesetzes! Und die Meute kläfft Beifall und belobt ihn. Jawohl, Herr Gendarm, heißt es auf einmal. Herr Gendarm hinten und vorne. Der Wolf schweifwedelt!

Von der Tür her Rufe: »Nieder!« Draußen Unruhe, Gewieher, Gejohle; und immer wieder herein: »Nieder!!«

Der Gendarm steht träge und offensichtlich gelangweilt hinter dem Schanktisch und scheint den Wirrwarr weder zu hören noch zu sehen. Immer wieder schrillt eine wilde Weibsstimme; eine Insektenstimme, fiebernd vor Sucht nach dem Biß.

Der breitschulterige Mann mit dem Schnurrbart hält dem Jakob die Hand hin: »Denen haben Sie es ordentlich gegeben, junger Herr. Respekt . . .!« Der Jakob sieht ihn groß an. Verwunderung, ein wenig Freundlichkeit und Mißtrauen. »Ja«, meint der andere, »wir wissen Bescheid«, er deutet auf den Ohnehals, der danebensteht, »wir waren drüben. Alles Schwindel, sage ich Ihnen, das mit dem Paradies . . .«

Der Jakob begreift nicht.

Der Ohnehals erklärt ihm: Jawohl, sie seien drüben gewesen und hätten die Nase bis oben hin voll. — Er zeigt es mit einer Handbewegung genau an, wieweit der Jakob das wörtlich nehmen soll. »Ich und der«, sagt er, »wir wissen, wie es drüben ist, Kamerad . . .«

»Wo?«

»Drüben, junger Herr —, Magnidogorsk, Ural — verstehen Sie. Mineure beim Kanalbau, verstehen Sie. Aber nicht, daß Sie denken, es war ein Kanal da! Das hat der Schwarze hier uns erzählt. Facharbeitermangel, haben sie gesagt. Geht rüber, Genossen, haben sie gesagt. Die Arbeiterrepublik braucht Euch. Macht Schluß in diesem Kapitalistenstaat. drüben habt Ihr es gut. Wir haben gesagt: wenn es so steht, jawoll! — — Alles Schwindel gewesen, nichts zu fressen, nichts verdient. Dann wollten sie uns nicht mehr zurücklassen, verstehen Sie . . .«

Der Gendarm ruft dazwischen, ob es den Herrschaften nicht bald beliebe, das Lokal zu verlassen? Es sei Schluß und Feierabend für heute . . .

Der Schnurrbärtige streicht sich mit der Pranke unter der Nase her. Einmal links, einmal rechts. Er zeigt dem Gendarm das, was hinten ist, und fährt fort: »Die haben uns da drüben kuriert, ja.«

Der Jakob ist ein wenig abwesend, sieht eigentlich nur zu, wie der Schnauzbart seine Worte auf eine besondere Art durch die Kehle heraufschluckt. Der Ohnehals hat eine runde Stulp-

nase, in die man sozusagen von vorne hineinschauen kann, Haut wie rotes Leder und wasserblaue, kleine Äuglein. Er steht dabei, hat das Hemd weit offen und weist vertrauensselig jedermann, der Augen hat, die zwei gekreuzten blauen Anker her, mit denen seine Brust geschmückt ist wie der Bug einer Fregatte. Das braune, gekräuselte Haar, das darüber wuchert, stünde ihm zu Häupten besser an. Der Jakob mag vielleicht ein wenig gelächelt haben. Jedenfalls, der Ohnehals knöpft sich verlegen das Hemd am Halse zu und sagt, er sei bei der Marine gewesen auf dem und dem Kreuzer.

»So, aha.«

»Jawohl, Kamerad«, antwortet der Ohnehals und strafft sich. Der Jakob wiederholt, nicht gerade obenhin, aber immerhin ein wenig kümmerlich: »So. Jaja.« Der Gendarm räsoniert von neuem verdrossen hinter dem Schanktisch hervor. Der Schnurrbärtige räuspert sich, der Ohnehals ruft nach dem Wirt, er möge für ihn und den Kameraden hier einen Schnaps einschenken. Der Jakob dankt, nein, nein. Er habe heute keinen Geschmack dafür. »Schade«, sagt der Ohnehals und trinkt sein Glas aus. Wenn es den Herren recht sei, so würden sie bis zur Werksbrücke mitkommen, es sei ihr Weg. Wenn die Kameraden nichts dagegen hätten? ...

Dann gehen sie. Da sie die letzten sind, welche die Stube verlassen, kann man wohl trotz allem von Siegern auf der Walstatt sprechen, den Gendarm natürlich ausgenommen. Draußen schwarze Gruppen, Drohung, Spott. Das ist alles. An dem stirbt heutzutage kein Mensch mehr, Gott sei Dank.

Der Jakob hat das Gefühl, als ob er einen leeren Schädel auf den Schultern herumtrüge, bunte Pünktchen und Kringel vor den Augen und ein dumpfes Rauschen in den Ohren wie von einem unterirdischen Strom. Er könnte jetzt gleichgültig lächeln zu allem und jedem. Ja, ein Gendarm kam und goß Wasser in die Glut, im Namen des Gesetzes. Hagel in die Ernte. Die Schlucht hinauf folgt ihnen das Geschrei in sicherer

Entfernung. Pfiffe, die niemandem ein Loch in das Fell brennen. Schade nur um die Stille dieser glitzernden Nacht mit ihrem kühlen, prickelnden Atem, der es mit müden Menschen so gut meinen kann. An der Brücke geben sie einander die Hand. Ob sie nun nicht mitmachen wollten, fragt der Heini. Aber der mit dem Schnurrbart erwidert, sie hätten keinen Bedarf mehr; wie gesagt, nichts mehr von Politik und dergleichen. Nein.

Der Ohnehals schweigt sich aus. Der Heini fängt noch einmal davon an: von selbst könne es natürlich nicht anders werden und sie wüßten doch nun, wo das Schifflein hinfahren solle, und dies und jenes noch. Die beiden aber sagen nicht ja und nicht nein. Sie wollten sich die Sache überlegen. Neuer Handschlag. »Heil Hitler!« »Heil«, antworten die zwei; aber in der Tat: sie heben dabei die Arme!

»Hast Du das gesehen, Jakob?«

»Ja. Was bedeutet das schon . . .?«

Schwarzer Wald mit fahler Schneestreu auf den Fichten; schweigsam, als hätte es in dieser Nacht nirgendwo auf der Welt wüsten Lärm gegeben. Der Mond ist verschwunden, dunkle Wolkenfetzen segeln umher, mit flimmernden Lichtern besteckt. Der Hannes und der Heini schleppen unverdrossen die Eichenprügel mit, die sie aus guten Gründen drunten in der Schlucht von einem Holzstapel herabgezogen haben. Unterwegs bleibt der Jakob ab und zu stehen. Die Stirn ist ihm feucht geworden, er spürt den Herzschlag im Halse, ein Würgen im Magen. Der Hannes hat noch eine Zigarette. Die gibt er ihm. Müde stapfen sie weiter.

Schlafend fast kommen sie endlich in den Ort zurückgetappt. Die Häuser schweben blaß heran und vorüber. Da ist der Markt. Die Laterne auf dem Platz brennt ohne Sinn und Verstand, ein kümmerlicher Rückstand von Geschäftigkeit. Nichts rührt sich, nichts regt sich. Schwarze Fenster ringsum. Nur diese törichte Laterne brennt eigensinnig und widersinnig.

Aber ist es etwa weniger töricht, wegen nichts und wieder nichts so mit bleiernen Knochen nach Hause zu kommen?

Ein Motor knurrt heran. Zwei träge blinzende Lichter nähern sich.

»Das sind die andern«, sagt der Heini auf einmal laut.

Da erwacht der Jakob. »Die andern? Jetzt erst . . .?«

»Vielleicht hat das Vehikel schlapp gemacht«, murmelt der Hannes.

»Eher haben sie in der Stadt Durst bekommen«, lacht der Heini. »Der Peter versteht sich doch ganz gut darauf . . .«

Der Wagen fährt merkwürdig langsam, schleichend, wie auf Kufen. Dort vorne hält er. Männer springen herab, schwerfällig in ihren groben Mänteln und Stiefeln. Ja, es sind die andern. Da kommt schon der Doktor. »Heil Hitler!«

»Nun . . .?«

Der Doktor gibt keine Antwort, mahlt hörbar mit den Zähnen.

»Na, Doktor, habt Ihr etwa auch Pech gehabt? Uns hat der Gendarm die Hechte aus dem Netz geholt . . .«

Der Doktor schweigt, windet den Hals hin und her, faßt sich an die Kehle. Da ist auch der Peter. Was ist das, trägt er nicht eine weiße Binde unter der Mütze um den Kopf gewickelt? Und der Willi! Er hat eine Hand über der Brust in den Mantel gesteckt, daran eine weiße Binde . . .

»Die feigen Hunde«, stößt der Peter rauh hervor, »weil wir zu wenig waren, haben sie die Schneid gehabt . . .«

»Kunststück, zehn gegen einen«, fügt der Willi hinzu. Seine Stimme klingt ein wenig erschöpft und blaß. Nichts mehr von Kraft zu einem ordentlichen Fluche. Da seht nur sein Gesicht: zerkratzt, zerschunden und blutüberkrustet. »Du siehst ja nicht übel aus, Willi! Sakrament . . .!!«

Plötzlich macht der Doktor den Mund auch auf, räuspert sich, als ob er heiser wäre: »Dem Michel haben sie ein Messer in den Leib gerannt . . .«

Totenstill ist der Markt. Hier steht ein kleiner Lastwagen,

da steht eine Handvoll Männer. Keiner regt sich. Sie haben ihre brennenden Blicke geradeaus gerichtet; man hört nichts als ihren schweren Atem. Die Uhr vom Kirchturm schlägt schläfrig darein. Ein greller, schriller Ton von billigem Metall. Und ringsum schwarze Fenster, hinter denen die Bürger in den warmen Federpfühlen schnarchen. Hier aber stehen Soldaten, die noch etwas mit der Welt abzumachen haben.

*

Am Tag danach geht ihnen jedweder aus dem Weg. Nichts von spöttischen Blicken und dergleichen. Gott sollte einem solchen gnädig sein, der diesen finsteren Männern heute etwa ein Stäubchen des Anstoßes in die glimmenden Augen zu blasen wagte! Gespannte, bißbereite Kiefer; hagere Schädel, lauernd und drohend vorgeschoben. Einem jeden von ihnen hat die Nacht scharfe Kerben von den Nasenflügeln zum Kinn herabgegraben. Der Michel liegt zwischen Tod und Leben! Wehe, wenn er ins Gras beißen muß! Hände, Fäuste, Krallen sind bereit, eines Tages Kehlen zuzudrücken ... Eines Tages! Am Tage der Rache, der dann kommt, kommen muß!

Zehn gegen einen, sagte der Willi? Vierzig, fünfzig gegen einen, was den Michel betraf ...

Er stand auf einem dunklen Wirtshaushofe und bewachte den kleinen Lastwagen; und die Meute schnob in die Winkel und stöberte einen Mann auf, der allein Wache hielt. Sie fiel über ihn her und zerfetzte ihn wie das Wolfsrudel den Hengst in der Einöde. Dann brachen sie in den Saal ein. Sie holten sich blutige Köpfe, weil es dort nur eins gegen zehn stand ...

Die Polizei kam, um der Meute recht zu geben. Büttel im Staatsgewand mit Knütteln und Waffen bis an die Zähne. Die Zuhälter der Mörder. Der Michel lag halb verblutet vor dem Wagen, an dem die Reifen zerschnitten waren. Es war nicht von Belang, unerheblich im Namen des Gesetzes.

*

Wiederum Fahrt zwischen Dämmer und Nacht irgendwohin; auf diesem kleinen Lastwagen nichts von großen Ruhmreden über Kampf und Herrlichkeit für hundert Jahre. Verbissene Lippen, eineinhalb Dutzend müder Männer, wenn es hochkommt, denen der Groll über wer weiß was aus den Augen sticht; hagere Wangen; die Blicke klein, als seien sie alle soeben erst aus dem Schlafe getrieben worden. Einer hält die große rote Fahne mit dem schwarzen Runenkreuz in geklammerten Fäusten; sie knattert hart und gewaltsam über dem Wagendach im Fahrtwind. Angriff!

Der Fahnenträger heißt diesmal Peter. Als er ankam, hatte er statt der Mütze einen üppigen Verbandspacken auf dem Schädel. Was er denn in dieser Aufmachung hier wolle, fragte ihn der Doktor ungehalten. Der Peter grinste und gab zur Antwort, ihm sei nun einmal über Nacht der Kopf gewachsen und der Hut zu klein geworden. Nun müsse er wohl oder übel barhäuptig ins Geschäft gegen ... haha ...!

Der Doktor sagte, er möge sich mit seinem geschwollenen Gehirn ruhig ins Bett legen; was denn schon mit einem solchen Krüppel anzufangen sei, häh? Nichts als ein Ballast für die andern. Hier sei heute kein Platz für ihn ...

Wer den Peter kannte, konnte im voraus seinen Eid auf das geben, was nachher geschah: er ging und setzte sich auf den Wagen. Und dort blieb er. Der Doktor vermied es, diesen Ungehorsam zur Kenntnis zu nehmen. Unterwegs verlangte der Peter dem Hannes die Fahne ab. »Einem kranken Manne soll man den Willen tun«, meinte der und gab sie ihm. Die anderen schwiegen. Auch der Doktor schwieg dazu; so hat nun alles seine Richtigkeit.

Eine gute Stunde landeinwärts liegt eine kleine Stadt. Kalt und beißend die Luft, stäubendes Eis und rieselndes Schneegewehe auf allen Wegen. Aber die Fahne wird hochgehalten. Der Peter läßt sich an ihrem rüttelnden Schaft die

Knochen blau und steinstarr anfrieren. Welcher Ehrgeiz gegen ein bißchen pfeifenden Wind! Wenn es so sein muß, bitte sehr, Peter, nur zu ...

Ja, die Fahne knattert und flattert Meile um Meile durch die Nacht, weil es der Peter, dieser grobschlächtige Bauernkerl, so will. Die anderen hocken stumm aneinandergedrängt und schauen ihm Meile um Meile schweigend zu. So fahren sie dann in die kleine Stadt ein; eine geduckte, faule, friedfertige Stadt, die aussieht, als ob sie kein grelles Licht vertrüge. Schläfrige Trübsal zwischen engen Häuserzeilen. Da und dort ein paar Menschen mit einer Art zu gehen wie im Schlafrock zwischen Bad und Bett. Da dreht sich der Peter um, gibt ein Kommando, obschon ihm das nicht zusteht, und jäh und ingrimmig bricht herrischer Gesang in die Gassen ein. Rauhe, harte Stimmen, aus denen eine zornige Lust zum Unfrieden zu hören ist. Hinter den Gardinen tauchen dunkle Gesichter auf. An der Straße wenden sich bettschläfrige Passanten mit Bedacht, lassen das laute Gefährt ohne Armheben oder Zuruf vorüberfahren. Faules, friedfertiges Volk, das zu behäbig ist, um wenigstens seinen Unmut an den Tag zu legen. Dabei kommt hier ein Haufe wildfremder Burschen mit prasselnder Fahne und aufrührerischem Lärm plötzlich irgendwoher aus der Nacht gefahren und schreit wie Zirkusvolk Kinder und Weiber von Tisch und Teller an die Fenster. Wirft einer ein Sandkorn in ein stehendes, trübes Gewässer, so soll er sehen, wie Molch und Wassermücken darauf losfahren und den grünen Brei zum Brodeln bringen. Der Karpfen aber bleibt in Schlamm und Schatten stehen und rührt sich nicht. Seht nur zu ...

Ja, sie sehen zu, als sie in den Versammlungssaal kommen, und behalten nicht einmal recht. Dieser Saal ist nicht klein und ein hübscher Haufen Menschen sitzt darin. Zwar halten die meisten die Mützen auf dem Kopfe. Das ist zweifellos die Art der Leute, die selbst im Sitzen einen plötzlichen Aufstand in Rechnung gestellt haben. Auch in dieser kleinen, trägen, fried-

fertigen Stadt scheint es deren nicht wenige zu geben. Die anderen aber, die da noch übrig bleiben, haben die Gesichter derjenigen, die für ihr gutes Geld einen Platz nahe an der offenen Manege gekauft haben, in welcher ein artiger Löwe erwartet wird. Neugier, Unruhe und auf der Zunge bereits ein wenig von dem übeln Geschmack rauchenden Blutes. Auf den Lippen jedoch vergnügter Mut, Worte der grandiosen Gelassenheit. Wenn der Löwe wieder nach Fug und Brauch wie ein altes Schaf in den Käfig zurückgekehrt ist, kann man Freund und Feind wissen lassen, daß die Furcht das Erbteil der Hasenfüße ist ...

Unverzüglich läßt der Doktor angreifen. Die Fahne in des Peters Fäusten aufgepflanzt, rechts der Heini, links der Hannes: »Nun, Jakob, ins Zeug!« Oh, dazu bedarf es für den heute nicht des geringsten Zuspruchs. Noch nie hat er eine Rede mit solch schneidender Schärfe angefangen wie jetzt diese. Seine Augen funkeln nahezu schwarz aus dem steinbleichen Antlitz, obwohl sie blau und hell sein können, wenn sie wollen. Gleich zu Beginn nichts als Bösartigkeit, so kann man wohl sagen. Peitschenhiebe, Anklage und rachelüsterner Zorn gegen jedeinen, der da herkam, um Überredung und Bitten oder flehentliche Beschwörung zu erfahren. Hört nur allein diese krächzende Stimme! Sie mag wohl dazu taugen, um etwa vor einer Jahrmarktsbude mit obszönen Sprüchen einen fragwürdigen Artikel an den Mann zu bringen! Aber hier? Ein allzu junger Mensch und diese dreiste Art, mit verdorbener Stimme zu sprechen, das heißt fürwahr dem Anstand ein starkes Schnippchen schlagen. Könnte er nicht ebenso gut mit offenen Messern von der Bühne herabwerfen und sagen: Bitte, duckt euch?! Seht nur: Flackernde Augen in dem feindselig vorgeschobenen hageren Schädel, mit dem er wie ein Raubvogel in den Saal hinabhackt. Das ist einer, der dem Frieden ein Bein stellt; der gefährlich ist, weil er gleichsam darauf ausgeht, dem Wegelagerer im Busche an den Hals zu fahren, anstatt

zu sagen: Hier könnte einer darinnen stecken, wenn man erst im Ernste nachschauen wollte ...

Der Peter reckt seinen weißen Verbandspacken empor, hält unbeweglich die Fahne umklammert; rechts und links wie angemauert die beiden andern. Und alle drei haben sie Gesichter wie aus graugrünem Stein. Nein, nicht nur alle drei, eineinhalb Dutzend und der auf dem Podium vor allem. Da unten aber sitzt Premierenpublikum, erlesenes und unerlesenes. Etwas enttäuscht, etwas mißmutig, etwas empört sitzt es da vor ihm. Je nachdem bereit, die Vorstellung vorzeitig zu verlassen oder durch die Finger zu pfeifen. Wundert Dich das, Kollege Jakob?

Längst ist der zitternde Zorn, der blinde, kalte Zorn über ihn Herr geworden. Beizenden Spott und brennenden Haß gießt er von der Rampe herab, zielt mit verkniffenen Blicken unablässig gerade dorthin, wo sie die geballten Fäuste bereits vor sich auf den Tischen liegen haben. O nein, diesmal wird wohl nicht nur auf den Fingern gepfiffen werden ... Das, was der da droben sagt, treibt schlechtweg auf blanken Aufruhr hin.

»Bitte sehr«, ruft er, »die einen verstehen unter Deutschland das, was sie verdienen, wenn sie im Jahr zehn Gros baumwollene Unterhosen verkauft haben. Sie nehmen seufzend den Bleistift vom Ohr und rechnen; jahraus, jahrein tun sie nichts anderes. Und wenn es mit ihnen ans Sterben geht, dann hadern sie ebenfalls mit dem Herrgott, daß er den Winter bei uns viel zu sanft gemacht hätte, und sagen, Deutschland sei ein schlechtes Geschäft, weil sich die Leute dort nicht gleich zwei Unterhosen auf einmal über den Hintern ziehen wollten. Sie denken in Beständen und Bilanzen und nennen ihren eigenen Profit, wenn man sie fragt, was sie für ihr Volk geleistet hätten. Die andern aber kommen und reißen das Maul auf: Weil es uns schlecht geht, soll es allen schlecht gehen. Haben wir kein Haus, so sollen alle keines haben. Die aber unterm trockenen Dache sitzen, denen wollen wir es überm Kopf anzünden; und setzen sie sich zur Wehr, so werden wir ihnen die Zähne ein-

schlagen und dazu sagen: Es geschieht im Namen der Freiheit . . .! Das ist das andere Rezept, ja. Ihr da! Ihr gleicht dem Manne, der sich die Hand abhackt, weil ihm der Finger wehtut; und ihr dort, ihr seid sein blinder Magen, der solange zufrieden ist, als die andere Hand ihm noch Suppe aus der Schüssel löffelt. Und selbst wenn er sich den Kopf abschlüge, so würdet ihr nicht glauben, daß dies auch euer Tod ist, sofern sich nur noch einer findet, der Suppe in den klaffenden Schlund gießt. Ja, ihr Deutschen, ein elendes Volk seid ihr geworden; fallt mit Gewalt oder List übereinander her und seid stolz darauf, daß ihr auf vielerlei Weise einander zu schaden gelernt habt! Oh, dies ist fürwahr eine großartige Kunst, die ihr da einer gegen den andern übt: Die eigene Nation auszurotten mit Hunger und Mord, mit Habgier und Haß, mit Dummheit und Wahnwitz, damit nur endlich keiner mehr sagen kann, er sei glücklicher, tüchtiger, mächtiger, reicher, erbärmlicher, armseliger, verzweifelter oder törichter als der andere! Und eines Tages hat dann die Welt durch euch erreicht, was sie aus eigener Kraft nicht fertigbrachte: Deutschlands Untergang!«

Ja, der dort oben schlägt unbarmherzig Biß um Biß in eine hilflos gepferchte Herde; meint wohl, daß er nichts als Lämmer und lahme Böcke vor sich hätte? Hah! Er soll auch hier die Wölfe kennenlernen, hagere, magere, hungrige Gesellen mit flackernden Augen, denen es nicht mehr darauf ankommt, ihr Fell oder das eines andern zu Markte zu tragen.

Dort sind zwei Männer aufgestanden, haben ihre Stühle näher zur Rampe geschoben und sich gleichsam nur mehr der Geste halber wieder hingesetzt.

»Heda«, schreit einer von ihnen, »willst Du Blut spucken lernen, Knabe?« — Hinter ihm züngelt und zischelt es heiser. Der Jakob lächelt nicht dazu; nein, im Gegenteil: Zähneknirschen! — Hier wird das Maß bald voll sein. Hier ist eine Rechnung zu begleichen. Frisch geschrieben. Eine halbe Nacht und einen Tag alt. Keine Tintenschrift.

Da unten schieben sie sich heran, heben sie sich schon auf den Zehen, sind geduckt und suchen den Absprung. Das unerlesene Publikum! Einer wird plötzlich hochschnellen, aufbrüllen und das Signal geben; aber dann soll der Michel sein Recht finden! Es ist zwar eine andere Stadt, eine friedfertige Stadt sozusagen, doch die Rechnung vom Michel kann überall bezahlt werden. Fürwahr, heute ist das Programm großartig einfach und unabänderlich: Anderthalb Dutzend gegen eine Horde von hundert und einem halben Hundert dazu. Das heißt man einen großzügigen Überschlag für beide Seiten, in Bausch und Bogen. Zwischen diesen zwei ungleichen Parteien ängsten sich gut doppelt so viele, die ihr Lebtag um nichts als Frieden gebetet haben. Frieden um jeden Preis, wenn es darauf ankam. Ein Patent, das sie im Himmel verbrieft haben, dieses Gebet. Darauf vertrauen sie selbst dann, wenn die Neugier ihnen einen Streich gespielt und sie zwischen zwei Fronten gelockt hat, bei denen es zwölf zu hundert steht und um die Sache der Nation geht.

Worum geht es? Maßloser Wahnwitz, das ist alles. Roheit über und über. Gassenlärm zwischen die vier Wände eines Bürgersaales getragen, der würdigere Manifeste gewohnt ist. Was anders?

Den Jakob hat zweifellos ein Rausch von Ingrimm erfaßt. »Ja«, ruft er schneidend hinab, »Du da unten hast ja nun die Parole verraten müssen. Dir fiel die Wahrheit wie ein fauler Zahn aus dem Maule. Du heulst wie alle Deinesgleichen; zur Lüge, zum Wahnsinn und zum Hasse gehört der Mord, das wissen wir schon lange ... und alles zusammen ist der Beruf für Kerle von Deinem Schlage!«

Aufschrei: »Genossen!!« Das hört sich wie ein Hilferuf an; im nächsten Augenblick jedoch weiß der Rufer nichts mehr, und die Horde da unten wartet offenbar auf einen Befehl, auf ein Beispiel von Gewalt. Auch der Jakob wartet lauernd darauf. Es geschieht nichts. Der Jakob lacht hämisch und unverhohlen. Da geschieht doch etwas. Ein Mann erhebt sich und sucht in

Eile den Ausgang. Ein fetter Kopf, ein nackter, runder, roter Schädel ohne Haare; ein Stück Vielfraß und Mensch aus Fett, Vorsicht und Feigheit.

Gejohle und Gelächter. Ein boshafter Zuruf: ihn jammere wohl die Perücke? Der andere hastet zur Tür, behält den Hut in der Hand; unter diesen Umständen eine Art von Demonstration gegen ein öffentliches Vorurteil. Welch wohlbeleibter Trotz macht sich da auf die Flucht! Man könnte meinen, hier stünde nichts als wilde Heiterkeit auf der Tagesordnung. — Aber da folgen dem einen bereits ein paar Frauen und wiederum einige Männer hinterdrein. Der Friedenswille schlägt Alarm, das ist unverkennbar. Auch er hat seine Vorkämpfer, seht!

Irgendwo drängt ein Polizist auf das Podium heran. Da zieht der Jakob das letzte Register. Die Rechnung geht alle an! Er steckt eine Faust in die Tasche, wiegt die andere schlagbereit, legt den Kopf schräg und ruft hinab, man möge hier wissen, daß Wölfe nicht gestreichelt würden, wenn sie zu beißen wagten. »Nein, denen wollen die Zähne ausgebrochen werden — mit Huftritt und Schlägen — wie es gerade kommt . . .!!«

Das war das letzte Wort, was den Jakob betrifft. Katzenschnell ist einer auf die Bühne gesprungen, steht plötzlich neben ihm, stößt wild eine geballte Faust empor und brüllt: »Nieder!«

Ein gellendes Echo. Ein Orkan von einem Echo. Ein Gebrüll, das alles zerstückelt und zerreißt, alle Friedfertigkeit und alle Vernunft. Eine einzige, hundertfach geheulte Parole: »Nieder!!«

Da holt der Jakob aus, weit und bedächtig. Dann stürzt der andere über die Rampe hinab in eine jaulende Hölle. Gläser zersplittern, Fenster klirren.

Schreie, Schrecken, Gebrüll.

Tische, Stühle krachen; Menschen fallen, flüchten, kreischen.

Die Meute! Sie rast, reißt, beißt.

Drauf! Drauf, Hannes! Heini, schlag zu! Peter, Achtung! Die Fahne! Stoß zu! Ha!

Dort knickt einer in der Mitte zusammen. Stöhnen, Winseln. Ein Schlag mit dem Absatz. Der andere fällt hintenüber; ein hohler, gurgelnder Laut. Wer liegt, über den geht es hinweg. Wirbel, Raserei. Die paar Männer in den braunen Hemden brechen durch, die Saaltür zersplei\u00dft. Über die Treppe poltert ein rollendes Knäuel von Leibern hinab. Der Meute ist das Gebiß zerschlagen. Brutal und blutig. Und dann, unheimlich und unbegreiflich, plötzlich Totenstille zwischen lauter Trümmern.

An den Wänden lehnen zitternde Menschen, aschfahl und wankend, mit weitaufgerissenen Augen. Andere raffen sich aus dem Gewirr auf, suchen an einer Tischkante, an einem Pfosten, an irgend etwas Faßbarem Halt; keuchen, wischen sich den Schweiß oder das Blut von der Stirn, schleppen sich davon. Seht nur den Peter! Mit blauem Schädel, wie vergiftet, steht er da; der Verband ist naß und rot, Blut sickert auch ihm über Gesicht und Nacken. Schnaufend hält er die zerbrochene und zerfetzte Fahne unterm Arm und beide Hände in das Tuch gekrallt; hält sie, lacht auf einmal böse auf und beugt sich ein wenig vor.

»Ei, mein Sohn«, sagt er. »Du Lumpenhund! Hast den Peter nicht gekannt...? Hast ihm mit Deinen ungewaschenen Klauen die Fahne abnehmen wollen? Ganz einfach, ja... Nun liegst Du da. Nun ist Dir die Luft ausgegangen, und schon meinst Du, daß Du im Himmel wärst, Du Aas...!«

Vor ihm krümmt sich einer wie ein Wurm, das Gesicht am Boden. Er zerrt ihn am Joppenkragen hoch. Der andere hält die Augen geschlossen und wimmert. »Steh auf, feiger Hund!« knirscht der Peter. Kein Zweifel, daß er entschlossen ist, sich den Gehorsam, wenn es sein muß, auch mit dem Stiefel zu erzwingen. Seine Lippen sind ganz gelb, und sein Gesicht zuckt. Blinder Aufruhr in einem Manne, der zwischen bloßen Händen einen Stuhl auseinanderzubrechen vermag. Einen groben Wirtshausstuhl, wohlgemerkt! Der Jakob sagt, er solle doch diesen da nun liegen lassen, wie es ihm gefalle. »Schlimm genug«, meint er, »daß es mit denen nicht anders geht.« Da wen-

det sich der Peter fluchend ab, und der Schaum fliegt ihm aus den Mundwinkeln. Dem nächsten, der ihm in die Finger falle, wolle er wahrhaftig gleich auf der Stelle den Schädel entzweischlagen. »Ob die es vielleicht anders machen, will ich wissen. Hörst Du? Kannst Du mir das sagen . . .? Ha, dort, schau Dir Deinen Freund nur an, wie er auf einmal wieder Beine bekommen hat! Morgen sticht er einem von uns das Messer in die Rippen dafür, daß wir ihn laufen ließen . . .!«

Gott sei Dank, der Doktor gibt das Kommando zum Antreten. Ja, seht sie euch nur an, diese kleine Schar. Wie sie aussehen, diese Männer? Fürwahr, es gibt Schöneres auf der Welt als ihren Anblick. Dem Hannes zum Beispiel blutet die Hand von einem Dolchstich. Trotzdem wischt er sich damit den Schweiß von der Stirn . . .

»Marsch!« befiehlt der Doktor. Jetzt ist keine Zeit zu Mitleid oder Bewunderung. Wer weiß, was draußen auf der Straße noch alles zu tun übrig bleibt. Sie müssen bis zum Stadtrand marschieren. Dort wartet der Wagen. So hat es der Doktor aus gewissen Gründen vorhin angeordnet. Aber noch ehe sie die Treppe hinabgestiegen sind, kommen sechs grüne Landgendarmen daher und treiben sie in den Saal zurück mit »Hände hoch!« und dergleichen. Einer nimmt sich mit geschwungenem Knüppel den Peter aufs Korn und fordert ihm die Fahne ab.

»Nein«, schreit der Peter.

Er weicht langsam in eine Ecke zurück. Der Polizist streckt die Hand nach dem Tuche aus . . . der Peter aber reißt die Fahne wie eine Schlagkeule hoch über den Kopf.

»Geh mir aus dem Weg«, keucht er. Der junge Beamte erbleicht ein wenig vor dem Fieberblick aus diesem blutüberkrusteten Gesicht, dann schlägt er dennoch zu. Mitten über den roten, nassen Verband geht der pfeifende Hieb. Der Peter greift mit leeren Händen in die Luft und fällt steif vornüber . . .

*

In der großen Stadt liegt irgendwo in einem Krankenhaus der Michel, liegt mit einem großen Loch zwischen den Rippen da und wartet darauf, ob er leben oder sterben soll. Der Arzt hatte auch kein besseres Rezept für ihn.

Der Neuigkeitsdirektor schrieb im Gemeindeblatt, wer die Gewalt liebe, der käme daran um; und außerdem mahlten Gottes Mühlen langsam, aber sicher! Ja, gerade als ob er mit ihm täglich beim Dämmerschoppen säße und der liebe Gott ein Müllerbursche wäre. Vom Michel und einem gewissen Messer war keineswegs die Rede. Nein, im Gegenteil! Aber jedeiner sagte: So ist es; so, wie er es geschrieben hat. Habt ihr das gelesen? Hat er ihnen nicht wieder fein angekreidet? Klug und verständig, wie er nun einmal ist? Er hätte ja zweifellos auch Namen nennen können, wenn er es nur gewollt hätte. Aber er ist ein anständiger Mann, wie ihr seht. Ein Mann, der weiß, was sich gehört. Gewiß muß er in seiner Jugend eine gute Schule gehabt haben ...

Derweilen aber liegt der Michel, wie gesagt, in einem fremden Bette ausgeblutet, reglos, mit überweiten Augen in seinem zusammengefallenen Gesicht. Er zerbeißt sich die grauen Lippen und hält unausgesetzt wirre Reden. Zu Hause aber sitzt eine alte Mutter und sagt, wenn einer kommt, vor ein paar Tagen sei er noch ein rüstiger, kräftiger, gesunder Kerl gewesen. Jetzt läge er da; ihr einziger Sohn, den sie noch hätte. Heiliger Vater im Himmel!

✠

So vergeht wieder einiges von der Zeit des Jahres; die einen haben ihren Nutzen davon, die andern ihren Schaden; wie sie es verstehen. Weder gestern noch heute deswegen etwa ein Weltuntergang. Der Peter zum Beispiel läuft mit zusammengenähtem Schädel auf seinem Hofe herum und kann von Glück sagen, daß sie ihn nicht auch noch eingesperrt haben. Dem Neuigkeits-

direktor werde er vielleicht einmal unter vier Augen begegnen, sagt er. Nichts weiter. Nein, der Peter ist keiner von denen, die auf den Knien daherkommen, wenn andere vom hohen Roß Viktoria schreien. Im Gegenteil: Auge um Auge! Wenn das nicht genügt, auch noch Zahn um Zahn. Es genüge längst nicht mehr, behauptet der Peter.

Nun, aus Wunden werden Narben. Das ist der Lauf der Dinge.

Der Michel ist wenigstens wieder so weit, daß man mit ihm ein vernünftiges Wort reden kann. Das heißt, er liegt da, lauscht, und seine Augen leuchten auf, wenn einer der Kameraden behutsam an sein Lager tritt. Dann versucht er, die gelbe, abgemergelte Hand zu heben und zu flüstern: Heil Hitler. Wie es draußen stehe, will er wissen. Tag für Tag. Da der Jakob und der Hannes keine Geschäfte im Ort zu verabsäumen haben, machen sie sich tagaus, tagein zu ihm auf den Weg. Der Michel aber freut sich zweifellos, daß ihnen die Zeit dazu gegeben ist.

Allerdings, was den Jakob betrifft, so muß gesagt werden, daß er neuerdings auch noch aus einem anderen Grunde in der Stadt zu finden ist. Der Doktor kam eines Tages und meinte, was der Neuigkeitsdirektor fertigbrächte, das könne er, der Jakob, zweimal. Er solle sich hinsetzen und schreiben. »Kampf mit allen Waffen, verstehst Du! Auch Tinte und Feder sind Munition.« Es sei alles besprochen, und er brauche seine Ware nur auf der Redaktionsstube abzuliefern.

Der Jakob ließ sich das nicht zweimal sagen und machte sich an die Arbeit; und er ging hin und schrieb sich gleichsam die brennende Seele aus dem Leibe. Nichts als Angriff, Flammen und Zorn. Die in der Stadt fragten nicht lange danach, wo er das gelernt hätte, sondern nahmen, was er brachte, und sagten, es sei gut so, und er solle dann und dann wiederkommen und das und das mitbringen. An dieser Stelle also kein Aufhebens weiter. Wo einer sozusagen aus Beruf mitten im Feuer steht,

da bedeuten Brand- und Allarmrufe von dieser schwarz auf weiß gedruckten Sorte nichts Besonderes mehr.

Was aber die Verhältnisse rund um den Jakob selbst betrifft, so ist es wohl angebracht, von einer bedeutsamen Wendung zu sprechen. Jedenfalls gab der Doktor seiner Meinung in dieser Hinsicht lebhaften Ausdruck, als er zum ersten Male ein Blatt in der Hand hielt, in dem so etwas wie ein Seelenporträt des Neuigkeitsdirektors in unverwischbaren Buchstaben zu lesen war. »Nun werden wir diesen Biedermann mit seinen eigenen Waffen schlagen«, sagte der Doktor. »Soll sich in Zukunft nur auf seine Weise weiter wichtig machen. Gewiß ist, daß er es zu seinem eigenen Schaden und Spott tut . . .«

So wurde es in diesen Tagen plötzlich Mode, vor dem großen Holztor des Peter stehenzubleiben. Ein Tor, wie hundert andere an den Bauernhöfen. An ihm war niemandem gelegen. Auch hatte der Peter nicht etwa einen goldenen Riegel darangenagelt, o nein. Unglaublicher, als etwas Derartiges hätte sein können, war der schwarze Kasten mit dem Drahtgeflecht, den er daran gehängt hatte. Wer die Lust dazu verspürte, konnte nun hier verweilen und sich des Hohnes vergewissern, der da in aller Öffentlichkeit einem ortsbekannten Ehrenmanne hinter einem schamlosen Drahtgitter angetan wurde. Zwar war es nicht jedermanns Art, diese Veränderung an einem bisher unbeachteten, altersgrauen Hoftore persönlich in Augenschein zu nehmen. Aber es genügte, daß ein paar halbwüchsige Burschen davor haltmachten. Am Abend wußte die Gemeinde im großen und ganzen Bescheid. Der Ortspolizist kam in der Dämmerung, zündet ein Streichholz an, zwirbelte die Bartspitzen scharf nach oben und ging wieder. Auf diese Weise erfuhr der Neuigkeitsdirektor den Verhalt gleichsam aus amtlicher Quelle; und da er sich einen Waffengang von Schreibtisch zu Schreibtisch wohl zutraute, setzte er sich sogleich hin und schrieb seinerseits dem Peter und seinen

Freunden das Urteil. Das war mehr oder weniger ein papierenes, soundso vielmal vervielfältigtes Gemunkel über einen gewissen Jemand, der sich einerseits besser um das Gedeihen seiner nicht gerade beispielhaften Wirtschaft statt um die politischen Meinungen öffentlich bewährter Persönlichkeiten Gedanken machen solle, andererseits aus gewissen Gründen so gut wie gar nicht dazu berufen sei, im Namen der Volksgemeinschaft rotangestrichene Verhaltungsmaßregeln in einem Schaukasten auszustellen. Wer zum Beispiel habe je gehört, daß ein achtbarer Mann sich als Vater von Kindern bezeichnen müsse, die nicht seinen Namen trügen?

Das kam zweifellos einer vernichtenden Attacke mit schwersten Waffen gleich, und man konnte wohl sagen, daß der Peter diese öffentliche Zertrampelung geradezu herausgefordert hatte; mochte er sich die Lehre zu Herzen nehmen! Aber der dachte nicht daran. Im Gegenteil, der Peter ging in den Wirtsstuben umher und fragte dreist heraus, ob jener windige Tintenfuchs nicht anwesend sei, der sich da neuerdings zum Beichtvater fremder Sünden aufspiele und selbst den dreckigsten Stecken in der Gemeinde habe ... Ja, er trieb es so weit, daß er mit einer alten Russenpeitsche im Büro des Neuigkeitsdirektors erschien und sich danach erkundigte, ob der Chef der Firma nicht Lust zu einem Spaziergang in den Teufelsgraben hätte. Er wisse ihm etwas außerordentlich Interessantes zu erzählen, natürlich unter vier Augen. Der Neuigkeitsdirektor ließ ausrichten, daß er nicht zu Hause sei.

Oh, die Schlacht zwischen zwei Schreibtischen war voll entbrannt. Sie brachte Aufregung und Für und Wider an allen Ecken und Enden. Der Heini kam dem Peter in der Weise zu Hilfe, daß er ebenfalls einen vergitterten Kasten vor seinem Hause aufhängte, welcher noch weitaus größer war als der am Hoftor des Peter. Er bekam, was den Umfang und seine Wirkung auf die Passanten des Marktes betraf, nahezu die Bedeutung jenes berühmten Vorbildes, das der

Neuigkeitsdirektor seit undenklichen Zeiten gleichsam als Wahrzeichen seines Berufes selbst zur Schau stellte. Der Jakob aber schrieb; geschriebene wilde Schläge auf spitze Stiche. Ein Zweikampf, wie ihn dieser Ort noch nicht erlebt hatte. Ein heißer Waffengang zwischen zwei ungleichen Schreibtischen. Auf dem einen liegt ab und zu ein Stück trockenen Brotes. Auf ihn fallen von einem rissigen Dache die Tropfen herab. An ihm brütet ein verbitterter Mann; ein Phantast. Einer, der »va banque« spielt und genau um den Einsatz weiß. Ein hagerer, magerer Kerl mit glühenden Augen und zerzaustem Haar. Wenn er seine Gedanken aufs Papier schreibt, reden ihm Tote und Ungeborene darein. Kein Wunder, daß das eine Sprache ohne Umschweife und Barmherzigkeit wird. Da sitzt eine blasse Frau. Sie muß geduldig sein. Weiter nichts. Sag einer nicht, daß das wenig sei! Nein, es ist sogar sehr viel für eine Frau, unaufhörlich dabei sein zu müssen, wenn verbissene Männer von Rache und Kämpfen sinnen und die Gerüchte — gedruckte, geflüsterte, beschworene und unbeschworene — plötzlich entfesselt sind. Der Jakob geht ihnen Tag und Nacht nach mit fanatischer Inbrunst. Karin aber muß geduldig zuhören, wenn er wieder einige Bogen vollgeschrieben hat. Das ist Schärfe, Zorn und fressender Aufruhr. Sonst nichts. Kommt der Hannes, so geht es von neuem los. Läßt sich der Heini sehen, dann wiederholt sich alles zum dritten Male. Wenn dann endlich die Zeitung auf dem morschen Tische liegt, so bedeutet das erst recht einen Triumph der Verschwörung. Ja, selbst in diesem kleinen Orte hat sich nun jener merkwürdige, heimliche Krieg tiefe Gräben gegraben und Barrikaden gebaut. Unsichtbar zwar, aber dennoch wahrhaft und jedermann bekannt. Der Doktor meinte, das sei gut so und ein unzweifelhafter Erfolg; denn nun müßten sich die Geister weit und breit vielleicht mehr oder weniger gewaltsam, aber um so sicherer scheiden. Der Neuigkeitsdirektor könne jetzt nicht mehr von vergoldeten Kirchturmhähnen allein fabu-

lieren; wo er aber nicht bei der Wahrheit bliebe, da ließe sich ja nun Gott sei Dank nachhelfen.

Der Neuigkeitsdirektor aber war ein Mann, der wohl mit seiner Tinte umzugehen wußte. Er schrieb nicht mehr von goldenen Gockeln auf den Kirchtürmen des Sprengels. Er schrieb von etwas anderem; das sah sehr harmlos aus und bedeutete dennoch nicht wenig. Er stellte die Frage, ob denjenigen, die in dieser Zeit die Retter von Volk und Vaterland sein wollten, überhaupt zu trauen sei. Denn, so hieß es da, einer allein ist Zeuge über die Absichten der Menschen. Wer die Liebe zu seinem Nächsten beschwören will, der muß es vor dem Angesichte Gottes tun. Wo aber sind jene zu finden? Im Hause des Herrn kennt sie niemand. Aber dort, wo die Gewalt herrscht; dort sind sie wohlbekannt! . . .

Der Jakob gab zwar zur Antwort, der Herrgott würde heute auf den Gassen gerettet oder erschlagen. Gewiß, kein geringes Wort und ein besinnliches dazu. Wer aber soll sich darüber Gedanken machen, wenn in jedem Dorfe die Kirche das höchste Dach hat? Der Neuigkeitsdirektor wußte jedenfalls zu beweisen, daß er aus einer guten Schule kam. Nach dieser Sache begann er plötzlich wieder zu schweigen. Der Pfarrer dagegen ergriff nunmehr mit Fug und Recht an jedem Sonntag das Wort in diesem Belang und hatte nicht zu befürchten, daß etwa nach ihm einer die Kanzel besteigen könnte, um ihm zu widersprechen.

Ja, die Dinge hatten ihre Wendung genommen. Der Doktor blieb nach wie vor bei seiner Meinung, daß dies gut sei. Er mußte es schließlich wissen. Denn im Grunde genommen hatte er diesen Stein ins Rollen gebracht. Währenddessen aber fällt der Schnee aus dem grauen Himmel, liegt der Michel armselig herum, und dem Jakob tropft das Wasser auf Tisch und Bett. Es hat sich nichts geändert. Die Zeit vergeht und läßt sich weder halten noch treiben; und der Winter bleibt auch nicht stehen, wenn irgendwo auf einem Planeten ein wenig Lärm sein sollte über dies und das.

*

In aller Herrgottsfrühe klopft einer beim Jakob an die Tür. Der greift mit einer Hand nach dem Knüppel und mit der anderen an den Riegel. Da steht nun der Postbote da und lacht ein wenig verlegen. Schließlich ist ein verschlafener Mann, mit nichts weiter als dem blanken Hemde angetan und einem so merkwürdigen Gegenstand in der Faust, auch genug Anlaß dazu. Dann klimpert der Briefträger in der schwarzen Ledertasche herum, zählt dem Jakob eine Hand voll kleinen Silbers hin, läßt ihn quittieren, reicht ihm einen Zettel und fertig. So. Guten Morgen. Der Jakob dreht diesen Zettel hin und her, bleibt mit bloßen Füßen in der kalten Stube stehen, kratzt sich den Schädel und sieht Karin achselzuckend an. Er legt die Münzen in einer Reihe auf den Tisch, den Zettel dazu, findet einen kleinen Stempel und eine Notiz darauf. Er wird rot, runzelt die Stirn, rümpft die Nase.

»Ja«, sagt er, »darum also hat der Doktor das eingefädelt . . .« Auf Karins Frage gibt er zur Antwort, man könne das, woran man glaube, nicht verkaufen. Karin aber hatte gerne wissen wollen, woher dieses Geld eigentlich gekommen sei.

Es hat den Anschein, als ob der Jakob mit seinem Gehabe irgendeinen guten Zuspruch bezwecken wollte. Wenn er darauf ausgeht, so hat er heute bei seiner Frau kein Glück. Karin fragt nicht mehr. Er aber nimmt die Münzen wieder in die hohle Hand, schüttelt sie hin und her und gießt sie verächtlich auf den Tisch zurück. Da liegen sie wieder. Karin jedoch fragt nicht noch einmal. Ja, Kollege Jakob, du bist ein eigentümlicher Kauz geworden in deinem Elendskasten da. Du meinst vielleicht, du wärest dem Leben deiner Zeit um hundert Jahre vorausgelaufen. Hoho! Derweilen läufst du nur neben ihm her. Ja, du hast dich daran gewöhnt, dort zu gehen, wo keine Wege sind, und hälst das wohl für eine großartige Tat, wie? Du bist einer von denen, die sich etwas auf ihren Hunger zugute tun und erst ein Schauspiel der Empörung aufführen,

bevor sie ein freundlich dargereichtes Stück Brot annehmen. Es gibt Menschen, die aus ihrer üblen Lage eine billige Dividende für ihren beleidigten Ehrgeiz machen. Du weißt das: Du fährst im Lande umher, um es anderen zu sagen. Dann bist du ein mächtiger Mann. Vielleicht kommt es dir auf das an, wie? Bist etwa gar nur dazu nütze, den Märtyrer eines anonymen Schicksals darzustellen? Der Stimmen sind wahrhaftig genug, die euch als Süchtige dieser Art bezeichnen ...

Er ist inzwischen in seine Kleider gekommen und geht unstet auf und nieder. An einem frühen Morgen mit purem Gold am Himmel geht er für nichts und wieder nichts unbehaglich in der Stube hin und her.

Keine Spur von Rücksicht auf Karin. Sie bereitet das Frühstück. Ein geringfügiger Aufwand wie immer. Sie kann es auch nicht ändern. Es wäre gut, wenn er sich darüber einmal Kopfzerbrechen machen würde. Denn immerhin handelt es sich nicht um Karin allein ...

Er würgt im Stehen sein Brot hinunter. Das Geld liegt auf dem Tische, wie er es hingeworfen hat. Keinen Blick darauf, keinen Blick für die junge Frau, die blaß und still ist. Sehr blaß und sehr still.

Er nimmt seinen Gang, diese zermürbende Parade der Sinnlosigkeit, wieder auf, sucht seine Pfeife und findet keinen Tabak mehr. Schweigen. Am Fenster trommelt er eine Weile gegen die Scheiben. Die Sonne sticht ihm in die Augen. Da wendet er sich wieder ab, stützt die Hände auf den Tisch und starrt mißmutig auf das Geld herab. Ist das nun ein törichtes Gehabe! Die Adern an Hals und Schläfen quellen ihm auf, er nagt auf der Unterlippe herum. Trotz gegen ein Phantom. Nichts weiter. Wer da zuschauen muß, der könnte an der Gesundheit dieses Mannes zu zweifeln beginnen. Plötzlich fragt Karin in die Stille, was denn geschehen sei. Ihre Stimme klingt leise und ruhig. Aber etwas Brüchiges, Zitterndes ist darin, als hätte sie vor dieser unbedeutenden Frage Angst gehabt.

»Jakob, was ist?«

Er lacht trocken auf. Man habe ihm das Geld von der Zeitung geschickt. In dieser Absicht hätte er nicht geschrieben. Nein, gewiß nicht . . . »Das habe ich nicht gewußt, das habe ich nicht gewollt. Damit will ich mir auch nicht mein Brot verdienen, wenn es nicht auf andere Weise möglich ist . . .«

Karin meint, die in der Stadt wüßten doch sicherlich, was sie täten, und das sei wohl so üblich. Er schluckt; dann sagt er dasselbe wie vorhin: Das, woran man glaube, das könne man doch nicht verkaufen . . .

Auf einmal aber fegt er mit einer jähen Bewegung das Häuflein Münzen über die Tischkante hinab, daß es rings über den Boden klirrt. Als Karin sich bücken will, um es wieder aufzulesen, nimmt er sie bei den Händen und drückt sie mit sanfter Gewalt auf den Stuhl. Ihr ist der Kopf tief auf die Brust gesunken. Er streicht ihr verlegen über das Haar und hebt ihr Gesicht hoch, sieht, daß es schmerzlich und gequält um ihre zusammengepreßten Augenlider zuckt und die Brauen gewaltsam zusammengezogen sind. Dennoch kein Laut. Allein zwei Tränen sickern über ihre bleichen, abgemagerten Wangen. Da erschrickt er und wird feuerrot. »Karin«, murmelt er. »Karin . . .«

Ja, der eine liegt in der Stadt und ist halb gestorben, der andere treibt in einer miserablen Hütte sein Unwesen und ist ein halber Narr. Dieser absonderliche Krieg im Frieden hat auch seine gründlichen Methoden. Manche sind eines Tages tote Männer. Manche wiederum werden über Nacht unvermutet zu Krüppeln geschlagen. Die übrigen geben sich mit ein paar Narben auf oder unter dem Schädel zufrieden, wenn es nicht anders geht. Hier sollte wahrhaftig einer hochgepriesen werden, der den Star sticht und sagt wie es ist: Torheit. Von Anfang bis Ende!

Gegen Mittag erscheint — wie immer — der Hannes; bekanntlich ein Zauberer in Tabaksachen. So ist es nur natürlich, daß binnen kurzem die Pfeifenfeuer brennen und die Hütte des

Jakob bis obenauf voller Rauch ist. Eine gute Weile schweigt der eine sich aus, während der andere, der Hannes, die Rede auf eine gewisse Angelegenheit vom Peter bringt. Ja, ein Stein fiel in den Teich, der lange Wellen zieht.

»Was ich sagen wollte: Der Peter ist mit dem Schlitten in den Wald gefahren . . .«

Der Jakob zuckt mit den Achseln, pafft gleichgültig weiter. Der Hannes aber nimmt die Pfeife aus dem Munde, betrachtet sie nachdenklich und berichtet, er sei gerade des Weges gekommen und habe ihm zugerufen, ob er mitfahren solle. »Was tut er? Meinst Du, er hätte angehalten? Nein. Er drischt nur wie ein Wilder auf die Gäule ein und schreit herüber, ich könnte ihm den Buckel entlangrutschen.« — Der Jakob verzieht keine Miene. »Ich will Dir was sagen, Jakob«, fährt der Hannes ärgerlich fort. »Das geht jetzt schon die ganze Zeit mit ihm so, seit dieser Geschichte im Gemeindeblatt. Ich weiß Bescheid. Seine Frau keift nun den lieben langen Tag herum und läßt kein gutes Haar mehr an ihm. ‚Ich muß mich zu Tode schämen vor allen Leuten' und dies und das und lauter Gezeter und Geheul. Wer weiß, wie lange die ganze Sache schon her ist. Damals war er noch gar nicht verheiratet. Sie bringt keine Kinder, er ein Bullenkerl. Ein Hofbauer und keine Kinder! Na ja, schön. Von uns läßt gewiß keiner was auf ihn kommen, wenn dahergeredet wird. Aber dann braucht er sein Mütchen auch nicht gerade an uns zu kühlen. Du könntest ihm das einmal beibringen. Von Dir nimmt er eher etwas an.«

Der Hannes ist zweifellos ein wenig in Zorn geraten und dürfte mit Recht vom Jakob wenigstens ein Kopfnicken oder sonst ein Zeichen geringfügiger Anteilnahme erwarten. Der jedoch hockt da, stocksteif und stocktaub und läßt den andern seelenruhig seinen Ärger alleine auskochen. Der Hannes beginnt den Rauch mit hörbarer Schärfe zwischen den Zähnen hervorzustoßen. Zweifellos ein wenig Gebrodel, was dahinter

steckt. Da hält ihm der Jakob plötzlich und völlig unvermittelt einen Taler hin.

»Da!!«

Vollendete Gleichgültigkeit in jeder Beziehung; kein begleitender Blick und kein erklärendes Wort weiter dazu. Lediglich eine träge Ungeduld, achtlos aus dem Mundwinkel geblasen:

»Nun nimm schon!!«

»Was . . .?«

»Was sonst als das Geld, das Du neulich dem Großbauern so großmütig geschickt hast . . .?!«

»Ich soll dem Geier Geld geschickt haben? Haha . . .«

»Nimm und laß das alberne Geschwätz. Hier . . .!«

Der Hannes lacht. Kleine Rache seinerseits inbezug auf die tauben Ohren von vorhin. Er behauptet, er habe weder etwas ausgeliehen, noch etwas dazugetan neulich.. Vielleicht könne der Heini über diesen Punkt Auskunft geben. Der Heini oder der Doktor. Oder gar am Ende der Peter. Aber er, der Hannes? Gar kein Darandenken. Hohoho. Ja, er rächt sich weidlich. Schließlich fragt er, seit wann denn der Jakob wieder über ein Konto verfüge?

»Seit heute, wenn Du das wissen mußt . . .!«

Gewaltiges Erstaunen. Im Gesicht von Hannes geht offenbar eine ehrliche Sonne auf. Karin beginnt davon zu profitieren, ein Schatten schwindet von ihrer Stirn. Dann endlich vermag der Hannes dem Jakob das neue Geheimnis zu entlocken. Der, eigensinnig genug, verschanzt sich jedoch wiederum hinter der Redensart, man könne das, woran man glaube, nicht zu barer Münze machen, und was der schönen Sprüche mehr sind, die er sich da inzwischen ausgeheckt hat.

Der Hannes aber tippt höhnisch mit dem Finger an den Kopf und sagt, jaja, er habe schon manchen Esel wiehern gehört.

Der Jakob beharrt dennoch darauf, daß hier eine Frage von Bedeutung vorliege. Gewiß, es könne sich ein jeder dazu verhalten, wie er wolle, und er seinerseits benötige in diesem Falle

keine Belehrung von ihm. Hundert andere würden ebenfalls ihre Pflicht tun und hätten auch nicht den mindesten Vorteil davon; und welcher Unterschied sei schon zwischen dem, der schreiben könne, und einem anderen, der das nicht könne, wenn sie schon alle Soldaten ein und derselben Sache sein wollten? Ob er ihm das vielleicht sagen könne? Wie . . .? »Antwort, bitte sehr . . .!«

Dem Hannes verschlägt dieses Ausmaß von Narrheit den Atem. Da aber holt der Jakob zum Schlage aus: Es sei ja nun offenkundig, daß er, der Hannes, sich über diesen Punkt keine überragenden Gedanken gemacht habe. Der Hannes steht kopfschüttelnd da, nimmt die Pfeife aus dem Mund und klopft sie am Herd aus, obschon sie erst halb ausgeraucht ist. Der Jakob triumphiert. »Damit Du es weißt, wie ich über die Sache denke«, sagt er mit auserlesener Schärfe, «ich werde nachher in die Stadt gehen und ihnen ihr Geschenk wieder bringen . . .»

Wenn er erwartet hat, daß der Hannes nun allsogleich vor Verblüffung die Pfeife ins Feuer fallen lassen würde, so hat er sich getäuscht. Der beginnt vielmehr mit aller erdenklichen Umständlichkeit daran herumzuputzen und tut, als sei bisher nicht ein einziges Wort von Bedeutung gesprochen worden. Dann packt er sein Rauchwerkzeug zusammen und steckt alles in die Joppentasche. So. — Kleines Gespräch mit Karin, sie möge verzeihen, daß er allweil die Stube so mir nichts, dir nichts ausräuchern komme, und er wisse wohl, es sei ein schlechter Weihrauch, er wolle in Zukunft seinen Knaster vor der Tür lassen. Dann erklärt er plötzlich, potz Blitz, der Doktor habe ihm aufgetragen, den Jakob zu holen . . . »Darauf hätte ich beinahe ganz vergessen.«

Die beiden Männer gehen. Hinter dem Hause aber schwenkt der Hannes geradeswegs auf den verschneiten Ackerweg hinaus.

»Holla, wohin?«

»Komm nur.«

»Ist der Doktor vielleicht auch in den Wald gefahren . . .?«

»Der Doktor ist nicht in den Wald gefahren, aber zwischen uns beiden muß einmal unter vier Augen gesprochen werden ...«

Kurz und bündig bekommt nun der Jakob zu hören, andere Leute hätten auch ihre Sorgen und Bitterkeiten. Deshalb könnten sie doch nicht einfach um sich schlagen oder so tun, als ob es sich bei allem um den Apfel im Paradies handele ... Ob er sich vielleicht einbilde, diese ewige Großartigkeit in Brotkorbsdingen hätte einen vernünftigen Sinn? Wie?

»Ich muß ja auch daheim das Maul an der Krippe halten, zum Teufel! Aber solange ich den Magen nicht in den Wind hängen oder an einem besseren Tische sattwerden kann, muß ich eben die Galle mitsamt dem Brei hinunterschlucken. Mein Lieber, Du bist es doch gewesen, der immer erklärt hat, es sei Krieg im Lande, und da müsse ein jeder so gut in Deckung gehen, wie es gerade möglich sei. Und was machst Du selbst? Du hebst die Nase hoch in die blaue Luft und spielst den Helden im Märchen, bitte sehr ...«

Der Jakob, mit rotem Schädel, stellt sich hitzig dem Hannes in den Weg. Der jedoch läßt sich nicht beirren. »Jawohl, so ist das. Laß Dir das einmal sagen. Unsereiner hat auch Augen im Kopf. Da machst du einen Veitstanz um die paar Groschen, daß man meinen könnte, Du wärest einmal König gewesen. Bitte, schweig jetzt nur still! Jetzt bin ich einmal an der Reihe. Ich habe Dir das vorhin nur nicht sagen wollen, als die Frau dabei war; ich meine, die hätte andere Unterhaltung nötig ...«

Der Jakob bläst hörbar durch die Nüstern, bläst und schweigt wahrhaftig still, blickt starr vor sich hin, stapft mit hastigen Schritten vorauf. Der Hannes meint, sie müßten ja schließlich untereinander wohl noch ein offenes Wort vertragen können; und was diese armseligen drei Taler betreffe, so habe sich damit noch kein Papst einen Dom bauen können.

Sie gehen schweigend weiter, sie kehren schweigend um. Der Jakob spurt auf einem Umweg um das Häuschen in den Ort zurück. Als sie am Pfarrhaus vorüberkommen, läßt der Hannes

unvermittelt ein spöttisches Knurren hören. »Ja«, sagt der Jakob grimmig, »der da drinnen friert nicht. Gewiß nicht. Hockt im schönsten Hause der Gemeinde und gibt anderen, die nicht mehr wissen, wozu sie leben, billige Ratschläge für das Jenseits. Als ob davon einer satt würde! Und wer damit nicht zufrieden ist, den schickt er schon bei Lebzeiten in die Hölle. Alles in Gottes Namen.«

Der Hannes lacht trocken auf: »Und er verdient mit dieser Arbeit mehr Geld als wir beide zusammen mit der unseren. Dem macht es nichts aus, ob er schwarze oder weiße Kunden im Geschäft hat; Sünder gibt es überall und immer. Sieh nur uns beide hier an, hahaha ... Ob Monarchie oder Republik ist auch einerlei, derweilen ja sein Reich nicht von dieser Welt ist ...«

»Aber sein Gehalt«, fügt der Jakob sachlich hinzu.

Ja, nun muß ein armer Diener des Herrn den Sündenbock machen. Beim Heini kehren sie in der Werkstatt ein, fragen, ob es etwas Neues gäbe. »Nein, nicht daß ich wüßte.« — Aber da liegt eine lange Stange auf zwei Böcken, und der Heini hält ein Schälmesser in den Händen. — »Was willst Du denn aus dieser Stange machen? —«

»Nichts, sie soll eine Stange bleiben.«

»So? Du hobelst nur zum Zeitvertreib daran herum?«

»Ja, nur zum Zeitvertreib.«

»Du willst uns also hier zum Narren halten, nicht wahr?«

»Das liegt mir fern, lieber Hannes ...«

Kopfschütteln und Mißtrauen auf der einen Seite, Geheimnistuerei auf der anderen. Dabei bleibt es. Als die beiden gehen, schmunzelt der Heini und hat hundert Fältchen in den Augenwinkeln. Das reine Fuchsgesicht, wenn man die braunroten Borsten dazunimmt, die er noch auf dem Schädel hat. Der Hannes behauptet, nun sei der Heini auch schon verrückt geworden.

Am Nachmittag gehen sie in die Stadt, den Michel

besuchen. Unterwegs bleibt der Jakob vor einem Laden stehen, in dem allerlei große und kleine Bilder ausgestellt sind. Dann ist er plötzlich darin verschwunden. Als er wieder herauskommt, ist er ein stillvergnügter Mensch geworden. Beim Michel droben zieht er ein kleines Päckchen hervor; siehe da, das Konterfei eines Mannes in Glas und Rahmen. — »Der Führer«, sagt der Michel und wird rot vor Freude. Ja, der Führer.

Auf dem Heimweg bringt der Hannes die Rede auf das Häuschen und den Großbauern. Ob er, der Jakob, nicht doch die Kammer vom Heini nehmen wolle? Der Heini habe erst gestern wieder davon gesprochen. »Du kannst ihm ja etwas dafür bezahlen, wenn Du willst«, sagt er. »Das steht außer jeder Frage«, antwortet der Jakob. Kein Ja und kein Nein zur Sache selbst. Der Hannes dringt nicht weiter in ihn. Schließlich kann das beste Pferd in der Deichsel einmal des ewigen Trabes an der Seite eines störrischen Partners überdrüssig werden. Und von Überdruß kann man hier wohl sprechen. Ja.

So also kommen sie wieder zu Karin zurück. Der Hannes macht eine tiefe Verbeugung und präsentiert ihr mit närrischem Geschwätz eine Tafel Schokolade. Ob das wohl eine Buße für den neuerdings wieder mit hereingebrachten Qualm sei, fragt Karin lachend. — »Oh, Pardon . . .!« — »Verziehen!« antwortet sie freundlich. Sie wolle die Gabe dann als Reuegeld für künftige Untaten auf diesem Gebiete betrachten . . .

Beiderseits ein lustiges Gepläukel von »Danke sehr« und »Bitte sehr« wie an einem kaiserlichen Hofe, und im Gefolge nichts als Heiterkeit und plötzlich entfesselte Freude am schönen Leben. Der Jakob zählt vor aller Augen seine Münzen zusammen und kündet mit großem Pomp der Stimme noch für diesen Abend ein Galadiner an. »Hier, Hannes, das wirfst Du dem Großbauern an den Hut, für den Rest kaufst Du Champagner und Kapaunen, soviel Du tragen kannst. Wer weiß, ob es uns morgen noch schmeckt, hahaha . . .«

Er ruft dem Hannes noch nach, er solle auch den Doktor und den Heini geziemend zu Gast bitten. Auch die Frau vom Heini. Auch den Peter. »Es muß ein großartiges Fest werden, verstehst Du?« ... Und der Hannes bleibt stehen, macht ein ernstes Gesicht und antwortet: »Sehr wohl, Herr. Sehr wohl ... Aber den Peter mußt Du Dir schon selbst einladen gehen ...«

Mein Gott, keiner von beiden kann wissen, welche Gedanken sich Karin machte, als sie am Vormittag zwei Männer erregt über den verschneiten Ackerweg davonstapfen sah, der weder gestern noch heute zu einem gewissen Doktor führte.

*

Niemand wird behaupten, daß Schnee, Eis und gefrorenes Erdreich zur Winterszeit Anlaß zur Verwunderung sein könnten. Wenn aber ein erwachsener Mann ausgerechnet unter solchen Umständen mit Pickel und Schaufel vor sein Haus tritt und sich daranmacht, mit Gewalt ein Loch in den steinharten Boden zu brechen, dann hat dies zweifellos eine Bewandtnis. Irgend etwas Seltsames muß dahinterstecken. Das weiß jedes Kind auf der Gasse. Der Heini hackt und gräbt im Schweiße seines Angesichtes. Vor aller Augen, am hellichten Wintertage wirft er vor seinem Laden eine Grube aus. Für manch einen, der da vorübergeht, ist das Anlaß genug zu einem spöttischen Blick und einem mokanten Wort bei diesem oder jenem. Der Bürgermeister zum Beispiel ist in der Lage, die absonderlichen Anstrengungen des Bürgers Heini Soundso vom Bürofenster aus den halben Vormittag lang genauestens zu verfolgen; und da er mit dem Ortspolizisten in der Meinung über diesen Bürger bisher stets einig ging, so ist angesichts jenes rätselhaften Vorganges auf der gegenüberliegenden Seite des Marktes eine gemeinsame Beobachtung geradezu als Amtspflicht vom Tage zu bezeichnen. »Vielleicht gräbt er nach Gold«, sagt der Polizist. Der Bürgermeister bemerkt vielsagend, oh, der dort unten habe etwas Derartiges sicherlich

bitter nötig, wenn er nicht in absehbarer Zeit mit seinem Geschäft in den Teich hinabschwimmen wolle, dieser verrückte Kerl. Aber so müsse es gehen, wenn einer solch grundlächerliche Ideen im Kopfe habe wie jener. »Anstatt richtig in seiner Werkstatt zu arbeiten, wie es sich für einen Handwerksmann gehört, rennt er herum, rumort und stiftet Unfrieden. Meinst Du, das könnte ein gutes Ende nehmen, wie der es treibt?« Nein, der Ortspolizist meint das keineswegs. Im Gegenteil!

Der Mann dort drüben steht öffentlich in dem Rufe, daß niemand sein Laden betreten könne, ohne daß er nicht mit übellaunigen Reden darüber traktiert würde, was alles in Deutschland falsch sei, und wie es richtig gemacht werden müsse. Schlechtweg also ein unangenehmer Patron und ein aufsässiger dazu. Schlimmer noch, ein durchtrieben spitzfindiger Bursche, der sich bei seiner bissigen Besserwisserei wie ein gelernter Advokat auf die delikatesten Freiheitsgrundsätze der Republik zu berufen weiß. Insofern ist das vertrauliche Wort des Bürgermeisters wohl am Platze, das von einem Dorn im Auge der Obrigkeit spricht, den man mit bloßen Fingern aber leider nicht greifen könne. Ja, hätte man es mit ihm allein zu tun, so ließe sich ihm allenthalben beikommen. Aber da steht im Hintergrunde der andere, ein sattsam bekannter Doktor, und lenkt die Fäden ...

Nun, im Grunde hieße es wohl der Torheit Reverenz erweisen, wollte man dem Treiben von Leuten dieses Schlages eine allzu ernsthafte Bedeutung beimessen. Denn ersichtlich handelt es sich bei ihnen um nichts weiter als um jene Leidenschaft zum Unfrieden, die es bei gewissen Elementen zu allen Zeiten gegeben hat. Damit aber müssen ein Bürgermeister und ein Polizist nun einmal rechnen wie der Bauer mit Hagel und Blitz.

»Was schleppt er denn dort für eine Stange herbei?« sagt der Polizist, während er sich die Nase an der Fensterscheibe plattdrückt. Der Bürgermeister kann nicht umhin, sich von neuem aus dem Dienstsessel zu erheben und es dem anderen

gleichzutun. Drüben ist inzwischen eine weitere männliche Person festzustellen, so etwas wie ein Schatzgräbergehilfe.

»Wer ist denn dieser junge Kerl dort?«

»Meines Wissens wohnt er beim Großbauern im Wasserschlößchen und macht sich von der Luft fett, hihi. Auch so ein Patriot! Ist aus der Stadt gekommen und hat ein Weibsbild und ein großes Mundwerk mitgebracht, hihihi . . .«

Der Bürgermeister unterbricht das Gekicher des Polizisten mit der Amtsfrage, ob denn betreffs des besagten Weibsbildes in puncto Sitte und Moral nichts einzuwenden sei, wie? Leider nein, antwortet der Beamte, sie sei die Frau dieses Burschen. Da kann sich der Chef der Gemeinde eines Kopfschüttelns nicht enthalten.

»Kaum aus der Schule, noch naß hinter den Ohren — und schon wird geheiratet! Sie säen nicht, sie ernten nicht, aber der liebe Vater Staat soll für alles sorgen, was nachkommt! Geht's schief, so wird über die Regierung geschimpft und gelärmt. Aber da paßt der junge Herr ja fein zu dem dort drüben . . .«

Der andere bemerkt: Die Frau von diesem hergelaufenen Grünschnabel, das müsse er schon sagen, sie sei gelegentlich eine Haussuchung wert. Und er läßt ein leichtes Schmatzen hören, wischt sich den Schnurrbart, als ob er soeben gut gegessen hätte, und zwinkert vielsagend mit den Augen. Der Bürgermeister rasselt mit den Schlüsseln in der Hosentasche und lacht aus vollem Halse: Wenn es so stünde, so könnten sie ja gut und gern die Ämter tauschen, hähähä . . .

Plötzlich verstummt das geile Gelächter der beiden Gesetzesverkörperer so jäh, wie es ausgebrochen ist. »Himmelkreuzbirnbaum«, schreit der Bürgermeister, schnauft, schnaubt, reißt den Schlüsselbund aus dem Hosensack, um damit gewaltig auf der Fensterbank aufzutrumpfen. Der blaue Polizist blickt fassungslos hinab, schüttelt unausgesetzt den Kopf, verschränkt die Arme vor der Brust, öffnet sie wieder, ballt die Fäuste und

stammelt gigantische Drohungen unter dem aufgezwirbelten Schnurrbarte hervor. Ja, dort, genau gegenüber, vor dem Hause des Bürgers Heini Soundso, wiegt sich seit Sekunden an einer hohen Stange ein langes, brennend rotes Tuch mit einem leuchtend weißen Kreis und einem schwarzen Hakenkreuze darin. Eine gewaltige Ungeheuerlichkeit aus Stoff und Farben, eine Herausforderung, vor der es kein Augenverschließen mehr geben kann. Ein Anschlag auf die öffentliche Meinung, ein Exzeß, eine Frivolität ohne Beispiel.

Der Bürgermeister ringt um Luft und Worte.

Nun steht also da wirklich und wahr dieser Mast und ragt bis über den Dachrand eines unansehnlichen Geschäftshauses hinauf, genau an der Ecke zwischen Straße und Markt; und im Umkreis eitel Aufregung. Seht nur, wie sie voller Wohlgefallen davor auf- und niedergehen, die Herren dieser tollen Schöpfung! Selbst das Weib jenes verrückt gewordenen Handwerksmeisters treibt sich in Schürze und Pantoffeln vor der offenen Ladentür herum, mit Kind und Kegel am Bändel, und findet offenbar nichts Ungeziemendes dabei. Zum Teufel! Entzücken, Frohsinn, Händereiben und Augenweide nach Strich und Faden. Eine Rebellion ohnegleichen, aus lauter Herzenslust, Lächeln und unglaublich dreisten Blicken gegen das Rathaus und alle, die des Weges kommen. Da läßt der Bürgermeister den Gemeindeschreiber heraufkommen und legt ihm angesichts der Fahne dort unten die Frage vor, welche Handhaben das Gesetz zur Beseitigung eines solch unerhörten Unfuges biete. Der Schreiber blättert, blättert sozusagen um die Ehre seines Berufes, ja, um sein Brot, und findet nichts als Ratlosigkeit und Bedenken, bis ihn das Oberhaupt des Ortes in maßloser Wut einen ausgemachten Ochsen heißt und hinschickt, wo der Pfeffer wächst. Das eine steht jedenfalls fest, daß nunmehr ein gewisser Herr dort drüben dem Fasse den Boden ausgeschlagen hat . . . !

Mittlerweile vollzieht sich auf dem Markte allerlei weiterer

Aufruhr. Zuerst erscheint der Hannes, bleibt mitten auf der Straße stehen, Mund und Nase sperrangelweit aufgerissen, und kommt dann mit Unholdsschritten dahergestürmt! Freude, Erregung über und über; ein herausfordernder Blick gegen die Fenster des Gemeindehauses! Er befühlt die Stange, rüttelt und schüttelt daran, ob sie auch gewiß firm und fest steht. Auch in dieser Hinsicht nur Anerkennung. »Lotrecht und unerschütterlich«, lacht er. »Schöner könnte hier kein Baum wachsen. Wo hast Du nur den Musterpfahl und diese gewaltige Fahne her?«

Nun, der Heini will für seine Person von einem Lobe nichts wissen, und was die Fahne selbst betreffe, so könne man daran erkennen, was Frauen alles fertigbrächten, wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hätten . . . »Alle Achtung«, sagt der Hannes, »alle Achtung! Nach all dem, was ich hier höre und sehe, werde ich wohl nicht mehr allzulange ein Junggeselle bleiben können . . .«

So begeben sie sich schließlich ins Haus, sind guter Dinge und lassen sich den scharfen Schnaps wohlschmecken, den der Heini kredenzt. Zur Feier des Tages, wie er dazu bemerkt. »Prost, Kameraden! Uns zum Wohlsein, den andern zum Trotze, und jedem zum Ärger, dem unsere Fahne etwa nicht gefallen sollte!«

Der Jakob behauptet, an ihm, dem Heini, sei zweifellos ein hervorragender Redner verlorengegangen. »Prost, alter Freund!« Im übrigen wolle er es heute fürwahr am guten Zuspruch nicht fehlen lassen. »Feuerwasser in der Flasche«, ruft er, »eine solche Fahne vor der Tür, was wollt ihr noch mehr? . . .«

Seht, ein regelrechtes Fest des Übermutes an einem ganz und gar gewöhnlichen Werktag!

Bis in den hellen Mittag hinein stehen sie dann hinter dem Ladenfenster wie die Jäger auf dem Anstand. Ein jeder, der draußen vorbeigeht ist heute willkommen und erntet Beifall

oder Spott, wie es gerade beliebt. Manch einem beginnt schon von weitem der Kopf zu wackeln; und dieser oder jener hält sogar im Gehen inne, wenn er der neuen Schaustellung ansichtig wird, die ein in dieser Beziehung nicht ganz unberühmter Mann dort wieder gratis veranstaltet hat.

In der Tat, Lust und Lachen sind für heute ganz auf seiten der drei Späher hier. Da taucht zum Beispiel soeben ein kleines, verwettert grünes Automobil auf; und dem Manne darin gehen sichtbar mit einem Schlage vor Erstaunen die Augen über. Man könnte meinen, dem alten Vehikel würden plötzlich die Sporen gegeben, so jäh braust es auf, stockt, schlägt einen Haken, der dem abgefeimtesten Hasen alle Ehre machen müßte, und rattert quer über Straße und Platz durch den dicksten Schnee schnurgerade auf die Fahne los. Kurz und gut: Der Doktor macht es wie der Hannes. Aufs Haar genau so. Er betastet den Mast, wie etwa ein Reiter einem rassigen Pferde anerkennend über die nervigen Läufe streicht. Wohlgemerkt: Wie ein Reiter, der sich auf ein edles Tier versteht! Dann ein Blick hinauf in die ganze Höhe dieses Wunderwerkes, und sein Gesicht strahlt blanke Sonne wider. Schließlich steht er genau so breitspurig da wie vorhin der Hannes. Hier der Doktor, drüben das Rathaus. Auge in Auge. Die drei hinter dem Ladenfenster stoßen einander verständnisvoll an. »Seht nur den Kaiser von Frankreich da draußen«, lacht der Hannes.

Auf einmal ungestümes Gepolter, Geklingel, Hüüh und Brrr —»Hassan, brrr!« — Zwei riesenhafte Rappen, die Nasen hochgeworfen, Kettengeklirr — und aus einer Wolke von Atemdampf und Schneestaub springt der Peter auf die Erde dem Doktor fast auf den Leib. »Kreuztürken, Dokter, Kreuztürken und tausend Millionen! Das nenn' ich einmal einen Schuß ins Schwarze, wie? Das macht mir wahrhaftig einen erhabenen Eindruck, alles, was recht ist!! Wenn die dort drüben heute nacht nicht allesamt von der Hölle träumen,

dann will ich nicht mehr Peter heißen . . .!« Der Doktor kommt nicht weiter zu Worte. Ja, wenn der Peter einmal aus Rand und Band gerät, hat kein anderer mehr Stimmrecht. Das Bewußtsein, daß also nun über diesem Markte hier die Kriegsflagge — wie er sagt — flattern wird, so oft sie wollen, jeden Tag natürlich, ist Sekt in seinem hitzigen Blute. »Jetzt sind wir da, jetzt sind wir erst richtig da, Dokter! Soll der Pfarrer seinen Gockel dort droben ruhig aufpolieren, ha; wir werden uns einen Adler hier auf diese Stange setzen, und dann: Gockel gegen Adler, Kutte gegen Braunhemd! Was meint ihr davon? Die da drüben im hohen Rat sollen sich die Fenster zumauern lassen, wenn ihnen dieser Anblick nicht ganz nach Wunsch ist. Ich muß schon sagen, mir gefällt er ausgezeichnet, hoho, nicht wahr, Dokter?«

Er sprudelt und sprüht vor Lust und Macht, der Peter. Da in der Nähe gerade ein beliebiger Mann stehenbleibt und herüberschaut, ruft der Peter ihm zu, er solle sich nur gleich gründlich an diese Neuigkeit gewöhnen, dann brauche er später nicht mehr tagaus, tagein Maul und Nase aufzuhalten . . .! Als auch noch der Heini und die beiden anderen lachend aus der Ladentür treten, da gerät der Peter in einen Rausch ungebärdiger Heiterkeit. Gelächter, lärmende Derbheit. Bitte sehr: Heute mögen einmal andere Leute auf ihren Ohren sitzen. Wenn man so will, jawohl, dann steht hier ein grober Fuhrmann, der seine Geißel sogar gegen ein gewisses Amtsgebäude ohne jede Scheu zu schwingen wagt. Ja, lauter faustdicke, unzweideutige Gesten. Selbst der Heini muß von ihm ein paar derbe Prankenschläge auf die Schulter als Lohn für eine wohlgefällige Tat hinnehmen. Der Doktor sagt, von diesem Fahnenmast hier könne man behaupten, daß er ein Pfahl im Herzen der Gemeinde sei. »Ein Meisterstück, Heini, bei aller Hinterlist, mit der Du Heimlichtuer uns samt und sonders hinters Licht geführt hast . . .!«

Der Heini verteidigt sich: Er habe die Fahne selbst erst zu

Gesicht bekommen, als sie fix und fertig in der Wohnstube auf dem Tisch gelegen sei. »Auf Ehre und Gewissen: Die Frau hat vorher kein Sterbenswörtchen gesagt, keinen Zipfel davon sehen lassen; und dann, ich traue meinen Augen nicht, liegt eines Tages die Fahne da ...«

Nun, die Frau vom Heini wird, wie sie geht und steht, aus dem Hause gerufen, muß alles bestätigen und sich »Tausend Dank« und »Alle Hochachtung« und Händeschütteln hin und her gefallen lassen. Derweilen haben sich nicht weit entfernt ein paar Burschen an einer Gassenecke zusammengetan, um ihrerseits mit Gekicher und dreisten Kopfbewegungen ihre Mißachtung gegenüber der neuen Marktfahne kundzutun. Schon ist der Peter mit erhobener Roßpeitsche auf dem Sprung.

»Wenn es Euch nicht passen sollte, Ihr dort drüben — Euch kann geholfen werden.«

»Laß sie in Frieden«, mahnt der Doktor wohlgelaunt. »Du mußt doch begreifen, daß diese Fahne nicht jedermann nach dem Geschmack ist ...«

Der Peter brummt zur Antwort, dann müsse man ihnen den Geschmack daran beibringen. Er sei zwar kein Schulmeister, aber das könne er sie schon lehren; und schon sitzt er auf seinem Schlitten, greift fest in die Zügel, und mit Geschnalze und Anfeuerung lauthals geht es dahin, haarscharf auf die Gassenecke los. Wenn aber jemand behaupten wollte, daß dort der nächste Weg zu des Peters Hofe vorüberführt, so müßte er rein die Unwahrheit sagen. Die beiden schwarzen Teufelshengste stieben davon, daß die Funken aus dem Schnee sprühen. Ein paar Tannenbäume auf den Kufen sind für sie keine Last, um eine plötzliche Attacke, einen Galopp aus dem Stegreif heraus zu scheuen. Seht nur, wie jene Kerle dort sich Hals über Kopf an die Hauswand drängen und die mißmutigen Gesichter flugs unter die Arme reißen können! Ja, der Peter und seine Rappen! Da soll einer wohl an den Gottseibeiuns glauben lernen, wenn die der Hafer sticht! Was will da schon ein bißchen Wut-

geschrei hinterdrein? Hochaufgereckt winkt der Peter zurück. Sein Zuruf geht in Karriere und wildem Schellengerassel unter. Aber das breite Grinsen in seinem eckigen Angesicht verrät alles, was noch zu verraten ist.

»Ein alter Büffel«, lacht der Doktor, »immer mit dem Schädel durch die Wand ...« Dann steigt er in seinen Wagen und macht sich ebenfalls wieder auf die Reise, mit Handgruß hinüber und herüber, bis auch er an seiner Ecke verschwunden ist.

Fürwahr, die Sonne fährt heute hell durch diese Welt!

Aber schließlich kann auch sie nicht länger als gebührlich über einer neuen Fahne leuchten; und Winter und frühe Dämmerung sind eins. Da geht dann der Heini hinaus, um die Flagge niederzuholen. Er hat gerade das Zugseil abgeknotet, als der Blaue daherkommt und sagt, er solle die Fahne heruntertun.

»Wie Du siehst, bin ich soeben dabei ...«

Räuspern, Gezwirbel an der rechten Schnurrbartspitze.

Der Heini rafft behutsam das Tuch, faltet es säuberlich zusammen.

»Also«, sagt der Blaue, »soviel ich sehe, ist sie jetzt unten ...«

»Du hast wahrhaftig unvergleichliche Augen«, spottet der Heini.

»Mann«, grollt der Blaue, »Mann, Du wirst wissen, warum ich hier stehe.«

Nein, erwidert der Heini, das könne er nicht wissen. Und wenn er ihm einen Rat geben dürfe, so müsse er ihm, dem Blauen, empfehlen, nicht gar zu lange hier stehen zu bleiben. »Es wird Frost geben, was man so spürt. In zwei Stunden könntest Du an eben demselben Flecke erfroren liegen, wo Du Dich gegenwärtig noch lebendig aufhältst ...«

»Respekt, nehmen Sie Respekt an, Herr, oder glauben Sie, ich bin besoffen?«

»Nein, nein«, beteuert der Heini, »wenn meine Nase mich nicht trügt, dann ist es heute noch nicht so weit mit Dir . . .«

Der Blaue gerät zweifellos ein wenig in Harnisch: »Du! Laß Deine Zunge nicht so spazieren gehen! Übrigens will ich Dir etwas sagen . . ., wegen dieser Fahne da . . .«

»Hat sie Dir etwa gefallen? Ja, sie ist noch ganz neu. Neue Fahnen sind immer schön . . .«

»Willst Du mir jetzt vielleicht Redensarten vormachen? Wie? Aber Du kommst mir recht: Von morgen ab kannst Du Dir Deine neue Fahne übers Bett hängen. In den Schrank kannst Du Dir sie hängen, damit sie recht schön bleibt. Mehr will ich Dir für heute nicht sagen . . .«

»Ja, dann gute Nacht! Hoffentlich schläfst Du gut, Herr Kommissar . . .« Der Heini geht ins Haus. Fertig. Allerdings hat er kleine Fältchen in den Augenwinkeln, zahllose. Verzwickte Schlupfwinkel des Spottes. Oder liegt darin der Trotz auf der Lauer? Der Blaue hat ihm in die Tür nachgerufen, morgen würde sich ja herausstellen, ob es schon so weit sei, daß ein jeder irgendeinen beliebigen Fetzen hier am Markte aufhängen könne, von jenem unverschämten Kasten dort gar nicht zu reden . . .

*

Sobald die Sonne wieder über die Häuserfirste reitet, trifft sie auch die Fahne vom gestrigen Tage wieder an ihrem Platze. Ja, die Erde ist gewiß rund, aber es fällt von ihr so leicht nichts in den Himmel hinab, wenn sie für ein paar Stunden durch die Dunkelkammern der Welt fliegt. Der Heini segelt mit ihr auch schon viel zu lange herum, als daß er das nicht wüßte. Wie gesagt, weder der Mast noch die Flagge sind über Nacht in den Raum ohne Boden hinausgestürzt und verlorengegangen. Also findet sie ein jeder wieder, wo er sie am Tage zuvor sah. Selbst der Blaue, der Gemeindeschreiber und der Bürgermeister müssen diese Tatsache bestätigen. Sogar der Pfarrer

könnte diesmal dafür Zeugnis geben; im gewissen Sinne hat er sich geradezu ein allererstes Recht dazu erworben. Als er aus dem Frühgottesdienst kam, sah er mit eigenen Augen jenes Tuch im Morgenwinde wehen; und da der Großbauer gerade gottesfürchtig neben ihm einherging, so ließ er ihn wissen, daß dies ein heidnisches Zeichen und — in so unmittelbarer Nähe einer christlichen Kirche aufgepflanzt — nach seinem Dafürhalten eine Ungeheuerlichkeit, ja, fast ein Manifest des Teufels selbst sei. So. Nun, in Dingen, die den rechten Glauben der Menschen an den allmächtigen Herrn betreffen, ist der Großbauer weit und breit als ein Mann der Tat bekannt. Zum Bürgermeister führt ein kurzer Weg. Der Bürgermeister seinerseits macht wenig Umstände, schickt den Gemeindeschreiber fort, um den Ortspolizisten aus den Federn zu treiben. Mobilmachung um Gotteslohn, das kann man wohl sagen. Der Blaue erscheint alsbald vor dem Hause des Heini und macht sich am Zugseil der jungen Fahne zu schaffen. Da er mit der festen Verknotung nicht fertig wird, zieht er ein Messer aus der Tasche, um die Leine kurzerhand abzuschneiden.

In diesem Augenblick tritt plötzlich der Heini heran. »Was willst Du hier?« fragt der Blaue und läßt die tatbereiten Hände sinken.

»Ei«, erwidert der Heini, »ich wollte Dir nur sagen, daß ich Dich für einen ganz gewöhnlichen Dieb ansehe . . .«

Ja, mit einem langen Spazierstecken in der Faust steht also ein barhäuptiger Heini da und nimmt den Blauen mit aller Herzensruhe ins Visier. Der weicht ein wenig zurück, betrachtet wütend den Stock hinauf und hinunter: »Du meinst doch nicht etwa, daß Du damit Widerstand gegen eine Behörde leisten kannst . . .?«

»Hm«, antwortet der Heini, »ich habe die Absicht, jedwedem mit diesem Eichenstab den Buckel gründlich zu walken, der mir etwas von meinem Eigentum stehlen kommt . . .!«

Der Blaue reißt an den schwarzen Schnurrbartspitzen,

schiebt die Mütze zurück, als ob an diesem Wintermorgen Gefahr sei, zu schwitzen. Dann gibt er sich einen Ruck, legt die Linke in die Hüfte und deutet mit der Rechten zum Mast hinauf: »Dann wirst Du das Ding da oben heruntertun, verstanden . . .?«

Der Heini rollt den Stecken in der Hand und lacht: »Dieses Ding da oben ist eine Fahne, die ich mir aufgehängt habe, weil sie mir gefällt; und deshalb werde ich sie auch nicht heruntertun.«

Der Blaue ist sprachlos, zieht die Mütze wieder tief in die Stirn, geht, bleibt nochmals stehen. Dann schreit er erbost, der Fetzen dort käme weg, heute noch. Auf den Misthaufen werde er ihn werfen, jawohl . . .! Der Heini ruft spöttisch zurück, vorläufig sei der Fetzen noch sehr deutlich hier oben an der Stange zu sehen und er, der Schnapsgendarm, werde sogar noch eines Tages davor Salut machen lernen, wenn er ein wenig Geduld behalten wolle . . .

Aber vielleicht hat der Heini zu früh gelacht. Jedenfalls betritt nach einiger Zeit der Gemeindeschreiber den Laden und gibt einen Amtsbrief ab. Darin steht zu lesen, er, der Bürger Heini Soundso, sei hiermit zum letzten Male aufgefordert, ein gewisses öffentliches Ärgernis in der Gestalt einer Fahne allsofort aus dem Gesichtskreise des Marktes zu entfernen. Sollten ihm gegebenenfalls Andersdenkende in ihrer begreiflichen Erregung über die bekundete, unmißverständliche Herausforderung nahezu der gesamten Bürgerschaft einen Stein in das Fenster werfen, so habe er sich eine solche Unannehmlichkeit ganz und gar selbst zuzuschreiben. Im übrigen werde im Weigerungsfalle die gesetzliche Macht den Unruheherd beseitigen und ihn, den Bürger Heini Soundso, strafweise zur Verantwortung ziehen. Dies sei der Beschluß der Gemeindebehörde und Punktum . . .!

Den Heini stört dieser Beschluß nicht im mindesten. Er übergibt das Schreiben umgehend dem emsig brummenden Feuer seines Küchenherdes, nimmt einen Meterstab zur Hand, geht

vor das Haus und mißt in die Kreuz und in die Quer. Die Stange steht auf seinem eigenen Grund und Boden, es läßt sich bei allerbestem Willen nicht anders errechnen; es müßte denn insgeheim der Staat Maße und Rechte kleiner geeicht oder aus einem Scheffel ein Sieb gemacht haben. So weit aber kann sich schließlich eine Republik auch in Deutschland nicht vergessen. Die Fahne bleibt daher oben. Es wird Mittag und Nachmittag, und sie bekommt nichts als blauen Himmel über sich und friedfertige Menschen unter sich zu sehen, die selbst bei offenkundigem Mißmut keinen Stein aus dem Schnee graben, um ihn in das Ladenfenster des Heini zu schleudern. Was aber den Bürgermeister oder den Pfarrer an diesem Orte betrifft, so kann von ihnen nicht erwartet werden, daß sie etwa in eigener Person Steine werfen gehen.

Die Fahne weht, die Sonne geht, der Tag neigt sich, und der Doktor steht beim Heini im Laden und schmunzelt, während der Heini ihm den Verlauf dieses heutigen Flaggenkampfes schildert. Kein Wunder, daß der Doktor des öfteren ein dröhnendes Gelächter hören läßt. Auf einmal aber geht die Tür auf, zwei grüne Landgendarmen kommen herein, im Hintergrunde grinsend der Blaue. Kurze und scharfe Rede, kürzere und schärfere Gegenrede. Wortführer auf der einen Seite ist diesmal der Doktor selbst.

»Ich bedauere«, sagt der grauköpfige Kommissar, »ich habe den Befehl, die Fahne dort draußen einzuholen . . .«

Der Doktor verlangt zu wissen, wer diesen Befehl erteilt habe. Der Landgendarm antwortet, darüber sei er ihm, dem Doktor, keine Auskunft schuldig.

»Wie Sie wollen, Herr Kommissar. Dann werden Sie und niemand sonst demnächst die Fahne wiederbringen, wenn die Klarstellung dieser Frage erfolgt ist . . .«

Der Gendarm bekommt einen roten Kopf: »Das werden Sie voraussichtlich nicht erleben.« — »Oh, wir werden voraussichtlich noch ganz andere Dinge erleben. Zum Beispiel rate

ich Ihnen, die Fahne in ihrem Dienstzimmer so aufzuhängen, daß Sie vor ihr die Hacken zusammennehmen können. Eines Tages werden Sie das doch erlernen müssen!«

Der Gendarm mit ergrimmtem Nachdruck: »Sparen Sie sich Ihre dreiste Rede, Herr!«

Der Doktor zäh und verbissen: »Behalten Sie gut, was ich Ihnen gesagt habe. Es ist die Wahrheit.«

Der Heini mischt sich ein; die Fahne sei sein Eigentum, der Mast stünde auf seinem Grund und Boden. Er berufe sich auf verbrieftes und gesetztes Recht und weigere sich, die Fahne abzuliefern. Der Gendarm fertigt ihn mit einem verächtlichen Blick ab, dreht sich um und läßt ihn einfach stehen. Der Heini nimmt den Spazierstock aus der Ecke und will damit hinaus. »Laß«, sagt der Doktor, »Sie werden die Fahne wiederbringen . . .!«

Draußen hält der Blaue bereits das Flaggentuch wie einen Packen Lumpen zusammengeknüllt unterm Arm, zwirbelt den Schnurrbart spitz und steil empor und zeigt grinsend seine gelben Zähne. Mäusezähne. »Wo hast Du denn jetzt Deinen Stecken gelassen«, kläfft er zum Heini hin, »wo ist er denn geblieben, wenn ich Dich fragen darf?«

»Wenn Du ihn durchaus kennenlernen willst«, erwidert der Heini gelassen, »so kann Dir damit wohl einmal der Schnaps zum Hintern hinausgeschlagen werden . . . Wenn es sofort sein muß: Ich bin gleich fertig, warte nur einen Augenblick . . .«

Damit verschwindet er im Laden. Als er wieder herauskommt, ist der Platz geräumt, die Fahne fort. Ja, drei Polizisten haben sie mannhaft überwältigt. »Dort drüben gehen sie und können sich rühmen, eine wehrlose Fahne gefangengenommen zu haben«, sagt der Doktor. Es zuckt ihm um den Unterkiefer, und der Heini hat ein kleines schwarzes Loch in der Wange, das ebenfalls zuckt. Die Schlacht ist geschlagen. Die Burschen an der Gassenecke haben sich wiederum zusammengetan und lassen es diesmal nicht bei Kopfbewegungen und Gekicher be-

wenden. Nein, Gejohle, Gelächter, unzweideutige Gebärden gegen ein Haus, vor dem eine lange Stange nackt und bloß dasteht. Das währt bis in den späten Abend hinein. Der Frau vom Heini wollen die Tränen kaum mehr aus den Augen. Wenn sie jene Burschen dort drüben sieht, so will ihr scheinen, als ob nun jeden Augenblick ein Dutzend Steine in das Ladenfenster fallen könnten. Der Heini selbst ist in Stiefel und Uniform grollend davongegangen. Ja, so findet dieser Tag sein Ende in bitterem Schweigen hüben und feindseligem Spottgeschrei drüben; und der Himmel läßt weder Schnee noch Sturm dazwischenfahren. Er strahlt mit stiller Herrlichkeit hoch darüber hin.

Gegen Mitternacht aber geschieht etwas Unerhörtes: Der Doktor marschiert mit seinen Männern auf dem Markte auf, großartig mit Trutzgesang und Fackelschein, läßt vor dem einsamen Fahnenmast haltmachen und einen großen grünen Kranz mit einem Hakenkreuz aus Tannenreisern daran emporziehen. Da hängt er!

*

Karin kommt bleich und bebend nach Hause, verschließt hastig die Tür hinter sich und sinkt schwer atmend auf dem knarrenden Stuhle nieder. So sehr sie sich auch müht, die Tränen zu unterdrücken, es gelingt ihr nicht. Sie fährt auf, lauscht erschreckt hinaus. Nein. Keine Schritte. Gott sei Dank, keine Schritte. Ein einziges Glück, daß der Jakob nicht hier ist, daß er nicht gerade jetzt daherkommt. Sonst müßte sie ihm wohl oder übel bekennen, was sich soeben da draußen abgespielt hat. Das aber hieße das Unheil stehenden Fußes ins Unermeßliche treiben. Herrgott, laß ihn nur jetzt nicht um die Ecke biegen ... Der andere wird ihr wohl nicht bis hierher folgen? Ach, der Großbauer! Ein Geier, der über einem wehrlosen Opfer kreist.

Wenn der Jakob doch in diesem Augenblick unterwegs wäre, wer weiß, vielleicht wäre dies doch das beste ... Ihr

angstvoller Blick geht zur Tür. Dort hängt ein Knüttel an einem Haken. »Nein«, murmelt sie, »nein; er würde ihn erschlagen . . .« Plötzlich sieht sie das blanke Handbeil in der Ecke stehen, erschrickt von neuem, erhebt sich, um es zu verbergen; aber dann schüttelt sie den Kopf, legt die Hand über die Augen und setzt sich ratlos wieder hin. Sie beißt sich auf die Lippen; dennoch: ihr Mund öffnet sich stöhnend.

Sonst pflegt um diese Zeit der Hannes auf diesem Stuhle zu hocken. Nein, sie darf nicht wünschen, daß er jetzt hier wäre. Sie müßte heulen, heulen und sich vor ihm schämen; denn den Grund ihrer Erregung dürfte auch er nicht erfahren. Er würde gewiß hingehen und den Großbauern erwürgen. Mit zwei Fäusten. Er kann weiß werden vor Zorn, wie der Jakob. Und der Schimpf, den der Großbauer ihr nachgeschrien hat, geht sie allesamt an, einen wie den andern. Ein ungeborenes Kind, selbst das hat er besudelt . . . Karin gibt es auf, mit ihren Tränen zu kämpfen. Sie läßt das Haupt auf den Tisch sinken, ein übermächtiges Schluchzen schüttelt ihre Schultern. Sie preßt die Hände gegen das Herz und ringt nach Luft. Ja, einen fremden Hund kann man vom Platze jagen, einem Bettler kann man die Tür weisen, gewiß. Daß der Großbauer ihr den Weg durch den Hof verbieten, daß er sie zwingen wollte, den tiefverschneiten Pfad hinter Scheunen und Schuppen zu nehmen, das vermochte sie selbst in ihrem augenblicklichen Zustande mit kaltem Stolze zu ertragen. Oh, sie kehrte schweigend um und ließ den Bauer mit seinem Gezeter allein. Aber der Wüterich rannte mit geballten Fäusten schreiend hinter ihr drein und wäre gewiß imstande gewesen, Hand an sie zu legen, wenn ihn nicht der Großknecht daran gehindert hätte. Der Alte wies den Knecht mit Flüchen und Verwünschungen in den Stall, und dann geschah es: Der Bauer brüllte ihr das Schandwort nach, ein Wort ohne Scham, ein gespienes Wort . . . Das Blut stockte ihr in den Adern, sie hörte den Knecht grell und mit grausamer Wollust auflachen.

Dann spürte sie den Giftbiß im Herzen. Nun sitzt sie da, gepeinigt und erschöpft, eine schmalgesichtige Frau, die ein Kind erwartet und von einer Otter gehetzt wurde ... Dort steht das Handbeil in der Ecke, mit dem der Mann hinausgehen wird, um einem schändlichen Tiere den Schädel zu spalten ... »Lieber Gott, die Schmach hast Du zugelassen, das Unglück darfst Du nicht zulassen!«

Als der Jakob gegen Mittag nach Hause kommt, bringt er wie gewöhnlich den Hannes mit. Beide sind guter Dinge. Da sich die Gelegenheit fand, auf des Peters Schlitten mit in die Stadt zu fahren, machten sie dem Michel ihren Besuch und brachten in Erfahrung, daß er jetzt außer Gefahr sei. Das ist gewiß ein Grund, um wohlgestimmt aus einem Spital zurückzukehren. Allerdings, der Jakob verwundert sich offenbar über Karins Aussehen und fragt mit merklicher Besorgnis, ob sie sich nicht wohlfühle. Karin reibt sich die Lider, verneint und sagt lächelnd, das Feuer habe ein wenig am falschen Ende geraucht und ihr in die Augen gebissen. Der Jakob schnuppert in die Luft, prüft das Brennholz unter dem Herde und findet, daß die Kloben freilich sehr feucht seien. Aber er wisse keinen besseren Platz zum Aufschichten als vor der Tür, wo der Dachrand wenigstens eine Handbreit überstehe. »Elendsquartier«, knurrt er. Der Hannes behauptet, mit solch grasgrünem Zeug wie diesem da könne wohl selbst der Teufel seinen Rost nicht zum Glühen bringen. Der Jakob begehrt auf: Er hätte auch lieber etwas Besseres nach Hause getragen, wenn es nach ihm gegangen wäre. Der Hannes erwidert, falls er sich nicht irre, so habe er nur einen Sachverhalt festgestellt und nichts weiter. Er macht sich am Herde zu schaffen, stochert im Feuerloch herum, klopft das Rohr ab und sorgt auf diese Weise dafür, daß nun in der Tat ein wenig frischer Rauchgeschmack in der Stube zu spüren ist. Ja, es gibt manches, was Karin heute in den Augen beißt. Kein Mensch kann schließlich am Morgen schon wissen, worüber er am Mittag schweigen möchte.

Gegen Abend klopft es an der Tür, und der Stalljunge vom Großbauern kommt herein. Karin schrickt merklich zusammen, der Jakob macht ein mißtrauisches Gesicht, und der Junge zupft verlegen an der Nase. Der Hannes nimmt die ewige Pfeife aus dem Mund und fragt, was es gäbe. Er habe vom Großbauern etwas auszurichten, erwidert der Bursche. »Zuerst hat der Großknecht hergehen sollen; aber der hat zum Bauern gesagt, wenn er etwas mit den Hakenkreuzlern abzumachen habe, dann möge er es selbst tun . . .«

Der Hannes kurzerhand und ungeduldig: »Also jetzt bist Du hier und sollst etwas von dem Alten ausrichten. Das wird wohl nicht viel Großartiges sein?«

Der Junge wird feuerrot, sieht zu Boden und verbirgt die Hände auf dem Rücken. »Ja . . . ich selber kann ja nichts dazu. Der Bauer hat mich geschickt, weil von den Knechten keiner gehen wollte . . .«

»Das wissen wir nun«, fährt der Hannes dazwischen. »Und was Du uns bestellen sollst, kann ich mir denken . . . Will der Alte dem Jakob das Schloß hier aufkündigen?« — »Ja«, antwortet der Junge erleichtert. — »Du liebe Zeit, wegen dieser Botschaft hätte er Dich nicht über den finsteren Weg zu jagen brauchen, damit Du Dir gar noch einen Fuß brichst oder im Schnee umkommst. Das kannst Du ihm sagen. Morgen am Tag ist schließlich auch noch Zeit genug zu Bosheit und Händefalten . . .!« Der Junge nickt, lacht wie einer, der Essig trank und ihn für Wein ausgeben soll, blickt von einem zum andern, betrachtet seine großen, rissigen Hände und verbirgt sie wieder hinter sich. Ja, also er könne gewiß nichts dafür. Der Großbauer habe nämlich wie ein Verrückter umhergeschrien und ihn mit allerhand Drohungen hinausgetrieben, weil er auch so gemeint habe wie der Großknecht. Bis morgen abend müsse das Häuschen leer sein, solle er sagen, sonst wolle der Bauer den Gendarm holen lassen . . . — Der Hannes lacht verächtlich auf: »Der Schnapsgendarm soll uns nur kommen!« — »Und

der Bauer hat nichts als Lärm gemacht, er müßte sich vor allen Leuten schämen, daß er so etwas auf seinem Hofe dulde . . .«

Der Jakob steht auf, sieht den jungen Burschen an. Mit schonungslosen Augen. Sein Gesicht hat plötzlich jene scharfe Straffheit, die es immer bekommt, wenn er mit verbissenem Munde den Zorn in den Fäusten bändigen muß. Der Junge macht eine ratlose Gebärde: »Ich kann ja nichts dafür.« Da wendet sich der Jakob ab, geht ans Fenster und starrt in die Finsternis hinaus. »Ihr hättet ihn nur hören sollen«, sagt der Bursche, »wie er übel dahergeredet hat. Er hätte wahrhaftig die Geißel genommen, wenn ich nicht gegangen wäre . . .«

»Schon gut«, bedeutet ihm der Hannes. »Wir wissen Bescheid.«

Der Stalljunge geht: »Gute Nacht. Gute Nacht, Frau . . .«

Eine Weile ist alles still. Nur das Holz im Herde knackt und knistert blindlings darauflos. Der Hannes bläst lange, graue Rauchsträhnen vor sich hin, erhebt sich endlich und läßt wissen, dann wolle er also dem Heini noch Bescheid tun. Morgen früh werde er den Schlitten mitbringen. »Oder sollen wir vielleicht lieber bis zum Dunkelwerden warten, was meinst Du, Jakob?« — Der Jakob gibt keine Antwort. Karin nickt dem Hannes nur wortlos zu, ohne ihn anzusehen. »Gute Nacht, Heil Hitler!« —

Das Geheimnis Karins bleibt es, daß ihr von diesem Tage an mit jäher Heftigkeit die Tränen in die Augen schießen können, sobald sie allein ist. Dann muß sie die Hände gegen das Herz pressen.

*

Der Großbauer ist keiner von denen, die nachts das Gras wieder dort wachsen lassen, wo sie es am Tage zertrampeln gingen, nein, das soll niemand glauben. Als der Hannes des Morgens den Weg über den Hof nahm, um beim Jakob einen

vernünftigen Entschluß bezüglich der Kammer vom Heini zu hören, da war der Bauer bereits großmächtig auf den Beinen: »Was ist denn aus Eurer schönen Fahne geworden? Heda! Hast Du heute Deine Ohren nicht gewaschen ...?« Der Hannes hat für ein wenig Kriegsgeschrei immer Gehör; also gab er hinüber, es sei gewiß das größere Übel, wenn ein frommer Mann am halben Mittag sich das Maul noch nicht gewaschen habe ... haha. Dann ging er und ließ den Alten mit all seiner Übelkeit in Hülle und Fülle allein.

Eine Weile später kam auch der Heini wie von ungefähr zum Jakob in die Hütte. Nun, er fand bei ihm nicht gerade ein freundliches Gesicht vor, so daß nichts übrig blieb, als die Dinge geradeheraus beim Namen zu nennen und zu sagen, der Jakob solle also gegen Abend seine Siebensachen zusammenpacken. Dabei blieb es. Der Hannes brachte ein paar Körbe herbei.

Jetzt ist es so weit. Vier leere Wände und ein halbes Nichts von Habseligkeiten, das da auf einen Hörnerschlitten wartet. Die Rappen vom Peter würden mit dieser Bagage bis ans Ende der Welt nicht mehr aus dem Galopp kommen, meinte der Hannes. Karin gab ihm recht, der Jakob schwieg dazu. Vor der Tür draußen Stimmen: der Heini und sein Weib, der Hannes, der den Schlitten holte.

»So, nun 'raus aus dem Paradies«, sagt er. »Angefaßt, Heini. Wozu bist Du sonst hier?« Die Frau vom Heini nimmt Karin das Petroleumlicht aus den Händen und leuchtet hinaus. »Nein, Karin, Sie sollen sich nicht da herausstellen!« Sorge und Freundschaft in jeder Weise, das läßt sich nicht leugnen. Der Hannes, ein Schaffer und Verstandesmann auf allen Gebieten, der er nun einmal ist, räumt das Feuer aus dem Herde, trägt es auf der Schaufel hinaus. Der Schnee macht sich ziſchend über das bißchen rote Glut her.

»Aus! Das Fest ist zu Ende«, sagt der Hannes mit komischer Feierlichkeit. Dann bietet er Karin galant den Arm. Der Heini und der Jakob haben soeben den letzten Korb verstaut, die

Frau vom Heini hat daraufhin die flackernde Lampe gelöscht. Mit einem Male ist der Wolf da, der große, gelbe Hund; schnuppernd, schwanzwedelnd drängt er sich an Karin, kommt er zum Jakob und fordert sich auch von ihm eine Freundlichkeit.

»Jaja, Wolf!«

Da, eine dunkle Gestalt biegt um die Ecke, noch eine. Der Hannes, verblüfft und von jähem Zorn erfaßt, läßt Karin plötzlich stehen. »Bringt der da nun nicht doch noch wahrhaftig den Schnapsgendarm her? Wie? — Was? — Seh' ich nicht recht?« Der Jakob macht einen gefährlichen Buckel, zieht den Kopf an, bereit, im Augenblick einen Sprung wider den einen oder den andern zu tun. Der Heini verstellt dem Großbauern den Weg und sagt, bitte sehr, er könne jetzt also seinen Palast wiederhaben ... Der Bauer mißt ihn vom Wirbel bis auf die Zehen mit einem verächtlichen Blick: »Wer hat denn gar nach Dir gefragt?« — Drei gewissen Männern ist zur gleichen Zeit das Kehlwasser hochgestiegen. Wie ein Kampfhahn stößt der Hannes vor: »Bist Du etwa gekommen, um nun noch zu guter Letzt den Unrat Deines Maules an den Mann zu bringen ...?«

Seht nur den Großbauern an! Ist der Hannes für ihn ein Mensch aus Luft? Der Alte hebt die Stockspitze, stochert damit gegen die Körbe auf dem Schlitten und sagt zum Blauen, so, nun möge er einmal nachschauen, ob sie ihm nichts von seinem Hofe hätten mitgehen heißen ... hihi ... — Wer Feuer an das Pulver legt, muß wissen, daß es brennt. Mit einem Griff entreißt der Hannes dem Bauern den Stock, schleudert ihn in das Dunkel hinaus. Ein einziger Stoß genügt, um diesen alten Kläffer über den Haufen zu werfen, ja, nahezu zwei von dieser Sorte. Der Blaue, auf den der Großbauer rücklings aufprallt, hat Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Nun aber schießt er wütend auf den Hannes los: »Was fällt Dir ein, Du windiger Bursche, Du ...?!»

Der faßt ihn mit zwei Fingern respektlos an einem blanken

Knopfe seiner Uniform, beugt sich schnuppernd vor und sagt, wenn einer den Hals so voller Schnaps habe, dann solle er lieber den Deckel zulassen.

»Ich verhafte Dich«, schreit der andere, »im Namen des Gesetzes«.

Der Hannes lacht. Spott, ungeschminkte Verachtung.

Der Heini schlägt dem Hannes auf die Schultern: »Hoho-hoho!«

»Ich verhafte Euch alle zusammen . . .!!«

Schallendes Gelächter. Man muß es wohl weit und breit hören können, daß hier keine gewöhnliche Heiterkeit ihr Wesen treibt. Der Großbauer, angesichts der offenbaren Mißachtung, die dem Blauen zuteil wird, nimmt sich seiner Sache persönlich an. »Oh«, kreischt er, »Ihr meint vielleicht, daß Ihr Euch nur davonzumachen braucht? Die Rechnung ist nicht richtig. Seht Euch einmal zum Beispiel das Dach hier drinnen an, seht Euch nur alles an: Kein Ziegel ist mehr ganz, und jetzt sitzt mir der Schwamm von oben bis unten in der Mauer. Soll ich das mit meinem Gelde wieder herrichten, habe ich dem da das Haus im Frühjahr vielleicht so übergeben? Wie? Alles hat er mir ruiniert. Dort, die Pumpe: alles zum Teufel. Ein paar hundert Mark zum Teufel! Aber ich kriege Euch schon, mir kommt Ihr recht, Ihr Tagediebe . . .!«

Schon ist er am Schlitten, reißt einen Korb herab. Geklirr, Getrampel.

Plötzlich hat der Jakob den Alten in den Händen, schnürt ihm den Joppenkragen um die Gurgel, zieht ihn ganz dicht an sich heran. Ein heiseres, kurzes Geknurr, knackende Zähne, dann fliegt der Geier gegen die Linde. Seht, da sitzt er leibhaftig im Schnee vor seinem eigenen Baum und ächzt! So. Der Polizist krallt seine zitternden Finger dem Jakob in den Ärmel. »Loslassen!« zischt der; und da der Blaue nicht sogleich gehorcht, reißt der Jakob den Arm hoch und stößt den anderen beiseite. Darüber kann kein Zweifel mehr sein: Dieser kalten

Wut ist der Schnapsgendarm keineswegs gewachsen. Wortlos nimmt der Jakob den zweiten Korb vom Schlitten, packt den alten Tisch, schmettert ihn dem Bauern auf die Knochen; krachend bricht das morsche Holz entzwei. Stühle, selbstgefertigte Ungeheuer aus Zimmermannsnägeln und groben Latten, einer, zwei, drei: hinterdrein. Die alte, vom feuchten Elend modrige Matratze: dort liegt sie. Ein Wrack von einer Liegestatt aus schimmeligem Seegras und stickigen Fetzen. »So!«

Zum zweitenmal: »So! . . . Damit kannst Du Dich dann bezahlt machen, wenn Du wieder nüchtern bist . . .«

Der Jakob stellt die Körbe auf den Schlitten zurück, spannt sich zwischen die Hörner. »Kommt! . . . Karin, komm.« Dort fährt er und schleppt ein wenig Habe hinter sich her, und niemand könnte sagen, daß dieser Mann mit dem ruhig ausgreifenden Schritte auf der Flucht vor der Not oder gar vor dem eigenen, gefährlichen Zorne sei. Der Hannes und der Heini haben Mühe, ihn einzuholen, von Karin und der Frau vom Heini an ihrer Seite ganz zu schweigen.

»Halt«, sagt der Hannes für sich, läßt die beiden anderen voraufgehen und schließt sich den Frauen an. Eine merkwürdige Eskorte. Gleichsam ein Geleit der Ehrerbietung gegen eine junge Frau, die ein wenig bebend und beschwerlich einen finsteren Weg gehen muß. Links der Hannes, rechts der schlanke Hund, der seinen schmalen Kopf aufmerksam und verwundert immer wieder zu Karin hinüberreckt. Plötzlich zuckt er zusammen, duckt sich, bleibt stehen, blickt hilflos hin und her. Die Stimme des Bauern, schrill und keifend. Ja, wahrhaftig: Geifer und Verwünschungen selbst gegen ein Tier.

»Geh, Wolf, geh«, sagt Karin leise. Der Hund läßt die spitzen Ohren fallen, schaut furchtsam zurück. Erst als der Hannes ihn fortgehen heißt, macht er sich mit eingezogener Rute und hängendem Halse langsam davon; und selbst der Hannes mußte ihm schließlich barsch kommen, nachdem er mit Streicheln und guter Zurede nichts erreichte. Dann hört man ihn

drüben bei der Scheune jämmerlich aufheulen. Der Bauer brüllt wüst in die Winternacht. Flüche, die geradezu nach faulem Aas stinken. Der Hannes beißt die Zähne hart und hörbar aufeinander. Dennoch entfährt es ihm wie kochende Lava:

»Man sollte ihm das Genick umdrehen, diesem Schinder ...«

*

Wenn einer mit Gewißheit wüßte, was dieser seltsame Patron namens Jakob bei Sonne und Mond im Walde draußen zu suchen hat, so könnte er hingehen und es dem Gendarmen berichten. Ein Mann, der keinen Baum zu fällen und keinen Rehbock zu schießen hat; ein Habenichts und Meister der Nichtstuerei. Das weiß jeder. Mehr nicht. Daß er sich in letzter Zeit bei Wind und Wetter auf den verschneiten Wildpfaden umherzutreiben pflegt, das hat der Blaue in Erfahrung gebracht. Seinerseits gab er den grünen Landjägern zu verstehen, was seine Meinung von solchen Spaziergängen eines gewissen Menschen sei. »Wäre es an mir«, sagte er, »ein Auge auf den Wald zu haben, dann wollte ich wohl herausbringen, um was es sich handelt. Das kann ich getrost behaupten, wenn mich einer kennt. Aber es ist ja leider nicht an mir, mich auch noch darum kümmern zu müssen ...«

Der grauköpfige Kommissar erwiderte, das sei wohl auch gut so; denn mit Branntwein allein sei für den Dienst da draußen noch nichts getan. Er ließ ihn stehen und ging. Immerhin aber gab er auf der Wachtstube dem jungen Wachtmeister davon Kenntnis, daß dieser Herr Jakob vielleicht nicht ganz unverdächtige Leidenschaften hege. Ja, man lasse einen Stein ins Wasser fallen und sehe zu, wieviele Ringe er schlägt. Schließlich hat der Blaue nicht nur eine Schnapsflasche in der Tasche, sondern auch ein Amt, das verpflichtet. Überdies hat er weder gelogen noch sonstwie der Wahrheit einen Streich gespielt: Der Jakob geht und steht in der Tat geradezu in

Forst und Feld umher. Dann und wann stapft bei Tag oder Dunkel der Hannes neben ihm drein, und mitunter könnte auch ein aufmerksamer Beobachter neuerdings den jungen Gendarmen mit mehr oder weniger mißgestimmtem Gesichte folgen sehen. Zweifellos liegt hier eine Art von Geheimnis vor. Aber nirgendwo wird etwa deshalb ein unrechter Schuß erlauscht, von anderen Freveln ganz zu schweigen. Wenn es dem Jakob gefällt, endlich um Mitternacht über den Markt daherzukommen, so trägt er keinen Sack auf dem Buckel und keinen Packen unter dem Arme. Sooft auch drüben im Schatten des Gemeindehauses ein unbeweglicher Mann sich die Augen anstrengt: Dort geht einfach einer müde, das Haupt ein wenig gebeugt, die Hände in den Taschen, nach Hause, um zu schlafen. Es könnte allenfalls sein, daß er vielleicht dieses oder jenes, Huhn oder Hasen, unter dem langen grauen Mantel verborgen hielte ...

Alles in allem eine Albernheit von einem Geheimnis. Nichts weiter. Da hat nun endlich die Regierung für jedermann und allgemein auf ein paar Wochen Frieden angeordnet; schon aber macht sich da dieser ehemalige Maurermeister wichtig, flüstert sachkundig von gefährlichen Dingen, und ein junger Wachtmeister kann sich dafür einfach in den schönsten Winternächten zum Narren halten lassen.

Eines Abends sind die beiden Geheimgänger, die aus ihrem Kommen und Gehen nicht den mindesten Hehl machen, wiederum draußen. Blaue Pracht und Geglitzer von Gestirnen, Mond, Eis und verharschtem Schnee und eine Stille, die jahrtausendealt sein mag. Schlafende, schweigende Dörfer mit braven, kleinen, demütigen Lichtern aus tiefer Weite und das matte Geheul eines weinerlichen Hundes. Der Jakob wandert, vergraben in seinem Mantel, wortlos und gleichgültig dahin. Der Hannes hat wie immer die Pfeife im Mund und ist auf diese Weise auch für die allmächtige Schweigsamkeit gerüstet. Ab und zu nimmt er den Kloben von den

Lippen, hält kurzatmige leise Lobreden auf Weltschönheit und Heimatnacht und steht mit dem Herrgott auf Du. Der Jakob aber achtet so gut wie gar nicht darauf, daß ihm hier ein Schwärmer und Sterngucker in Gestalt eines überzähligen Schlossergehilfen zugesellt ist. Da nun diesem nirgendwo anders her Antwort und Ansprache zukommen kann, so wendet er sich schließlich und endlich doch an den Jakob und sagt, es scheine ihm mitunter wohl einen Applaus wert, das Leben ... Aus diesem zugeknöpften Mantel jedoch fällt kein Echo, nein. Es könnte womöglich ein beliebiger Klotz aus Stein oder Holz sein, der hier lustwandeln geht.

Halblautes Geknurr und neue Glut in eine Pfeife, wenn nichts anderes Feuer fängt. Der flüchtige Lichtschein unter den gewölbten Händen vom Hannes fällt auch einen Augenblick auf die Gestalt in dem langen Mantel. Dieser Mann trägt seinen eigenen Rücken wie die Schnecke ihr Haus. Eine merkwürdige Last. Der Wind weht, das Streichholz erlischt rasch. Dem Hannes aber, mit scharfen Augen im Kopfe, ist dennoch nichts entgangen. Mit einem Blicke, gleichsam mit einem schnellfüßigen Blicke, der hinauf- und hinabläuft und wiederkommt und dann das und das weiß, ist es abgetan. Ob sie nicht umkehren wollten, fragt er.

Der Jakob: »Nein.«

»Dann hast Du also den Ehrgeiz, weiterhin wie ein Stock dahinzuwandern?«

»Ja, das habe ich«, antwortet der Jakob mürrisch und fügt hinzu, er, der Hannes, möge sich seinethalben die Daumen über die Ohren ziehen gehen, wenn ihm seine Gesellschaft nicht gefalle ...

Mit unnützem Geplänkel gibt sich nun allerdings der Hannes nicht ab, wenn er auf einen gründlichen Schlag ausgeht. »Was schleppst Du da eigentlich für einen übelgelaunten Buckel umher?" sagt er, ohne im mindesten seinem Spotte einen Zügel anzulegen. Unwillkürlich strafft sich der Jakob

und reißt den Kopf hoch, sieht den Hannes an, ohne jedoch etwas zu erwidern. So gehen sie weiter, ihr Schweigen wird eine Weile lang zu einer Mauer, hinter der sie ihre Waffen rüsten. Dann bleibt der Jakob plötzlich stehen. Er hat nun wohl seinerseits den Spott mit seinem Ärger genügend gemischt und will den Angriff. »Du«, meint er, »schwärmst da wie ein junges Pfauenauge im Mai. Ich will Dir zwar nichts verderben, aber mir bleib damit vom Leibe ... bitte ...«

Oh, der Hannes fällt nach diesem Streiche nicht etwa der Länge nach in den Schnee. Nein. Er klopft die Pfeife aus, so bedächtig und gewissenhaft sich das nur immer hier draußen machen läßt. Genau genommen nichts anderes als offensichtliche Verschwendung, reine Verachtung, Kaltblütigkeit, Atemholen und Zielfassen.

Der Jakob wartet: »Bist Du bald fertig ...?«

»Jawohl, jetzt bin ich fertig«, gibt der Hannes mit zweideutiger Betonung zurück.

Sie stapfen weiter. Lange Zeit nichts als dann und wann das fernhergewehte, klagende Hundegeheul. Vom Ende der Welt spärlich der Pfiff einer Lokomotive. Dann gelangen sie in den Forst, und der Mond legt ihnen ein kaltes, gezacktes Schattengewirr vor die Füße. Wenn der Jakob vom Hannes vielleicht ein nachgiebiges Wort erwartete, so hat er sich über dessen Hartnäckigkeit getäuscht. Schließlich macht er an einer mächtigen Buche halt. »Siehst Du diesen Baum?« sagt er.

»Warum sollte ich ihn nicht sehen?« antwortet der Hannes.

»Gut. Du siehst ihn also«, fährt der Jakob fort. »Du meinst vielleicht, er wäre nichts als Kraft und Härte. Wenn Du willst, kannst Du nun ein Wort des Ruhmes über ihn reden, von Sturm und Wetter. Wer weiß, aber wenn ein Wurm in ihm frißt, dann wird er wohl im Frühling umfallen, und Du bist enttäuscht, haha ... Verstehst Du mich ...?«

Der Hannes sagt laut und vernehmlich: „Nein!" und

lacht gar verächtlich dazu. »Gut, Du verstehst mich also nicht. Dann bin ich es auch zufrieden . . .«

Der Wald lichtet sich, sie kommen wieder auf das schimmernde Feld hinaus. Dort liegt ein hoher Steinblock und hat seine Schneehaube auf. Davor bleibt nun der Hannes stehen, stößt mit dem Fuße dagegen und sagt: »Hier liegt ein Stein, Jakob, glaube ich. Soviel ich mich entsinnen kann, hat er sich seit Menschengedenken nicht von seinem angewachsenen Platz vertreiben lassen. Und wenn ihn nicht gerade einer mit Pulver in die Luft sprengen wird, so können wir wohl in fünfzig Jahren einmal mit dem Altleutstecken dagegenklopfen und sagen: Da ist er immer noch an seinem alten Fleck und gibt nicht nach . . . Habe ich Dich jetzt verstanden?«

»Nein«, antwortet der Jakob, »Du hast mich nicht verstanden. Bitte: Ein Stein liegt da, jawohl; und Du glaubst, damit sei alles gesagt. Kannst Du etwa wissen, was ihn vielleicht mürbe macht? Eines Tages bricht er entzwei. Dann wirst Du schlecht über ihn reden und ihn verachten. Du deutest auf ihn hin und sagst: Schaut ihn nur an! Da lag er, solang ich mich entsinnen kann, und war hart und eckig. Es konnte niemand mit ihm fertig werden, und nun bricht er mir nichts, dir nichts entzwei wie ein Stück Glas. Scherben, Sand; niemand hat eine Zündschnur unter ihn angelegt. Aber er war wohl nichts wert. Er ist ein Heuchler von einem Stein gewesen, nicht wahr?«

Der Hannes erwidert mit geschärfter Stimme, der Jakob möge lieber den Stein einen Stein sein lassen und das eigene Herz ein wenig besser in die Faust nehmen . . .! Da lacht der Jakob breit und protzig: Nun habe er auch einmal den weisen Mann gespielt, und wie man sähe, käme bei derlei nur unnützes Geschwätz heraus . . .

»Ja. Geschwätz, Geschwätz! Die ganze Welt Geschwätz und Schwindel! Da oben: Dein schöner Himmel, friedlich wie eine Leiche! Wem ist mit ihm geholfen? . . . Du fragst, warum

wir hier umherrennen, ... wir könnten es auch bleiben lassen. Ich frage, warum wir überhaupt umherrennen und es nicht vollends bleiben lassen ...; Ruhe und Eintracht haben sie jetzt verordnet — eine Farce! Ist sie vorüber, werden sie uns wieder wie die Hasen hetzen lassen, und wir werden weiter rennen wie bisher, bis wir eines Tages über unsere eigenen Beine stolpern und den Biß in das Genick bekommen. Verstehst Du nun? Wie? ... Nein, Du verstehst nichts; Du verstehst nicht, daß sich mit all dem nichts ändern läßt. Sieh Dir nur das an: Der Heini gibt mir ein Dach, ein trockenes Dach wohlgemerkt, und eine warme Stube. Er steckt mir sogar Heu auf die Raufe, solange er selbst noch etwas hat. Ich sitze da und denke mir: Wozu eigentlich? Gut. Bleibe ich sitzen, sehe ich die Leere, das Nichts vorbeikriechen wie ein Band ohne Ende. Bleib' ich nicht sitzen, renn' ich selbst im Leeren, im Nichts umher, und es ist dasselbe. Sechzig Jahre, hoch gegriffen, geht das vielleicht so; und dann ist wohl mein Sohn an der Reihe, wenn ich gar einen haben werde, wie? ...«

Ein grelles, gehetztes Lachen: »Nun laß mir bitte das Leben hochleben, wenn Du magst ... ! ! !«

Der Hannes bleibt ganz ruhig, läßt alles verebben. Dann sagt er: »Du solltest eigentlich anders sprechen. Du hast eine Frau, die die Zähne zusammenbeißt — wenn ich mich auf so etwas ein wenig verstehe. Von ihr habe ich Deine Meinung jedenfalls noch nicht vernommen. Nächstens wirst Du einen kleinen Buben oder eine Tochter haben — Du dürftest also wissen, worauf es ankommt, wenn die Rede von einer gewissen Revolution ist ...!«

Wiederum dieses klirrende Lachen: »So. Ja. Von einer gewissen Revolution, von der wir ein Menschenalter lang Worte machen. Bis wir gestorben sind. Vielleicht auch, bis wir zu alt dazu sind, um sie wirklich noch fertigzubringen. In ein paar Jahren fragt vielleicht auch Dich ein Junge, der Dein Sohn ist: ‚Vater, was hast Du eigentlich in Deinem

Leben geschafft?' Und Du wirst seelenruhig antworten: ‚Gekämpft haben wir!" ... ‚Mit wem? Mit was habt Ihr gekämpft?' ... Dann sagst Du: ‚Mit dem Mundwerk, wie alle Apostel.' — ‚Warum hast Du nicht lieber ein Haus gebaut, einen Busch gerodet, damit wir ein Dach über dem Kopfe und Brot auf dem Tische hätten? Kämpft man nicht besser für nützliche Dinge, wenn man Söhne haben will?' ...« Der Jakob kichert, keucht, knöpft sich den Mantel auf, als sei er ihm plötzlich zu heiß oder zu eng geworden. »Was haben wir in den ganzen Jahren erreicht? Wie? Wir haben uns um die Sache der Allgemeinheit gekümmert und sind dafür überall vom Trog gejagt worden. Wir haben dieser Allgemeinheit ins Gewissen geschrien und sind dafür angespien worden. Wir haben für diese Allgemeinheit, die sich Deutschland nennt, die Freiheit gefordert und dabei gelernt, die Faust in der Tasche zu ballen. Haben wir das? Jawohl, das haben wir. Ein Kampf mit einem Gespenst, das ist es. Sklavenromantik. Träume von erschlagenen Tyrannen, während sie uns allein mit dem schönen nackten Leben einen um den andern in die Wüste treiben. Narren sind wir! Wir werden wohl auch einmal sterben, wie wir gelebt haben: Als Narren ...! Aber dann sollten wir wenigstens keine Kinder zeugen. Oder: Wir sollten gehen. Wir sollten gehen und uns den Teufel um dieses Land und seine Allgemeinheit scheren und für unsere Kinder irgendwo anders Steine brechen und Hütten bauen, Kohl bauen, Korn bauen, wo sie einen nicht danach fragen, an was man glaubt oder nicht glaubt. Wo einer sich selbst nicht danach zu fragen braucht.«

Der Hannes legt plötzlich dem Jakob die Hand schwer auf die Schulter. »Jakob«, sagt er, und seine Stimme fröstelt hörbar, »Jakob, wenn ich Dich nicht kennen würde, dann könnte ich hier nicht ruhig bleiben ...«

Der unterbricht: »Du! Was willst Du? Stehst für Dich, springst allein über Bord, wann es Dir gefällt ...«

Der Hannes ganz leise — ein mächtiger Bursche und auf

einmal blanke Erschütterung, Verwirrung oder weiß Gott was: »Das solltest Du alles nicht aussprechen, ... Karin zuliebe solltest Du das nicht tun ... und ... dem Führer zuliebe ... nicht, ... Jakob ...«

Der Jakob holt tief Atem, wie aus dem Grunde der Erde herauf, legt den Kopf weit in den Nacken zurück, preßt die Fäuste gegen die Schläfen. Eine himmelhohe Fichte wirft ihm gnädig ihren Schatten zu.

Als sie spät am Abend vor der Haustür vom Heini einander mit hartem Drucke die Hände geben, sagt der Jakob: »Jetzt sollte einer da sein, der ein Cello spielen könnte. Ja —. Gute Nacht, Hannes ...«

Das können sie nicht wissen, daß irgendwo in der Nähe ein Mann in grüner Uniform sich still verhält und den Schnapsgendarm zum soundsovielten Male zur Hölle wünscht.

*

Dies ist heute ein großer Tag für den Heini! Wer hätte gedacht, daß der Doktor so etwas fertigbringt! Kommt am frühen Morgen daher, läßt seinen tiefen Baß ordentlich lachen und meint, heute sei ein sündenschöner Tag. Der Heini wirft einen schrägen Blick durch das Werkstattfenster, nickt und sagt ja, und er könne es auch nicht ändern. Da lacht der Doktor erst recht: Gewiß, das wolle er ihm gerne glauben. Aber immerhin, es sei das richtige Fahnenwetter, und der Heini möge also getrost guter Laune sein ...

»... Die Fahne ...?« Das verschlägt dem Heini den Atem.

»Jawohl«, sagt der Doktor, »die Fahne. Der Amtmann hat kapituliert ...!«

»Oh, du heiliges Gewitter«, stößt der Heini hervor, schnappt geradezu nach Luft und Worten; das kuriose Gefältel um seine Augenwinkel strahlt ihm plötzlich bis hinter die Ohren hinauf. Der Doktor aber hebt mächtig den breiten Brustkasten, ganz und gar ein starker Mann, der im Geiste einen leibhaftigen

Amtmann vor sich auf dem staubigen Werkstattboden liegen hat. »Nun, Heini?« Der schiebt alles Werkzeug weit von sich. Jetzt braucht er beide Hände dazu, um damit triumphierend durch die Luft zu fahren und einmal mit den Fingern zu schnalzen. Genugtuung, eine Spur von Rührung und helle Bewunderung für den Doktor. Der schmunzelt. Dann ist der Heini wie der Wind hinaus, läßt Tür und Tor sperrangelweit hinter sich offen und kommt mit seinem Weibe und dem Jakob gleichsam im Galopp zurück. Ho und hei allerseits, bis der Jakob alsbald ungeduldig fragt, wo denn nun die Fahne eigentlich sei. »Soviel ich sehe, ist sie ja noch gar nicht hier . . .!«

Man müsse sie wohl oder übel bei den Gendarmen abholen lassen, erwidert der Doktor. In diesem Punkte sei der Amtmann noch vollkommen unbelehrbar gewesen; aber dieser Herr wolle ja wohl augenscheinlich auch noch manches dazulernen, wenn ihm der liebe Gott ein langes Leben schenken sollte . . . Von dem pfiffigen Beifall hier braucht nicht weiter die Rede zu sein. Der Jakob allerdings hadert hin und her, es wurmt ihn dies und das an der ganzen Sache, und er meint, man solle dann wenigstens aufmarschieren, um die Fahne abzuholen. Davon will der Doktor nichts wissen. »Bitte sehr, Jakob«, sagt er, »sie haben nun einmal die Macht, Eintracht und Frieden zu verordnen, wann es ihnen paßt; und so lange müssen wir eben die Faust unterm Tisch machen, bis wir an der Reihe sind. Gegenwärtig haben sie Frieden befohlen, das weißt Du ja. Sie sollen ihren Frieden behalten, und wir hängen dafür unsere Fahne wieder auf . . .«

Der Jakob aber flucht: Ha, nun müsse man sich sogar schon die rechte Stimmung für die Weihnacht vorschreiben lassen. »Eine solche Chance, Doktor! Alle Mann an Deck, und dann die Fahne geholt und im Gleichschritt hier zum Heini und: ‚Heißt Flagge!' Vor der Parade hätten sich die ältesten Männer aus den Sesseln erhoben, des dürfen Sie mir glauben Doktor . . .!«

Oh, der Doktor bezweifelt das keineswegs. »Ja«, sagt der Heini, »den Dorfkönigen dort drüben wären die Perlen wie Hagelkörner aus den Kronen gefallen . . .«

Auch das bestreitet der Doktor nicht, aber im übrigen bleibt er bei der Meinung, daß es jetzt auf die Fahne selbst ankomme und nicht auf die Art und Weise, wie man sie wiederholen wolle. Endlich schwingt sich der Jakob auf das Fahrrad vom Heini und macht sich davon. Als er nach einer geschlagenen Stunde wiederkommt, blitzt ihm die Siegerlaune aus allen Luken: »Da ist sie! Aber wenn Ihr glaubt, die Gendarmen hätten gerade Hurra geschrien, als ich kam, dann irrt Ihr Euch . . .« Während er noch ein Langes und Breites um das Hin und Her bei der Auslieferung erzählt, ist der Heini schon dabei, das liebe rote Tuch sorgfältig auseinanderzufalten, zu glätten und zu betasten. In der weißen Scheibe findet er einen schmutzigen Fleck, der einer Stiefelspur verteufelt ähnlich sieht. Mit brennenden Augen betrachtet er die Stelle, auf seiner Stirn schwillt eine Ader auf. »Na«, sagt er; dann streicht er mit der Hand alles zur Erde: Schmutz und Galle.

Sie gehen allesamt vors Haus, Karin steht droben am offenen Fenster. Grüße und neue Ansprache hinauf und hinab, der Doktor laut und wohlgefällig, die Frau vom Heini ein jedes Wort hervorlachend. Plötzlich grenzenloses Erstaunen auf allen Wegen. Der Heini hat soeben das Flaggenseil ausgeknotet, um jenen absurden Kranz vom Maste niederzuholen, da treten wie auf ein Signal aus allen Ecken und Enden des Platzes nicht ganz unbekannte Männer hervor; barhäuptig ein jeder, in alltäglicher Kleidung, ohne das geringste Wort des Befehles oder des Beifalls kommen sie einer um den andern heran, und dann ist da im Handumdrehen ein schweigendes Halbrund von anderthalb Dutzend trotzig-feierlichen Gesichtern um eine gewisse Fahnenstange versammelt. Der Peter und der Hannes natürlich mitten darin.

Es muß wohl erwähnt werden, daß der Heini einen Augen-

blick lang — das Seil zwischen den Fäusten — den Kopf in den Nacken legt und steif in den Himmel hinauf schaut; daß der Doktor, der mit dem Jakob zusammen das Fahnentuch bereithält, sich wie ein Baum aufreckt und grimmig den Mund zusammenpreßt. Der Jakob aber, mein Gott, tut, als handele es sich von Anfang bis Ende um eine Sache, die Tag für Tag vorkommt und nichts weiter als eine sachgemäße Aufmerksamkeit in der Handhabung erheischt. Dabei vermeidet er es allerdings, mit dem Doktor den Blick zu kreuzen. Dann aber, während der Heini endlich langsam die Flagge emporzieht, schallt plötzlich das Lied über den Markt: »Die Fahne hoch!«

Die Frau vom Heini vermag nicht einmal den Arm zu heben, denn sie hat unversehens mit ihrer Schürze in den Augen zu wischen. Droben aber glüht das Banner in heller Sonne prächtig auf. Als am Ende der grauköpfige Kommissar herbeistürzt und wissen will, wer diesen dreisten Aufzug befohlen habe, kommt er auf keinen grünen Zweig. Ein jeder behauptet, es sei der allerreinste Zufall gewesen, der ihn hierhergeführt habe, und sonst gar nichts. Ob er, der Herr Gendarm, das etwa nicht glauben wolle? Und ob nicht am Ende gar er selbst ebenfalls aus purer Zufälligkeit des Weges gekommen sei? Wie? Etwa nicht? ... Nein, bei der heiligen Seligkeit, von einem Befehle wüßte kein einziger nichts. Der Peter wagt sogar zu behaupten, er müsse zum ersten Male in seinem Leben lügen, wenn er sagen solle, daß er nicht aus Langeweile und ganz gewöhnlicher Neugier dahergegangen sei, um sich einmal den Kirchturmgockel genau anzugucken. Soviel er nämlich gehört habe, solle der ja jetzt goldene Federn bekommen ...

Oh, der Gendarm gerät gewaltig in die Hitze und herrscht den Peter an, er wolle sie allesamt noch Order parieren lehren, insbesondere ihn, den Peter. Aber in Wahrheit hat er wohl diesmal allerwegen gründlich den kürzeren gezogen; so geht er davon und nimmt sich reichlich Ärger und Spott mit. Die Fahne aber hängt nun wieder großartig da, man kann wohl

sagen: Zweimal und ein Vielfaches so lang, breit und mächtig als vordem. Ein herrlicher Tag! Er werde ihn nie vergessen, versprach der Heini, als der Gendarm es gerade nicht überhören konnte. Nun natürlich Wispern und Vorhangrücken hinter allen Fenstern rund um den Markt! Gute und üble Meinungen in Hülle und Fülle, je nach dem.

Es dauert nicht lange, da rottet sich auch die Horde altbekannter Gestenmacher drüben am Gemeindehaus wieder zusammen, um nun ihrerseits mit Zuruf und Gepfiff ein wenig hörbares Mißfallen dareinzugeben. Der Peter, der Hannes, der Heini und der Jakob, die das Feld noch immer nicht geräumt haben, gehen kurzerhand hinüber, um jenem Mißmut sogleich freimütig in der Nähe zu begegnen. Halbwüchsige Burschen, wie stets, wo es etwas zu pfeifen gibt, und ein paar Männer mit finsteren, verdrossenen Mienen.

»Nun?« fragt der Peter.

Jetzt allerdings behält ein jeder seine Feindseligkeiten achtsam unter der Haube. Ein Rudel erbitterter Blicke, von denen nicht mit Gewißheit zu sagen ist, wem sie im einzelnen gelten. Der Peter will zwar genau wissen, wer sich hier zu der Fahne vom Heini etwa näher zu äußern wünsche. Das ist zweifellos hervorragend gut gefragt. Trotzdem bekommt er keine Antwort. Lediglich im Hintergrund entfährt einem schiefen Mundwinkel ein unverständliches Gebrumm. Dort steht der Rothaarige mit herabgezogener Mütze, unter der er immer seinen angewachsenen fuchsigen Kraushaarbuschen aushängt, um darunter die kleinen, giftgrünen Augen in einer Art von angeborenem Hinterhalt auf die Lauer zu legen.

Der Peter ist ihm sogleich zur Hand: »Du hast gewiß etwas gefragt, wenn ich recht gehört habe ...?« Der Rote weicht ein wenig zurück und sieht beiseite. Ein grobknochiger Kerl, der eigentlich gar nicht so schnell einem anderen aus der Bahn zu gehen brauchte. Da nun der Peter seine Frage auf Handbreite wiederholt, erwidert jener mit verkrochener Stimme, man

werde sich doch gewiß noch unterhalten dürfen. Da macht der Peter weiter keine großen Umstände und gibt ihm zu verstehen, wie vorteilhaft es jetzt für ihn, den Rothaarigen, sei, daß er mit seiner wahren Meinung hinter dem Berge halte. Er könne, wie gesagt, nur Nutzen davon haben, wenn er es für heute bei den Pfiffen von vorhin bewenden lassen wolle. Über alles übrige ließe sich ein andermal reden, wenn ihm das recht sei ...

So. Damit war für diesmal genug gesagt und getan. Der Mesner kommt gerade, seinen Glockenstrang zu Mittag zu ziehen, der Peter und der Hannes gehen nach Hause, der Heini und der Jakob lassen ebenfalls die Fahne alleine am Platze. Sie spähen noch eine Weile hinter dem Ladenfenster hinaus und sehen zu, wie der Rote drüben kräftig in seiner Horde herumwühlt und immer wieder mit dem Kopfe herüberhackt. Damit begnügt er sich dann allerdings, und auch sonst will keiner mehr wagen als er. Schließlich ist der Platz vor dem Gemeindehaus leer, und die Fahne sonnt sich lang und leuchtend. So bleibt es bis in den frühen Abend hinein. Der Heini kann für heute das Tuch zufrieden einholen. Der Tag hat sich wohl gelohnt. Das ist seine Meinung.

Sein Weib gibt ihm darin vollauf recht. Als sie den Laden zusperren geht, bemerkt sie freilich, wenn das so weitermache, dann brauche sie die Tür da draußen bald nur mehr für den Steuereinnehmer allein aufzulassen; und darauf schweigt der Heini.

Dann kommt der Jakob aus der Stube herunter, der Hannes erscheint, und schließlich pocht sogar der Doktor noch an. Man könnte fast meinen, daß diese Männer ihre Fahne schlafen sehen möchten ...

»Ein schöner Tag muß einen schönen Abend haben«, sagt der Doktor und schlägt vor, zum Ochsenwirt zu gehen. »Zum Ochsenwirt ...?« »Ja.« — »Gut«, sagen die andern, »der schöne Tag soll einen schönen Abend haben.« —

Im Herrenzimmer des Roten Ochsen steht ein großer Schrank, eigentlich ein vollkommen ungewöhnlicher Schrank,

mit einer einzigen gläsernen Tür, kostspielig und zerbrechlich seit einem Menschenalter. Wer in diesem Orte auf Rang und Namen hält, der weiß, daß dieser Behälter ein Würdendenkmal, sozusagen ein Gehäuse unvergänglichen Ruhmes und edler Sitte ist. Er enthält zwar kein heiliges Gebein, denn das kommt einem Wirtshausschranke nicht zu; nein, nach Recht und Billigkeit nicht. Er ist allenfalls ein Altar der frommen Kehlköpfe, wenn man so sagen darf. Das will aber auch nicht wenig heißen.

Hinter seiner blanken Riesenscheibe hängt eine Fahne. Wiederum keine gemeine Fahne, die sich etwa mit Wind und Wetter herumzuzausen und von jedermann beliebig betrachten zu lassen braucht. Glänzende Seide, Brokat, üppiges Eichengerank aus fettem Golde über und über; eine Jungfrau inmitten, die mit rosafarbenen Händen die Tasten einer Orgel bedient und eine strahlende Gloriole um ihr inbrünstig gesticktes Gesicht trägt. Zwei kräftige junge Engel schweben ihr zu Häupten, zwischen halbwüchsigen Flügeln und keuschen Flattertüchern kreuzen sie ihre Posaunen, und ihre Köpfe sind im Hinblick auf die natürlichen Schwierigkeiten der ihnen anvertrauten Instrumente angemessen gerötet. Ja, kunstvoll gemachte, überirdische Pracht, Glanz gewordene, stumme Musik, immerwährendes Tremolo, Fortissimo, Halleluja, alles zusammen. Selbst die rosafarbene Jungfrau stimmt seit Jahrzehnten mit halboffenem Munde zart in das ersichtliche Klanggejubel unermüdlich ein. Jetzt, hinter dem Glase, liegt diese Jungfrau allerdings hilflos auf dem Rücken und balanciert auf ihren dünnen Fingern die zusammengefädelte Orgel, während die beiden Engel wie kämpfende Sperlinge übereinander herfallen. Die Schuld an diesem Umstande trägt nach der Überlieferung der Rote Ochse selbst, der erwiesenermaßen seinerzeit ein nicht ausreichendes Wandstück für den Fahnenschrank zur Verfügung stellte und daher noch heutzutage mit vollem Rechte für die Mühsal derjenigen verantwortlich gemacht werden muß,

die den wahren Verhalt hinter der gläsernen Tür ernsthaft ergründen wollen. Die Eingeweihten haben sich längst mit der merkwürdigen Ruhelage ihrer musischen Patronin abgefunden, und da auch die gehörnte Lyra auf der Kehrseite des großartigen Panieres in Wahrheit nie Schaden von dieser Art des Umstülpens erlitten hat, der darumgeschlungene Spruch nach seiner lateinischen Schreibweise mit ganzer Zuverlässigkeit doch nur von dem jeweiligen Herrn Dechanten, dem Kaplan oder höchstenfalls vom Herrn Apotheker gelesen und gedeutet werden kann, so blieb im Wandel der Zeiten alles, wie es durch die Kurzsichtigkeit des alten Ochsenwirtes dermaleinst dem Schicksal vorgeschrieben wurde.

Darüber aber gibt es keine Frage in der ganzen Gemeinde, daß der Aufenthalt in der Nähe dieses Schrankes einem öffentlichen Vorzuge gleichkommt, ganz davon zu schweigen, was erst die Zuordnung eines persönlichen Konterfeis in diese Umgebung für einen ehrbaren Mann des Ortes bedeutet! Da reihen sich die photographierten Gesichter und Gestalten von ein paar Dutzend Bürgern an den Wänden, die seit Menschengedenken gleichsam die Adelsgeschlechter dieses Marktes hätten zeugen können. Jedenfalls nichts als anerkannte Herren und Große des Platzes. Zumeist in schwarzen Gehröcken und in den weißen Westen einer vergangenen Zeit blicken sie einzeln oder in mächtig aufgebauter Phalanx aus dem gerahmten Papier gebietend oder lächelnd, kühn oder wohlwollend heraus. Der Neuigkeitsdirektor pflegt zu sagen, daß hier Kultur und Geschichte, so wie sie aus diesem Boden entsprossen seien, einen Tempel der schönen Erinnerung gebaut hätten.

Ach, die Zeiten gehen und gehen, und manche Locke fällt von manchem Haupte. Ja, der Neuigkeitsdirektor von einst und der von heute begegnen einander hier nahezu jeden Tag und sind längst nicht mehr ein und derselbe. Damals war dieser dicke Mann mit dem rot glänzenden Schädel noch ein magerer Mensch mit blank geschniegeltem Scheitel und kriegerisch

emporgebürstetem Schnurrbart. Jetzt sitzt er da, ist fettleibige Gegenwart geworden, ein wenig kurzatmig und kurzbeinig; unter seiner Nase und auf seinem Kugelkopfe ist es längst öde geworden. Nein, nicht alles an ihm ist von Bestand gewesen. Man könnte meinen, er sei in die Erde hinab gewachsen, gleichsam zurückgewachsen, wenn man jenem papierenen Gleichnis von Mannhaftigkeit dort hinter dem Glase den Vorzug des Urbildes geben wollte.

Der gegenwärtige Neuigkeitsdirektor verkörperte zweifellos den nüchternen Lebenszweck, sich redlich zu ernähren und in dieser Beziehung kein schlechtes Beispiel zu geben. Unter seinem Kinn quillt nichts als reiner Überfluß an ganz und gar diesseitiger Leibhaftigkeit hervor, von allem übrigen gar nicht erst zu reden. Ja, heute ist er ein Meister des Lebens; jener andere an der Wand war ein Lehrling, ohne Gewicht und Rang, einer, der noch vor diesem Leben strammzustehen bereit war. Zwei verschiedene und dennoch ein und derselbe. So ist es nun einmal. Und beide haben ihren Tempel, wie gesagt; unwandelbar, was das betrifft. Er könnte aus Marmor sein.

An diesem Abend gibt es unter jener Fahne heiße Probleme zwischen den Skat gemischt. Der Neuigkeitsdirektor hat sie bereits dem Apotheker und dem Lehrer zur Debatte gestellt. Soeben kommt auch der Herr Leutnant herein: »Guten Abend allerseits!« Der Herr Leutnant pflegt es stets kurz zu machen. So legt er denn zwei Finger an den Hutrand, wenn er in das Herrenzimmer des Roten Ochsen eintritt, Gruß an alle in einem Atemzuge, dann den Hut ab, Platz nehmen an der Stirnseite des Stammtisches und fertig.

»Hn«, sagt der Apotheker, »was halten Herr Leutnant davon, daß man sich also jetzt da diesen gewissen Parteilappen alle Tage vor die Nase hängen lassen soll . . .?« Der Herr Leutnant räuspert sich, wischt energisch einen offenbar nur gedachten Gegenstand mit einer Hand über die Tischkante hinab, sieht dem Apotheker scharf in die Augen und antwortet, man

könne da keine Meinung haben, wo es sich um groben Unfug handele. Jawohl, kurz und kernig: Unfug! Der Neuigkeitsdirektor widerspricht insofern, als er behauptet, dieser Unfug könne immerhin eines Tages zu einer öffentlichen Gefahr werden, wenn man ihm nicht beizeiten steuere. Der Apotheker stimmt zu; wenn der Staat hier nicht auf der Hut sei, so werde man gewiß noch unangenehme Überraschungen mit jener Narrenhorde erleben können. Er für seinen Teil... Der Leutnant unterbricht, sagt zwar zum Apotheker: Erlauben Sie! — aber das ist doch nur mehr oder weniger ein Versehen. Denn der Apotheker wird kurzerhand überritten.

»Der Staat! Meine Herren, wer ist der Staat? Wenn es darauf ankommt, so würde ja der eine oder der andere von uns wohl auch noch ein Wörtchen mitreden. Politik, die echte, hohe Politik, ist noch nie auf der Gasse gemacht worden ... Albernheit, meine Herren, muß ich leider sagen, das außer acht zu lassen ...«

Gerade wechselt der Apotheker mit dem Neuigkeitsdirektor einen Blick, der offenbar klären soll, wer von ihnen beiden es in dieser Lage am besten mit dem Leutnant aufnimmt; da geht die Tür auf.

Um es kurz zu machen: der Tierarzt, ein gewisser kleiner Handwerksmann und zwei junge Burschen! Dort sitzen sie bereits, machen sich wahrhaftig hier im Herrenzimmer breit. Unverfroren wie immer. Fällt ihnen gar nicht ein, etwa draußen in der Wirtsstube zu bleiben. Kommen daher und nehmen mir nichts, dir nichts Platz. Bekannte Magnaten in Müßigkeitsgeschäften und so weiter. Der Herr Leutnant läuft augenblicklich etwas dunkel an, und der Neuigkeitsdirektor sucht sich an seinem früheren Ebenbilde droben an der Wand einen heimlichen Halt. Er sieht jetzt fast so vergilbt aus wie jenes. »Jaja«, murmelt der Apotheker. Ein wenig später ergreift der Schullehrer sein Glas und sagt mit wissendem Lächeln: »Nun dann Prosit, die Herren; auf einen schönen Abend. Prost!«

Von dem Tische drüben Gelächter, laut, herausfordernd; dort wird gleichsam in Reiterstiefeln gelacht und geklirrt. Karten werden gemischt, hüben und drüben. Der Neuigkeitsdirektor murmelt: »Was von der Gasse kommt . . ., Sie sehen ja, meine Herren . . .«

Der Herr Leutnant: »Das kann unsereinen nicht berühren, Herr Direktor!« Der Apotheker stimmt kopfnickend zu; der Lehrer ist schon wieder mit Wohlsein und Prosit bei der Hand. Am Tische nebenan dröhnen und dreschen sie, derb und ohne Respekt. Seht, selbst der Jakob mit Trumpf und As in der Faust. Genau genommen eine Tenne ohne Korn; aber dennoch Takt, Vierklang nach allen Regeln. Ohne Unterlaß. Über eine kurze Weile zieht der Doktor die Joppe aus und hängt sie hinter sich über den Stuhl. Potz Teufel! Der Neuigkeitsdirektor rümpft die Nase, der Leutnant dagegen schiebt sein Spiel weit von sich, blitzt einen rasanten Funkelblick von Partner zu Partner und stellt die vernehmliche Frage, seit wann in dieser Stube auch Stallknechte zu verkehren pflegten. Starr aufgerichtet bleibt er sitzen, man darf schon sagen: mit gesteiften Ohren und feuerspeienden Augen. Er hat etwas laut gefragt und kann sich nicht wundern, daß auf seiten der Gegenpartei nun ein noch schärferer Ton geblasen wird:

»Habt Ihr die Rede eines feinen Mannes gehört?« ruft der Doktor über seinen Tisch. Hahahaha, grobes Gelächter aus blanken Gebissen. Fürwahr, nichts von Friedfertigkeit und Nachgiebigkeit. Nein. Feldgeschrei und boshafter Lärm, soviel man hört.

»Ei«, meint der Hannes, »hier ist wahrhaftig gut sein. Wenn ich nicht irre, so hat es schon Leute gegeben, die sich sogar im großen Kriege in dieser Stube hier einen Orden verdienten . . .« Der Heini wirft ein, über diesen Punkt könne er nicht gut Auskunft geben. Er habe seinen Stammtisch damals an einem anderen Platz stehen gehabt.

»Stich!« Der Doktor schlägt gewaltig auf die Tafel:

»Jawohl, Stich! Der gehört diesmal uns. Wer will den nächsten verlieren . . .? Jakob, gib den Dicken her, Du kannst ihn nicht retten . . .«

Der Jakob legt die Karten auf. Der Doktor mischt ein neues Spiel. Nicht nur das, er mischt auch neue Bösartigkeit hinein. »Was ich sagen wollte, warum lest Ihr eigentlich nicht den weltberühmten ‚Dorfboten'?« fragt er.

»Wieso?«

Eitel Verwunderung. »Oh«, fährt der Doktor fort, »wo lebt Ihr eigentlich? Habt Ihr nichts von einem Psalm darin gehört?« — Die jungen Leute: »Nein.«

»Nun«, sagt der Doktor, »Friede auf Erden, weil es an der Zeit dazu ist und weil die Regierung es so befohlen hat. Das kann ein jeder im Gemeindeblatt lesen. Ein Weihrauchgeruch, wie ich ihn schon lange nicht mehr geschmeckt habe, und Weihnachtskerzen von oben bis unten. Der liebe Gott muß mit uns Deutschen wohl oder übel zufrieden sein . . .«

»Aha«, meint der Hannes, »Bratenduft in der Nase und dann ein Loblied darauf, daß den Hungrigen vor der Tür rechtzeitig der Maulkorb umgebunden wird, wenn ich recht verstanden habe . . .?« Der Heini wirft ein, das könne man in gestickten Pantoffeln mit warmen Füßen wohl zuwegebringen.

»Stich!« dröhnt der Doktor, der Jakob solle auch einen schönen Weihnachtsvers für des Peters Scheunentor schreiben, wenn er ein Mensch von Gemüt sei. Der Hannes ist an der Reihe, legt ein gutes Blatt hin: »Hier, wer nichts in der Faust hat, muß beten oder schweigen . . .!«

»Ich schweige diesmal«, lacht der Jakob und überläßt die Karten dem Doktor. »So, Du schweigst. Aber ich verlasse mich nicht aufs Beten, mein Sohn, ich nehme, was mir zusteht.«

Dann bleibt der Hannes Herr und spielt vor: »Jakob, drauf auf den Dicken! Der darf uns nicht entkommen, haha . . .« Der Doktor wirft zu: »Der Klügere gibt am Ende immer nach, hier, mein Sohn . . .!« — »Und kommt, wenn der Brand

gelöscht ist, durchaus noch früh genug«, fügt der Heini hinzu. »Ja«, ruft der Hannes mit grimmigem Spott, »und dann bläst er die Trompete: Hurra! Das Feuer ist tot!«

Zweifellos, es geht heute hoch und hitzig her in der Herrenstube. Der Ochsenwirt steckt einige Male mit sorgenvoller Miene den runden Kopf herein, der Herr Leutnant gibt schnaubend bekannt, daß er zu zahlen wünscht, und ist plötzlich verschwunden. Der Ochsenwirt erscheint neuerdings und stellt dem Hannes sanft lächelnd die Frage, von wem eigentlich die spaßige Rede hier sei.

»Oh«, erwidert der Hannes über die Schulter, »von manchem und gar keinem, wenn es nicht gerade auf irgendeinen hier passen sollte . . .«

Da lächelt der Ochsenwirt nochmals und entfernt sich wieder. Kurz darauf ist vom Neuigkeitsdirektor nur mehr das papierene Abbild hinter Glas und Rahmen vorhanden; der Schullehrer und der Apotheker halten es mit dem Herrn Direktor, obschon sie nur klein und bedeutungslos mit drei Dutzend anderen Ehrenmännern zusammen aus ein und derselben Tafel herabblicken dürfen. »Sie haben Pulver gerochen«, sagte der Hannes, als sie sich erhoben; und der Doktor lachte: »Jawohl, der Klügere gibt nach, solange es noch Zeit dazu ist . . .!«

So endet dieser Tag in später Nacht wie ein aus den Wolken gefallenes Fest. Der Heini ist bis ins Haus hinein guter Dinge und bestätigt dem Jakob noch an der Treppe, daß dies einmal wahrhaftig ein vergnüglicher Abend gewesen sei. »Aber gut, daß der Peter nicht dabei war«, meint er. Der Jakob ist seit geraumer Zeit sehr einsilbig geworden und gibt dem andern ohne ein Wort nur die Hand.

*

Der Rothaarige hat sich des Peters Rat nicht sonderlich zu Herzen genommen, wie es scheint. Drüben steht er auf dem gleichen Fleck wie am Tage zuvor am Gemeindehaus und sammelt

sich sein Rudel, geht von einem zum andern und macht dazu mit Kopf und Fäusten seine Gesten gegen die Fahne vom Heini. Der Jakob sitzt mit aufgestützten Ellenbogen hinter seinem Kammerfenster und sieht ihm zu. Nach einer Weile geht er zum Heini in die Werkstatt hinab und meint, sie müßten wohl für die Zukunft auf den Roten ein gutes Auge haben.

»Pah«, sagt der Heini, »auf den . . .?« Der Jakob erwidert, der sei einer, dem es auf den geraden Blick nicht ankomme. »Jawohl«, gibt der Heini zu, »aber der fürchtet auch Schläge, wenn ich mich nicht täusche.« — Darauf schweigt der Jakob eine Weile. Plötzlich fragt er arglistig, ob der Heini nicht wisse, was ein Schakal sei . . .? — Warum sollte der Heini das nicht wissen.

»Dann gut«, sagt der Jakob, »eines Tages oder eines Nachts sind sie da, ehe Du Dich umsiehst. Dieser Staat züchtet sie in hellen Haufen auf, bis er sie nicht mehr füttern kann. Hast Du vielleicht eine Flinte im Haus?«

»Wieso?«

»Ich meine nur. Darauf wird es ja schließlich doch hinauskommen . . .« — »Du siehst Gespenster, Jakob.«

»Jawohl, ich sehe Gespenster; und wie ist es mit der Flinte?« Da lacht der Heini: »Keine Sorge, mein Lieber, zweimal für einmal!« — »Dann ist es ja gut«, erwidert der Jakob und entfernt sich wieder. Der Heini schüttelt hinter ihm den Kopf.

Nachmittags macht sich der Jakob aus dem Hause. Er wolle dem Michel guten Tag sagen gehen, läßt er Karin wissen, obwohl sie ihn um nichts gefragt hat. Nein, sie fragt ihn nicht, warum er unstet umherrennt und sie allein in der Stube läßt. Geduldig sieht sie zu, wie er an der Fensterbank oder am Tisch hockt, die Hände ins Haar gewühlt, brütend und schweigend. Wenn er dann plötzlich aufspringt, weicht er ihren Augen aus; und meist ist er bereits aus der Tür, wenn er noch irgend etwas von dieser und jener dringenden Angelegenheit vor sich hinmurmelt. Seitdem sie hier beim Heini ihr behagliches Asyl gefunden haben,

ist für diese Frau manches besser und manches schwieriger geworden. Selbst jene merkwürdigen Gespräche mit einem gewissen Kollegen hat der Jakob hier aufgegeben. Eine dumpfe Stille herrscht tagaus, tagein in diesem Gemach. Der Jakob läuft einfach davon, wenn er sie gewahr wird. Karin aber?

Der Michel ist über dem Berge. Das ist wahr. Er kann jetzt wenigstens wieder sitzen. Sie betten ihm ein paar Kissen unter den Rücken, und dann läßt sich mit ihm durchaus reden, ohne daß es nach Sarg und Grabgeflüster aussieht. Also der Jakob kommt; da richtet sich der Michel aus eigener Kraft auf und hört aufrecht die Geschichte von der Fahne, und was es sonst an ähnlichem zu berichten gibt, an. Ein welkes Gesicht, eingefallene Wangen, zwei dünne Hände, die quittengelb aus den weißen Hemdsärmeln herausgreifen und tapfer und angestrengt diesen Michel hochstützen helfen, und ein dunkles, leuchtendes Augenpaar. Da und da eine leise Frage und ein Lächeln, das offenbar Mühe verursacht. So weit hat es der Michel immerhin nach soundsoviel Wochen schon wieder gebracht. Der Jakob ist heute reichlich wortkarg, sieht zur Tür, schweigt, sagt ja und nein und schweigt wieder. Der Michel fragt, ob er es eilig habe. Nein, dies nicht. Es sei ja bekanntlich Frieden verordnet und nichts zu versäumen. »Haha, Michel, Du hast Dir den richtigen Zeitpunkt für das Krankenhaus herausgesucht . . .!«

Der Michel lächelt sein mühseliges Lächeln und sagt: »Ja, aber trotzdem, Jakob!« — »Natürlich«, erwidert der, »ich verstehe.«

Dann erklärt er plötzlich, ja, jetzt falle ihm ein, daß er doch noch eine wichtige Sache zu erledigen habe . . .

»Ich will Dich wirklich nicht aufhalten«, meint der Michel freundlich. »Nun weiß ich ja wieder, was in der Welt los ist. Schönen Gruß daheim.«

»Ich muß nämlich noch zur Redaktion«, sagt der Jakob. »Sonst wäre ich noch eine Weile dageblieben, Michel.«

»Nein, nein; auf mich kommt es jetzt ganz und gar nicht an, Jakob.« — »Also, dann auf Wiedersehen und gute Besserung!«

Draußen atmet der Jakob tief auf. Es ist ganz gewöhnliche Luft. Aber sie riecht nicht nach Karbol, ja. — Dann, auf der Redaktionsstube: Ob es etwas Neues gäbe? — Eigentlich nicht. Abgesehen natürlich davon, daß die Polizei sozusagen Tag und Nacht vor den Druckmaschinen Posten stehe, um die Republik rechtzeitig vor gefährlichen Buchstaben zu schützen. — Das sei doch wahrhaftig nichts Neues, hohoho. Und sonst? — Der Jakob sollte über das und das einmal schreiben. Soundso viel Zeilen, bitte. — Ja. Er wolle es sich überlegen, sagt er und geht wieder.

Er schlendert in der Stadt umher, betrachtet Schaufenster und Zeitungsanschläge und ist sichtbar inwendig und auswendig ein unlustiger Teilnehmer an dem Getriebe dieser großen, eilfertigen Straßen. Mechanisch greift er in den Manteltaschen herum: Nicht ein einziges Fädchen Tabak darin! So beißt er sich an seiner kalten Pfeife fest. Ein lächerlicher Versuch, die Unbehaglichkeit dieses Müßigganges öffentlich zu leugnen. Zwischen vereistem Straßenschmutz sieht er eine halb abgebrannte Zigarre liegen, geht darauf zu, bleibt stehen, wird feuerrot im Gesicht, stößt sie mit dem Fuß beiseite und spuckt aus. Vor wem? —

Weg mit der Pfeife in den Mantelsack! Oh, dieser niederträchtige, üble Geschmack im Munde, pfui Teufel! Der Gedanke verlockt, in die Redaktion zurückzukehren und nachzufragen, ob sie nicht dieses oder jenes Angebot wüßten für einen, der arbeiten wolle. Gleichgültig, wie und wo. Arbeit, ja, Lohn, Geld, Tabak, Brot. Nicht viel, nein. Alles, was ihr wollt, nur nicht betteln, sich um Unrat bücken. Pfui Teufel noch mal! Der Magen könnte sich einem umdrehen, mitten auf der besten Straße dieser Stadt. Vorhin hieß es noch: Soundsoviel Zeilen, Jakob, bitte ... Sie hätten sagen können: Das sind soundsoviel Mark, vielleicht zwei Taler und ein paar Gro-

schen . . . Was hätte er geantwortet? — »Nein, darauf kommt es mir gar nicht so sehr an . . .!« Haha. »Ich will es mir überlegen!«

Was willst du dir schon überlegen? Du bist soeben vor einem schäbigen Tabakrest am Rinnstein stehengeblieben, Jakob. So weit ist es mit dir schon gekommen . . .!!

Oh, ganz und gar müßig geht dieser Mann hier nicht einher. Er hält sich wieder Reden, altvertraute, inwendige Reden. »Na«, sagt er laut. Damit ist die Sache dann erledigt. Jetzt könnte er machen, daß er nach Hause kommt. Was wenigstens den Tabaksrauch betrifft, so wäre er dort besser daran. Beim Heini auf der Werkbank steht ein Tabaksbeutel, der nie leer ist, man braucht nicht einmal das Kreuz krumm zu machen, wenn man danach greift . . .

Der Jakob treibt träge den Gehsteig entlang, läßt sich wie ein Stück Holz gleichsam am Strand dieses Straßenstromes dahinspülen, verhält da, verhält dort, von allem berührt, von nichts gehalten. Drüben drängen sich vor einem großmächtigen Fenster Menschen zusammen. Es wird doch dort wohl keiner Brot aus Steinen machen? — Nein, es macht hier keiner Brot aus Steinen, wahrhaftig nicht. Nichts weiter als ein halbes Haus zum Durchgucken wie überall, wo den Menschen Angeln für ihre Augen gelegt werden. Aber hier scheint hinter dem blanken Glas ein Köder von besonderem Geschmack zu locken. Was läßt sich sehen? Aha, gedruckter, geheftet er, gebundener, gezeichneter und gemalter Spott auf Götter, Kaiser und Soldaten. Dazu nackte Frauenspersonen auf Titeln, Deckeln und Blättern, ohne Zahl und Wahl feilgeboten. Jeweils gratis für hundert Blicke auf einmal. Brunst und Unterleibsenthüllungen, ein Aufgebot kranker Wollust in vollkommener Erlesenheit.

In der Mitte aufgethront eine mannshohe Bildtafel. Darauf eine zerschundene Larve mit gelben Pferdezähnen unter erdgrauer Feldmütze. Menschenruine ohne Bein und Arm in

einem Radstuhle, die hinter einem eitel aufgestachelten Schnurrbart stier hervorlächelt. Eine Grimasse des Grauens. Am Veteranenrock säuberlich gemalte Kronenknöpfe und ein schwarzes Ordenskreuz am aristokratischen Bande. Aus einer finsteren Fensterhöhle gibt eine Dirne ihre Brüste preis; ein unförmiges, wüstes Wesen, verrottet, verzottet, mit Haut und Haar nichts anderes als Getier. Eine fette, ringbespickte Hand, die von diesem häßlichsten Fleische der Welt mit unflätiger Gebärde Besitz ergreift. Ein blaurotes Mastgesicht im Hintergrund; Farbengeschmatz, Abbild vielfräßigster Gier. Das Utensil seiner Männlichkeit ist eine Zigarre mit vergoldetem Kostbarkeitsinsignum.

Auf einem sauberen weißen Blatt steht dazu geschrieben: Heimkehr nach Deutschland; Gemälde von Maler Soundso. — Weiter ist nichts zu sagen.

Der Jakob tastet betroffen über seinen Mantel, über die alten Kronenknöpfe daran, macht sich ganz nahe an die große Scheibe heran, legt die Hände dagegen, als wollte er sich dennoch dieses Riesenglas und alles, was dahinter ist, vom Leibe halten. Da tippt ihm jemand mit dem Finger auf die Schulter. Als der Jakob sich umdreht, lodern ihn aus einem verbissenen, mageren Gesicht zwei glühende Augen an.

»Ja«, sagt der Fremde, »Sie wissen doch hoffentlich, was Sie da für ein Tuch tragen, junger Mann, wie?«

»Das weiß ich«, erwidert der Jakob, »allerdings weiß ich das . . .« Ein wenig Feindseligkeit und Mißtrauen klingt in seinem Tone mit. Worauf will der da hinaus?

Der andere mit dem beinernen Antlitz lacht bösartig und trommelt mit seinem Spazierstock gegen den einen Schenkel. »Haben Sie gehört? Ja, wie morsches Holz. Ein wenig ungewöhnlich, nicht wahr? Aber dieses Machwerk aus Leder und Scharnieren hat einen famosen Vorzug: ich kann es abschnallen, wann ich will. Ich könnte es jetzt zum Beispiel nehmen und durch die Scheibe hier auf den Kehrichthaufen da

hineinwerfen. Haben Sie schon einmal einen Mann auf dem Bauche durch die Gosse kriechen sehen? Nein? Nicht? ... Sehen Sie, das ist der Nachteil, haha ...«

Der Jakob ist nicht imstande, ein Wort zu erwidern; aber das sichtbare Würgen in seiner Kehle besagt genug. Wieder lacht der Einbeinige auf, bleich bis hinter die Schläfen, während er mit der Gummispitze seines Stockes erregt gegen das Schaufenster stochert: »Das da drinnen ist also der Dank des Vaterlandes, hahaha ...«

Unruhe, Gemurmel unter den Umstehenden. Ein Ring der Unlust und der Neugier dämmt sich um den Invaliden.

Der dreht sich auf seinem Stelzfuß rundum, schwenkt seinen Stecken wie eine Fahne über dem Kopf und ruft auf die Straße hinaus, man möge doch nur ja nicht hier vorbeigehen, hier sei ein Denkmal der Verwesung zu sehen, das Porträt einer Republik ... hohoho.

Zurufe. Mitleid, Spott, Anstachelung und Drohung. Eine Menge von Menschen mit heilen Knochen macht sich ein billiges Spiel mit einem Mann, der nur mehr auf einem Fuß steht.

»Kommen Sie«, sagt der Jakob, »das ist doch umsonst.«

Aber der Einbeinige läßt sich nicht beirren, schwingt seinen Krückstock von neuem: »Hier sehen Sie die Welt durch das Auge eines Kadavers, meine Herrschaften. Halten Sie ein! Das Porträt der Republik ...!«

Ein junger Bursche drängt sich vor. »Oh, Du hast auf einem Bein tanzen gelernt, soviel ich sehe«, sagt er und versetzt dem Blessierten unversehens einen Tritt gegen das Lederknie. Der schwankt, greift mit beiden Händen in die leere Luft und stürzt schwer zu Boden, noch ehe der Jakob ihn halten kann. Höhnisches Gelächter. Einer aber gibt dem Beinsteller eine klatschende Ohrfeige. Dem schießt der rote Saft aus seiner kurzen Nase. Ein Unbesonnener ruft: »Bravo!«

Plötzlich ist es still; unschlüssiges Schweigen. Aber nur für

einen Augenblick. Dann bahnt sich ein lauter Polizist eine Gasse durch den Kreis, den Knüttel schlagfertig in der erhobenen Faust. Wieso und warum hier ein Tumult sei, fragt er wütend. »Dieser Krüppel da«, ruft jemand, »man sollte ihn ins Irrenhaus stecken . . .!« Der Jakob hilft dem Einbeinigen wieder hoch. Der zittert ein wenig und ist aschfahl im Gesicht. Der Polizist packt ihn ohne Umstände am Arm und befiehlt ihm, mitzugehen. Schwerfällig und mühsam stockt sich der Einbeinige unter dem derben Griff des Ordnungsgardisten voran. Man könnte meinen, dieser arme Teufel sei auf frischer Mordtat ertappt worden. Er dreht sich noch einmal um, faßt den Jakob ins Auge und ruft ihm zu, er möge das nicht gut sein lassen. »Nein, das dürft Ihr nicht gut sein lassen!« Der Beamte: Er solle jetzt das Maul halten und mitkommen.

Dort gehen sie; langsam und holpernd der Einbeinige, den Oberkörper steif zurückgelegt, als wollte er dem Polizisten mit den großen, bequemen Schritten auf diese Weise widerstehen. Noch einmal ruft er zurück: »Der Dank des Vaterlandes, hahahaha, hähähähä.« Solch bitteres Gelächter hat diese glanzvolle Straße vielleicht noch nicht gehört. Blutgelächter!

»Der Krüppel hat recht«, sagt ein Mann laut und drohend. Niemand widerspricht. Es muß wohl derjenige sein, der dem Beinsteller so wohlfeil mit der Hand über die Nase fuhr. Er geht. Der Jakob aber steht da und findet keinen Entschluß. Signallärm sausender Automobile, Musikgewimmer aus einem Kaffeehaus drüben hinter den großen, kahlen Alleebäumen, der Einbeinige mit seinem bitteren Geschrei ist längst in diesem Strom aus Hast und Klangtand davongeschwemmt. Stumpf und dumpf steht der Jakob da.

Plötzlich hört er jemanden sagen, es sei der unerhörte Mut zur Wahrheit, der die Kunst dieser Zeit so groß mache. Da hebt er die Ohren, als hätte ihm einer im Schlaf mit der Trompete hineingeblasen. Ja, der unerhörte Mut zur Wahrheit und so weiter. Oh, kein Appell an die Straße, wie vorhin

bei dem Einbeinigen; nein, wohltemperierte Töne, sanftes Wortgewedel mit dem ein galanter junger Herr eine Dame in Duft und Pelzglanz umfächelt. Dennoch schneidet diese Rede dem Jakob scharf ins Gehör. Die Dame nennt den jungen Herrn einen lieben Doktor und legt zweifellos eine gewisse Ergriffenheit über seine Erklärungen an den Tag. Ja, die Kunst müsse bilden, das Unausgesprochene, vielleicht Unaussprechliche, der Menschheit vor das Auge rücken, sie sei das anschaulich gemachte Gewissen. Die Geistigkeit dieses Jahrhunderts müsse alle falsche Sentimentalität ausätzen.

»Wahrheit, jawohl. Sie muß den Menschen um ihrer selbst willen gesagt werden.« — »Ach, lieber Doktor, wie klar Sie das alles sehen!«

Da tritt plötzlich der Jakob vor, macht ungefragt den Mund auf und sagt: »Jaja, parfümiertes Geschwätz vor einem stinkenden Schweinestall. Das muß um der Wahrheit willen hier wohl auch gesagt werden . . .!«

Dann geht er mit geballten Fäusten davon.

Erst im verschneiten Wald draußen vor der Stadt lösen sich seine Hände. Die Dämmerung sinkt früh aus grauem Himmel, der Jakob sucht sich einen weiten Weg ohne Spur über die Hügel und Felder, die Bäume knistern leise, alles ist klar und schweigsam, und dann läßt eine hohe Nacht allmächtig über alle Fernen dieser Erde ihre hunderttausend weißen Lichter sprühen. Und kein Stäubchen, kein Stein, kein Schrei fällt hinaus in diese Tiefe. Den Jakob aber peinigt immer noch jenes bittere Gelächter des Einbeinigen, jene verzweifelte Anklage eines wehrlosen Mannes gegen eine namenlose Gewalt. Ein Kerl mit stumpfer Nase vermochte ihn auf offener Straße niederzutreten wie einen Popanz! Wehe dir, du liebes Land, wenn du deinen Gassenwölfen nicht bald die Zähne ausbrichst! Vom Himmel wird um deinetwillen kein Feuer regnen, wenn du dich darauf verläßt . . .!

Es ist spät, als der Jakob nach Hause kommt, das Haus ist

dunkel. Karin schläft schon. Aber auf dem Tische steht das Abendbrot bereit für ihn. Kein großer Umstand, nein; der Jakob kann die ganze Mahlzeit auf die flache Hand servieren. Er nimmt Teller und Tasse und geht damit ans Fenster. Dort fällt der Schein der Marktlampe aufs Brett, und er darf sich das Tafellicht ersparen. Während er heißhungrig sein Brot verzehrt, vernimmt er plötzlich ein merkwürdiges Knarren vor dem Hause. Er traut seinen Augen nicht: sind doch da unten wahrhaftig drei Kerle dabei, dem Heini die Fahnenstange umzubrechen! Da ist natürlich von Essenszeit keine Rede mehr. Das Brot bleibt ihm im Halse stecken, als er sich lautlos zur Tür tastet und den Gummischlauch abhakt. Wer weiß, vielleicht hat trotz aller Vorsicht die Treppe doch geknarrt; jedenfalls, der Platz ist leer, als der Jakob sich endlich unten herangepirscht hat. Aber der Mast steht noch. Nur der Schnee rundherum ist tief zerstampft. Der Jakob geht hinauf, die weiße Wut in der Kehle. Das ist auch ein Bissen, der satt macht. So liegt er noch eine lange Weile hinter dem Kammerfenster auf der Lauer, bis ihn endlich die Müdigkeit mitsamt seinem stechenden Zorn übermannt. Da wirft er sich halbausgekleidet auf seine Schlafstatt.

Am nächsten Morgen wiegt sich die Fahne wieder in der Wintersonne, noch ehe der Jakob erwacht ist. Karin mag sich ihre Gedanken darüber machen, daß er selbst im Schlaf die Augenbrauen scharf zusammengezogen hat und seine Lippen trotzig verbissen sind. Was aber soll sie davon halten, daß er sogar den Knüppel neben sich liegen hat, die lederne Schlaufe um die schlaffe Hand geschlungen? Sie kann nur besorgt in diesem von Mißtrauen oder Feindseligkeit angestrengten Gesicht forschen, das ein wenig grau ist und mitten in der gespanntesten Erregung erstarrt zu sein scheint. Behutsam streicht sie dem Jakob mit ihrer schlanken Hand über das Haar und über die Stirn. Vielleicht geschieht das aus Furcht vor diesem Antlitz, wer weiß. Ist es nicht gezeichnet von der Hatz, die in den Näch-

ten auf erschöpfte Männer gemacht wird? Plötzlich fährt der Jakob erschreckt hoch.

»Was ist los?« — Als er Karin gewahr wird, sagt er erleichtert, ach so, ja, sie sei es. »Ja, ich war im Augenblick ganz verwirrt . . .« Dann sieht er den Knüppel und seinen merkwürdigen Aufzug und wird rot.

*

Der Neuigkeitsdirektor hat im Gemeindeblatte schon wieder eine rührende Geschichte von Tannenbaum und Friedseligkeit geschrieben. Oh, daß doch die Menschen einander in diesen Tagen um Gottes willen in Liebe begegnen wollten und so weiter. Und hinterdrein scharfe Lauge über all jene, die gleichsam vom Mutterschoße her als reißende Wölfe in der Herde umtrieben. Gezeichnete von Anbeginn, Friedlose aus Natur. Es sei gut, ihr heiseres Gebell in diesen heiligen Nächten endlich einmal nicht hören zu müssen. — Als der Peter das las, meinte er, diesem kahlköpfigen Litaneiendrescher möchte er schon seit langem gerne begegnen, am besten mit dem Fuhrmannsgriffel in der Hand. Das gäbe eine gute Schrift auf ein schlechtes Fell.

Es heißt, daß es mit des Peters Hof nicht ganz gut stünde, und daß seine Zinsen und Steuern besser geheckt und gefressen hätten als seine Rinder und Rappen. Es könnte leicht etwas Wahres daran sein, soll der neue Schreiber von der Bauernbank im Roten Ochsen gesagt haben . . .

Was den Jakob betrifft, so hat ihm der Neuigkeitsdirektor mit seiner Epistel nun endlich wieder die Feder in die Hand gezwungen. Die Antwort, die der Jakob ihm für die Stadtzeitung schreibt ist nicht gerade sanfter Glockenklang, nein, bei weitem nicht! Wenn einer einem hilfeschreienden Ertrinkenden vom sicheren Ufer aus den guten Rat gäbe, den Mund nicht aufzureißen, so sei das gewiß auch immerhin ein Rezept, um

dem Geschrei zu steuern. Aber im ganzen genommen bedeute dies allein doch einen schlechten Trost für den, der im Wasser liegt. Und selbst dann, wenn der Ratgeber dem Untergehenden ein feierliches Begräbnis versprechen würde, so ließe sich darüber streiten, ob das in Wahrheit eine rechte Liebestat genannt werden dürfe. Wenn aber gar dieser Ratgeber einen beherzten Mann, der dem Unglücklichen nachspringe, deshalb zu beschimpfen wage, weil er am Sabbat ins Wasser gesprungen sei, so könne es in diesem Falle keinen Zweifel über den rechten Christenwert des einen oder des anderen mehr geben.

Ja, ein schwefelbitteres Schreibwerk von Anfang bis Ende; gleichsam mit der Geißel geschrieben. Als der Jakob mit ihm fertig ist, macht er sich sogleich damit auf den Weg zur Stadt. Der Peter, dem er unten vor dem Hause begegnete, meinte, jawohl, dieser quäkenden Kröte müsse der Hals einmal gründlich gestopft werden. Und soweit es an ihm, dem Peter liege, so wolle er gerne noch zwei weitere Tore an seinem Hofe anbringen, damit heute oder morgen die ganze Gemeinde zum Lesen Platz fände. Ja, er wolle sogar Kerzen vor den Anschlagzetteln aufstecken, damit gewisse Herren auch bei Nacht die Botschaft studieren könnten ...

Der Jakob geht also, wie gesagt, mit seinen Blättern in die Stadt. Aber bevor er sie zur Schriftleitung bringt, steigt er zuerst zum Michel in die Krankenstube hinauf. Der Michel muß an vorderster Stelle seinen Teil an dieser Sache haben, das ist nicht mehr als recht und billig. Er wird zweifellos eine Art wütender Freude daran erleben. —

Als der Jakob das Spital wieder verläßt, zerknüllt er seine vollgeschriebenen Bogen in der Tasche zu einem unförmigen Knäuel. Noch in der gleichen Straße wirft er es fluchend über einen Gartenzaun. Mag es finden, wer will. Liest er es, so soll er sich in Dreiteufelsnamen darüber entrüsten, daß hier der Haß und der Neid Feder geführt hätten. Der Mann, dem der Garten gehört, ist vielleicht ein zufriedener, fleißiger Mensch.

Vielleicht ein vollkommen friedfertiger und braver Mensch. Jedenfalls hat er seine Rosensträucher sorgsam in warme Strohdecken eingehüllt. Er hätte ihnen Pelzmäntel aus Nerz und Zobel umhängen sollen, hoho! ... Ja, es gibt in Deutschland wahrhaftig noch Leute, denen das Herz an ihren Rosen hängt. Andere haben ein Loch im Rücken. Das kümmert keinen. Verfluchtes Land mit deinen hunderttausend unnützen Idealen!

»Holla«, sagt der Heini, als der Jakob nach Hause kommt. »Was ist Dir denn widerfahren?«

»Mir ist gar nichts widerfahren«, gibt der Jakob erregt zurück. »Mir kann ja beinahe gar nichts mehr widerfahren. Aber dem Michel haben sie die Stellung gekündigt, wenn Du es wissen willst!«

Auf eine solche Auskunft war der Heini bei Gott nicht gefaßt. Da steht er nun, reißt die Augen hübsch auf, und die kleine, spitze Narbe in seiner Wange zuckt. Der Jakob sieht es ganz deutlich, ja, zum erstenmal so deutlich.

»Dem Michel?«

»Jawohl, dem Michel; oder habe ich etwa von Habakuk gesprochen? ... Die Herren von der Bauernbank haben ihm einen Brief geschrieben: Zu ihrem außerordentlichen Bedauern hätten sie im Interesse eines geregelten Geschäftsverkehrs nicht mehr länger auf seine Rückkehr warten können und an seiner Stelle eine andere Kraft einstellen müssen. Leider. Ja. Was nun den Michel betreffe, so könne es ja keinem Zweifel unterliegen, daß er auf Grund seiner einflußreichen Beziehungen und gewisser Verdienste im politischen Leben sicherlich ohne weiteres wieder passende Beschäftigung finden werde, sobald er erst wieder ganz obenauf sei. In diesem Sinne gute Besserung! Hier, lies selbst!«

Der Jakob reißt mit heftiger Bewegung einen Brief aus der Tasche, stößt ihn geradezu dem Heini in die Hand. Der kann sich nun überzeugen, daß der Jakob die Wahrheit gesagt hat. Plötzlich brechen bei dem Jakob alle Dämme.

»Hast Du gehört«, schreit er dem Heini ins Gesicht, »gute Besserung ... in diesem Sinne gute Besserung! So lies doch nur!«

Da steht er mit geschüttelten Fäusten, als wollte er über den Heini herfallen, und der Jähzorn scheint ihm das Blut aus dem Leibe treiben zu wollen.

»Weißt Du, wer da wieder die Hand im Spiel hat? Weißt Du das?«

»Zum Kuckuck«, knurrt der Heini, »daß da der Großbauer dahintersteckt, kann ich mir auch ausdenken. Aber warum schreist Du mich so an, als wäre ich sein Vater?«

»Ich schreie Dich nicht an. Du sollst nur wissen, daß ich es jetzt satt habe, zu allem und jedem die Faust im Sacke zu machen, satt bis hier oben hin!«

Der Heini erbost: »Wenn Du meinst, daß Dir dieser Lärm mehr nützen könnte, bitte sehr! Dem Michel wirst Du damit jedenfalls nicht helfen ...!«

Der Jakob zieht die Mundwinkel tief herab, sieht den Heini maßlos verächtlich an. Der aber hält den Blick aus, obwohl er sich darunter verfärbt. Da geht der Jakob ohne ein weiteres Wort an ihm vorüber. Aber dann schießt er wie ein durchgehendes Pferd die Treppe zu seiner Stube hinauf, stößt die Tür auf und reißt den Knüppel vom Haken. Karin steht am Tisch und erschrickt jäh. Der Jakob achtet ihrer nicht, krampft die Faust um den Knüppel und läßt ihn pfeifend durch die Luft schnellen, während er unausgesetzt ein heiseres, hechelndes Lachen hervorstößt. Kalte Tollheit. Ein Mann, dem die Galle die Augäpfel grün verfärbt hat. Als er zur Tür hinausstürmen will, steht dort der Heini, so breit er stehen kann. Da schiebt der Jakob den Hals vor, hebt den Knüppel:

»Willst Du etwas?«

»Du bleibst hier«, sagt der Heini hart. Seine Stimme flimmert gleichsam vor verhaltener Schärfe.

Der Jakob macht einen Schritt voran, die beiden Männer

stehen Brust an Brust gegeneinander, und plötzlich hört Karin sie keuchen wie in einem verzweifelten Ringen auf Leben und Tod. Karin erbleicht und greift zitternd nach einem Stuhle.

»Jakob«, sagt sie.

Ein einziges, mühsames, müdes Wort.

Der Jakob aber regt sich nicht. Da erhebt sich Karin, und plötzlich spürt er ihre bebende Hand auf seiner gespannten Faust, sieht er ihr weißes Antlitz vor sich und entsinnt sich endlich dessen, daß er den Knüppel gegen den Heini erhoben hält. Wieso gegen den Heini?

»Ach«, sagt er gepreßt, läßt die Arme sinken und wendet sich ab.

Der Heini zieht ruhig die Tür hinter sich ins Schloß. Die kleine spitze Narbe zuckt noch dunkel auf seiner grauen Wange, während er sich zu einem schiefen Lächeln gegen Karin zwingt: Gewiß, der Jakob habe wohl recht. Der Großbauer sei ein Hundsfott. Nun habe er gar den Michel brotlos gemacht. Aber darüber müsse noch mit dem Doktor gesprochen werden. Es gäbe ja schließlich noch Gesetze, an die sich auch ein reicher Bauer halten müsse ... Man könnte meinen, daß dem Heini in seinem ganzen Leben nie etwas sicherer gewesen wäre als der Glaube an das Recht in dieser Sache. Wenigstens seiner Rede nach.

Dort sitzt der Jakob vornübergebeugt auf der Bettkante, mit herabhängenden Armen, und der Knüppel dreht sich tänzelnd an der Schlaufe. Karin weiß dem Heini kein Ja und kein Nein. Da beginnt der unvermittelt davon zu sprechen, daß ja nun Weihnachten vor der Tür stünde, und ob sie, der Jakob und Frau Karin, selbst einen kleinen Baum für sich herrichten wollten oder das Fest mit ihnen unten in der großen Stube zusammen feiern wollten. »Von uns aus«, sagt er, »wir würden Euch am liebsten unten sehen, wenn es Ihnen nichts ausmacht. Denn die Kinder machen natürlich ein wenig Trubel, das ist ja schließlich nicht zu vermeiden bei dem kleinen Volk ...«

O nein, erwidert Karin, sie würde sich erst recht freuen, wirklich von Herzen. Etwas Schöneres könne sie sich gar nicht wünschen. Und vielen, herzlichen Dank. — Nein, nein, da sei doch wahrhaftig nichts zu danken, meint der Heini. »Der Hannes wird auch kommen und dann sind wir alle beisammen . . .« Ehe er hinuntergeht, bittet er den Jakob, er möge ihm morgen beim Holzspalten helfen, wenn er Zeit und Lust dazu hätte. »Damit wir während der Feiertage nicht erfrieren«, fügt er hinzu. Dabei ist drunten an der Werkstatt eine Mauer von sauber geschlagenen Scheitern vom Erdboden bis unter das Dach geschichtet. Was soll also solch lächerliches Gerede? —

Den folgenden Morgen macht sich der Heini im Hofe in der Tat mit Axt und Säge zu schaffen, obwohl er sich dabei gegen allen Sinn und Verstand die Finger blau friert. Da bleibt dem Jakob nichts anderes übrig, als ebenfalls hinunterzugehen und mit Hand anzulegen. Allerdings kann er es sich nicht verkneifen, dem Heini seine Zweifel bezüglich der Dringlichkeit dieser Arbeit und der Zweckmäßigkeit ihres Zeitpunktes auszusprechen.

Oh, erwidert der Heini, ihm mache das nichts aus. Wenn man ordentlich zuschlüge, so könne man es so warm haben wie am schönsten Sommertag. Und im übrigen müsse man die freien Tage nehmen, wie sie kämen. Nach Weihnachten gäbe es sicherlich genug anderes zu tun. Oder ob er, der Jakob, etwa daran dächte, sich dann zur Ruhe zu setzen? Da zieht es der Jakob vor, sich weiterer Erörterungen zu enthalten, und es dauert nicht allzulange, bis er seine Aufmerksamkeit den Blasen an seinen mageren Händen widmen kann.

»Jaja«, lacht der Heini, »Schreiberhände!«

»Ho«, gibt der Jakob heraus, »Du mit Deinen Zweimännerknochen! Ein andermal seid Ihr wieder froh um die Schreiberhände . . .«

Kleine, verschmitzte Wortbalgerei; dann machen die beiden

Männer eine Pause und stopfen sich in offenkundiger Eintracht aus ein und derselben Tabakstüte ihre Pfeifen. Während nun der Rauch ordentlich quillt, fragt der Heini, was die in der Stadt gestern zu der Antwort an den Neuigkeitsdirektor gesagt hätten? — »Nichts«, brummt der Jakob und ist plötzlich wieder merklich mürrisch. — Ob sie ihnen nicht gefallen hätte, will der Heini wissen; sie wären doch sonst um die Aufsätze vom Jakob froh gewesen? — Er habe das Geschreibsel weggeworfen, erwidert der Jakob. Es sei ja doch alles zwecklos. Basta.

»Mit Dir soll sich einer auskennen«, sagt der Heini ärgerlich und pafft und schweigt; und zwischen den beiden liegt mit einem Male wieder eine frostige Einsilbigkeit, ein fast feindseliger Trotz.

Da kommt die Frau vom Heini über den Hof gerannt: »Männer, die Polizei ist im Haus! Jetzt sind sie oben bei Karin!«

Potz Ungewitter! Das macht die beiden flink, das löst ihnen die Beine, die Herzen und die Zungen! Oben in der Kammer treffen sie den grauköpfigen Kommissar und den Blauen. Der stellt das Unterste zu oberst, wühlt wie ein Eber in den Betten herum und schnüffelt den letzten Winkel und die letzte Schachtel aus.

»Zum Teufel, was soll das heißen?« — Oh, der Graukopf faucht nicht schlecht: Das würden sie wohl am besten wissen. Aber diesmal wolle er ihnen ordentlich in die Strümpfe helfen. Darauf könnten sie sich verlassen ... Die Frau vom Heini sagt, unten hätten sie es genau so gemacht und ihr Kisten und Kasten auf den Kopf gestellt. Nun wird der Heini scharf: »Zum Kuckuck, habe ich vielleicht etwas gestohlen oder was hat das sonst zu bedeuten?« Der Blaue bläst sich mächtig auf: »Ja, diesmal werden wir Dir schon helfen!« Aber der Heini heißt ihn rundweg einen Siebenschläfer, den niemand etwas gefragt hätte; und der Jakob steht nicht an zu erklären, daß er ihn die Treppe hinunterwerfen wolle, wenn er nur noch einen Splitter anrühren würde.

Der Landgendarm legt sich ins Zeug. Was den Blauen betrifft, so scheint er an dessen Belangen nicht sonderlichen Anteil zu nehmen. Im übrigen aber macht er einen mächtigen Lärm: Sie möchten ihn gefälligst nicht für einen Kirchendiener ansehen, sie könnten dabei übel fahren, die Herren. Jedenfalls, das ist kein schlechter Donner da im Hause beim Heini.

Als der Kommissar und der Blaue sich endlich entfernen wollen, kommt der Hannes mit dem Peter dahergegangen.

»Sieh einer an«, sagt der Peter zum Heini, »da hast Du ja heute hohen Besuch. Ich habe auch schon die Ehre gehabt, jaja . . .«

Der Gendarm läuft puterrot an. Er möge sich nur ja nicht zuviel herausnehmen, der Peter. — »Aber lieber Herr Gendarm«, erwidert der, »ich müßte ja ein Lumpenhund sein, wenn ich das böse gemeint hätte.« Da hält es der andere für das beste, seiner Wege zu gehen. Der Blaue folgt ihm auf dem Fuße.

»Kannst Du mir sagen, was die wollten?« fragt der Heini. Es wetterleuchtet noch immer mächtig in seinem Gesicht. Aber der Peter lacht, der Hannes lacht, beide platzen geradezu vor Vergnügen.

»Die haben einen Pinsel und einen alten Farbtopf gesucht«, erklärt der Hannes. Mehr ist weder aus ihm noch aus dem Peter herauszubekommen, und der Heini und der Jakob behalten zum Ärger das Nachsehen.

Als der Jakob wieder in die Stube hinaufkommt, sieht er seinen Knüppel blank an der Tür hängen, und ein kleiner Schrecken fährt ihm über den Rücken. Karin mag das bemerkt haben. »Ach«, sagt sie heiter, »vorhin hing eine Schürze darüber.« Da lacht nun endlich der Jakob auch einmal wieder.

Am folgenden Morgen bringt der Heini das Gemeindeblatt herauf. »Sieh Dir das einmal an, Jakob . . .« Der Jakob liest und bricht in schallendes Gelächter aus. Da steht nun allerdings auch eine Nachricht, über die man nicht unbedingt zu weinen braucht. Wütende Überschrift in fetten Buchstaben,

die vor Zorn gleichsam aus dem Papier springen: Üble Schurkentat und so weiter. Einem angesehenen Handelsmanne am Platze sei gestern in der Nacht ein niederträchtiger Streich gespielt worden. Unbekannte Täter seien auf unerklärlichem Wege in den verschlossenen und vergitterten Stall eingedrungen und hätten sämtliche Tiere mit roten Sternen, Pfeilen sowie anzüglichen Hinweisen auf die Glaubenszugehörigkeit des Besitzers bemalt. Es könne keinem Zweifel unterliegen, wo man die Übeltäter zu suchen habe, da derartige Roheiten ja in einem gewissen Lager gang und gäbe seien, in dem jeglicher Anstand als Luxus gelte. Da das arme Vieh in diesem unbeschreiblichen Zustande natürlich unmöglich auf dem Haupt- und Schlußmarkte gestrigen Datums hätte verkauft werden können, so sei dem betroffenen Handelsmanne zu aller infamen Injurie auch noch ein beträchtlicher wirtschaftlicher Schaden erwachsen. Die Täter müsse daher die ganze Härte des Gesetzes treffen, nicht anders! — Alles in allem ein grandioser Schrei der Empörung, den der Neuigkeitsdirektor hier als öffentlicher Anwalt der verschandelten Rinderhaare in die Welt gesandt hat.

Der Jakob aber lacht sich die Tränen aus den Augen: »Heini, ich glaube, das müssen wir uns ansehen gehen!« — »Ja«, sagt der, »das ist für den Juden einmal gesund gewesen. Seit Jahr und Tag macht er den Doktor bei den Bauern schlecht und man kann ihn nicht fassen . . .« Der Jakob wird auf einmal wieder merkwürdig still. Seine hageren Wangen straffen sich, und mit dem Munde macht er eine Bewegung, als nähme er seine Lippen zwischen die Zähne. »Na«, meint der Heini, »der Denkzettel ist immerhin einen Groschen wert, wenn er den Jud auch nicht umbringt . . .«

Der Jakob schweigt eine Weile. Dann sagt er plötzlich, das wisse er gewiß, daß der Neuigkeitsdirektor nicht einen Tropfen Tinte verschwenden würde, wenn es heute oder morgen mit dem Michel doch noch bergab ginge. »Aber wegen ein paar lackier-

ter Judenkühe gießt er alle seine Kübel aus und schreit nach dem Gericht. Und wir? Wir lassen uns zusammenschlagen, damit die Kerle von seinem Schlage alle fein ruhig ihre Geschäfte machen und abends gemütlich ihre Taler aus der Kasse zählen können. Und das nennen wir dann: Kampf um Deutschland! ... Wir sollten den Teufel tun!« —

Der Heini widerspricht nicht. Er geht. Er hat nur einen tiefen Atemzug getan. Unten in der Werkstatt zieht er einen Brief aus der Tasche. Amtspapier und Steuersiegel. Das betrachtet er lange. Ultimatum an den Handwerksmeister Heini Soundso? Er hat jedenfalls dem Jakob keine Antwort gegeben vorhin. — Nachmittags streckt der Hannes bei dem das spitzfindigste Gesicht zur Tür herein, das er je gemacht hat. Der Jakob aber ist nicht zu irgendwelcher Schadenfreude aufgelegt und fragt unlustig, ob er, der Hannes, seinen Krieg nun mit rot angestrichenen Kuhhörnern und Narrenpossen gewinnen wolle?

»Oh«, erwiderte der Hannes,»wenn das etwas hilft: Ja!«

Da lacht der Jakob nur kurz und spöttisch auf: »Pah, ich hatte gedacht, Du seiest schon einige Zeit aus den Kinderschuhen herausgewachsen.«

»Du darfst denken, was Du willst«, gibt der Hannes gleichgültig zurück. »So steht es in der Verfassung. Aber mit dem Reden mußt Du vorsichtiger sein.« — Diesem großgewachsenen Maulfechter ist nicht beizukommen.

*

Heute gehen viele ohne Packen und ohne Geheimnis auf der Straße umher. Man kann sie deutlich die Tannenbäume verachten sehen, die da noch auf den Stadtplätzen feilgehalten werden. Dürres Gezweig, nach dem niemand fragt, der an diesem Abend das Lied vom immergrünen Baum zu singen gedenkt oder gar auf einer kreisenden Spieldose Stille Nacht und Himmelsklang in Gang setzen kann. Haßvolle Blicke treffen allerorten jene Beladenen, die da mit tausend Kostbarkeiten

und aber tausend Nichtigkeiten in ihren großen und kleinen Paketen über die Gehsteige hasten. Eine Art von verklärter Gier auf der einen Seite, auf der anderen unverkennbar der neugierige Haß, der umhersteht und umhergeht, um seiner selbst im Getriebe der aufschimmernden Weihnacht sicher zu bleiben.

Der Jakob und der Hannes sind auf dem Wege zum Michel, und da brodelt dem Jakob wieder mancher heiße Tropfen über. »Ha«, sagt er, »sieh Dir nur an, wie prächtig sie sich in den Domen und Palästen auf das Fest der Armut rüsten: Der Hunger in den Krippen und Kasernen des Elends wird ein Märchenprinz, von dem die Ammen den Kindern eine schöne Wundergeschichte erzählen, auf den die Feinschmecker glühenden Wein trinken und die Pfaffen ein brausendes Halleluja singen. Friede auf Erden! Fertig. Was willst Du mehr?«

Dem Hannes ist der Mund wieder an der Pfeife festgewachsen. Den Jakob scheint das nicht zu kränken. Er meint, man solle doch heute einmal den Zaungästen das Wort erteilen, jenen, die das Märchen in der Wirklichkeit ausprobieren. Die sollte man einmal die Lichter in den hohen Häusern aufstecken und die Glocken von den frommen Türmen läuten lassen. Der liebe Gott würde sich vielleicht darüber freuen, wenn die Wahrheit einmal grell an den Tag käme ... »Da, sieh, da gehen sie und lächeln einander an und sind eitel Eintracht, weil sie warme Füße und ein bißchen pikanten Vorgeschmack auf der Zunge haben; und an allen Ecken und Enden steht der Hunger Spalier und gebiert heute in den kalten Krippen nichts als neuen Haß, ja. Das Festgesindel aber feiert. Es hat ein uraltes Geschick dazu, Feste über Dinge zu feiern, vor denen es sonst die Finger in den Handschuhen versteckt!«

»Was können wir dafür«, wirft der Hannes ein; er bläst seine Worte gleichgültig mit dem Tabaksrauch von sich.

»Wir? Wir können freilich nichts dazu«, erwidert der Jakob und legt ein wenig hörbare Nachsicht in den Ton, »aber es betrifft uns trotzdem!«

Der Hannes ist auch auf diese Weise nicht zu erschüttern. »Daß es uns betrifft«, sagt er, »das habe ich nicht bestritten. Aber daß es jemals auf jenes Festgesindel ankäme, um das Du Dir graue Haare machst, das bestreite ich.«

Zweifellos, der Jakob ist geschlagen. Er windet sich mit Wenn und Aber, erklärt, man müsse wissen, wie der Wind geht, wenn man segeln wolle, und dergleichen mehr. Der Hannes wird allmählich ungeduldig: »Man muß wissen, was man will. Wenn man es weiß, muß man es tun. Das ist alles.«

»Oh«, erwidert der Jakob, »wir wissen nun schon ein halbes Jahrzehnt und länger, was wir wollen. Wir tun auch, was wir können. Aber, mein Lieber, das Festgesindel hört nicht auf uns — und es ist in der Mehrzahl!«

Nun nimmt der Hannes endlich die Pfeife aus den Zähnen: »Die Mehrzahl? Als wir anfingen, war die Mehrzahl noch größer!«

»Ach«, der Jakob macht eine ärgerliche Kopfbewegung, »wenn Dich das kühl läßt, daß da heute abend wieder hunderttausend Deutschland verfluchen, weil ihnen die Knochen klingeln vor Armseligkeit und der Hunger ihnen die Eingeweide wie Hanf in der Spindel dreht, während die anderen vor Friede und Heimat und Glückseligkeit flöten, dann kann ich Dir auch nicht helfen.«

Da wird der Hannes zornig: »Natürlich liegt mir daran. Alles liegt mir daran, daß diese gottverfluchte Gleichgültigkeit und Heuchelei aufhört. Aber damit, daß Du wie ein Wüstenprophet Feuer und Schwefel über die Welt herabbeschwörst, damit ist auch niemandem geholfen . . .«

Der Jakob beißt sich auf die Zähne. »Ich habe nur als Anwalt der Opfer gesprochen«, sagt er.

»Das mußt Du dort tun, wo Gericht ist«, erwidert der Hannes spitz. — Dann sind sie Gott sei Dank vor dem Spital angelangt.

Der Michel wird hilflos vor Rührung, als sie ihm ein win-

ziges Bäumchen aus dem Papier wickeln, und der Hannes straft den Jakob dieserhalb mit einem vieldeutigen Blick. Der kramt ein wenig verlegen die kleinen Päckchen aus seinen großen Manteltaschen: »Das ist vom Peter; und das ist vom Doktor und vom Heini. Und hier ein Bild von der neuen Fahne vor seinem Haus; und das ist von den Frauen, und hier sind die Kerzen, von jedem Kameraden eine . . .« Der Hannes schämt sich nicht, den Jakob einen genialen Weihnachtsmann zu heißen. »Nicht wahr, Michel?«— Nun, es gibt ein vergnügtes Lachen, bei dem der Jakob allerdings ein wenig reichlich rot wird. Dann wickelt und packt der Michel seine Gaben aus, seine Hände sind dabei wieder recht zitterig, und seine Augen haben nahezu einen frommen Glanz. Die Zigaretten wollte er ihnen schenken, sagt er, und für Karin und die Frau vom Heini sollten sie doch die Schokolade mitnehmen. »Nichts da, mein lieber Michel!« — Aber er wolle doch auch wenigstens mit einer Kleinigkeit vertreten sein, wenn sie heute abend beieinander säßen . . . »Wo denkst Du hin, Michel? Was soll das nur heißen?« — Aber es sei ja viel zuviel, was sie ihm da gebracht hätten, sie sollten ihm dann wenigstens die Freude machen und den Kindern vom Heini etwas mitnehmen . . .

»Nein, nein, nichts da und Schluß!« —

Der Michel muß sich fügen. »Wenn es Dir recht ist, so will ich Dir gerne dieses Paket aufschnüren«, sagt der Hannes. Es ist das vom Doktor und vom Heini. Aber mit den Schleifen aus Goldschnur, welche die Frau vom Heini kunstvoll daran aufgebunden hat, wird er nicht fertig. Darob der Jakob voller Genugtuung: Ja, zum Ochsenausschirren sei er, der Hannes, zweifellos besser geeignet, haha. Der Hannes läßt sich nicht beirren und macht die Sache kurzerhand mit dem Messer ab. — »Da, Michel, damit Du Dich wieder unter anständigen Leuten blicken lassen kannst, wenn Du eines Tages doch noch hier herauskommen solltest!« — Und dann bringt der Hannes ein neues Braunhemd zum Vorschein. Darüber braucht weiter kein

Wort verloren zu werden, daß der Michel ein über das andere Mal sagt, er wisse sich gar nicht mehr zu helfen mit ihnen, und darauf sei er gar nicht gefaßt gewesen.

»Nun liege ich da und kann mich nicht einmal mit irgendeiner Kleinigkeit bedanken . . .« —

»Ach, Michel, was redest Du denn nur? Darüber ist doch nun wirklich jede Silbe überflüssig . . . — Hier, das hätte ich jetzt beinahe vergessen . . .« — Ein winziges Ding in raschelndem Papier, das der Hannes dem Michel in die Hand drückt. »Du wirst ja nicht darüber erschrecken«, meint er; und mit einem ganz und gar unbeholfenen Lachen setzt er hinzu, es sei ja weiter keine Kostbarkeit und er habe nur gedacht, es könne eine kleine Erinnerung sein, wenn einmal einer von ihnen irgendwo andershin verschlagen werden sollte.

Der Michel erschrickt nicht, nein, im Gegenteil! Seht nur sein Gesicht, wie leidenschaftlich darin plötzlich das Blut zu schlagen vermag. Er wiegt den groben, kupfernen Fingerring, den der Hannes ihm da gemacht hat, auf seiner ausgeblaßten Hand, betrachtet mit brennenden Augen das Totenkopfsiegel auf dem Reif und die eingekerbten Runen daran und nickt: »Ja, ja, das ist unser Diamant . . .!«

Auf dem Heimwege geht der Jakob recht zufrieden und nachdenklich neben dem Hannes her. Er lobt ihn sogar wegen seines Ringes und stichelt freundschaftlich, daß er ihm soviel Kunstfertigkeit gar nicht zugetraut habe, wenn er es ehrlich sagen solle. Der Hannes schmunzelt nur und genießt behäbig seinen Pfeifenqualm. Über der Landstraße draußen wölbt sich bereits die tiefblaue Unendlichkeit der Nacht so geheimnisvoll und silberübersät, daß sie beide offensichtlich das Schweigen unter dieser unergründlichen Kuppel dem Reden vorziehen. Und so kommen sie heim und sind nicht mehr ganz dieselben, die da vor ein paar Stunden voller Mißgunst und Mißmut gingen; jedenfalls, soweit es den Jakob betrifft.

Der bleibt sogar am Markte vor jenem kleinen Bäumchen

stehen, das da eine unbekannte Hand mit Flitter und Glitzerzeug und kleinen Kerzen vor dem großen Steine hingestellt hat, auf dem die Namen von ein paar hundert vergessenen Männern dieses Ortes eingemeißelt sind. Heute hat der Schnee sie alle mit der gleichen Decke zugedeckt. Männer und Namen. Und würden nicht diese bescheidenen Lichter hier schütter und schüchtern brennen, man könnte meinen, der Schnee habe nicht nur Tote und Totensteine, sondern auch die Lebenden und ihr Gedächtnis verschüttet.

»Ja«, sagt der Jakob, »heute müßten eigentlich rund um das ganze Land und an unseren Meeren entlang lauter solche Lichter auf solchen Bäumen brennen, wenn man es richtig bedenkt . . .« Er zündet eine erloschene Kerze wieder an und dann gehen sie beide hinüber ins Haus vom Heini. Das strahlt schon unter der Tür eine wohlige Wärme aus. In der großen Stube ist der Heini mit der mächtigen Tanne am Werk, die der Peter ihm aus dem Walde gebracht hat. Er sei für niemanden zu sprechen, ruft er den beiden zu, als sie die neugierigen Köpfe durch den Türspalt stecken. »Alha, der Herr Weihnachtsmann persönlich«, lacht der Hannes. Dann gehen sie in die Küche, wo die Kinder mit Herzklopfen und langgespitzten Ohren sitzen und die Frau vom Heini mit Schlüsseln und Schüsseln hin und her hantiert. Der Hannes käme ihr wie gerufen, sagt sie, Gott sei Dank.

Oh, der Hannes ist kein Unbekannter oder Beliebiger bei den Kindern. Seine Fabelgeschichten haben Namen und Klang bei ihnen. Schon sitzt er da und greift sich einfach einen Bösewicht aus der Luft, macht mit Hokuspokus einen zähnefletschenden Wolf daraus und läßt ihn so sehr heulen und fauchen, die Augen rollen und die Tatzen krümmen, daß das kleine rotblonde Mädel vom Heini vor diesem wilden Wolfhannes schleunigst ein paar Schritte zurückweicht und die Hände vor das Gesichtchen hebt. Der Älteste aber, dieser muntere Bengel mit der spitzbübischen Nase, lacht und sagt, nun solle der Hannes sein

Wolfsungeheuer aber gefälligst rasch totschießen, das heißt, wenn er zielen könne ...

»Jetzt seht euch diesen Naseweis an! Totschießen? Nein. Zu grünem Eis lasse ich ihn gefrieren, und im Sommer muß er schmelzen, verstehst Du, wie ein ganz gewöhnlicher Schneemann!«

»Och«, meint der Junge, »das ist nichts, was Du da machst. Der gehört erschossen. Aber Du getraust Dich nur nicht ...«

Der Jakob stimmt herzhaft in das helle Gelächter des Knaben ein. Der Hannes tut es nicht anders. »Ei, zum Teufel, Du Sackermenter, Du ...« Es geht hoch her, und fast würde das ganze heilige Fest darüber vergessen. Aber dann sagt der Hannes, er müsse noch schnell etwas erledigen, und macht sich eilends davon. Der Jakob geht hinauf, um Karin zu holen, und hat oben ebenfalls noch allerlei geheimnisvolle Umtriebe. Endlich kommt die Frau vom Heini nachsehen, wo sie denn geblieben seien, und sie möchten doch herunterkommen, bitte, es sei alles so weit. Der Hannes ist auch wieder zurück. Aus der großen Stube, gleichsam durch das Schlüsselloch, ein winziger Klang, ein goldfeiner Hauch. Aber die mächtigste Glocke vom höchsten Dome könnte diese Gesichter hier nicht andachtsvoller machen. Kurzum, die Kleinen wie die Großen treten mit angehaltenem Atem durch jene Zaubertür. Waldluft und Lichter, die schlanke Tanne, die aus den Dielen bis zur Decke wächst, weißes Linnen, Apfel, Backwerk, bunte Teller und bunter Glanz. Gleichnis vom Überfluß alles Guten, was die Heimat geben kann. Jaja, da stehen sie und haben sich eine strahlende Kathedrale aufgebaut ...

Gesang der Jungen und der Alten; die Alten holperig und verlegen, die Jungen unbekümmert und ein wenig falsch. Alles in allem aber ein gutgläubiges Konzert, wenn nicht für die Ohren, so doch für die Herzen. Dann summt und simmt der Kinderschwarm selig über einer Welt von Wundern aus Blech, Papier und lauter Süßigkeit. Die Erwachsenen haben es

schwerer mit ihrer Freude. Sie müssen alle ein wenig Worte machen, die nicht nur glücklich, sondern auch vernünftig sein sollen. Vielerlei Kleinigkeiten, die da von einem zum anderen kommen und Segenssprüche und gute Wünsche mitbringen. Der Jakob zum Beispiel entdeckt ein Paar Schuhe und derbe Wollstrümpfe mit seinem Namen versehen, eine Kiste mit Zigarren und eine Tüte Tabak. Alles zusammen auf einem Berg von Nüssen, Äpfeln und Zuckerzeug. Karin findet in blauen und roten Bändern einen ganzen Packen Kinderhemden und Windeln und dies wiederum in einem neuen Kochtopf unter dem festlich geschmückten Deckel. Der Heini ist von jenem Bilde mit Haus und Fahne überrascht, das er da aus einem schmalen Buche zutage fördert, und seine Frau sagt vorwurfsvoll in die Runde: »Soviel feine Leckereien, nein, dafür hättet Ihr doch Euer Geld nicht meinetwegen ausgeben sollen ... Und, Du liebe Zeit, diese schöne Schürze; wieviel Arbeit wird sie nur wieder gemacht haben, Frau Karin, und was der Stoff nur gekostet haben mag! Nein, nein ...«

Der Hannes, der ein wenig vergessen beiseitesteht, wird vom Heini gastväterlich aufgefordert, er möge doch nun endlich auch einmal einen Blick in die Raufe werfen ... »Steht er doch da in der Ecke wie ein geschenkter Ochse und rührt sich nicht!« »Oh, ich komme schon«, sagt der Hannes, »ich habe nur erst das Gelände sondiert ...« Er knüpft ein buntgeblümtes Taschentuch auseinander, gibt dem Heini etwas in die Hand, den beiden Frauen, dem Jakob: »So, und ich danke recht schön ...« Dann erst macht er sich vorsichtig hinter den Anteil auf dem Gabentisch, auf dem der Zettel liegt: »Hannes.« Während er unendlich langsam auspackt, Socken, Zigarren, ein Hemd, ja, sage und schreibe ein schönes, gleichsam sonntäglich gestreiftes Mannshemd, da sieht der Heini den Jakob an, der Jakob den Heini. Beide nicken mit den Köpfen. Ja, sie verstehen einander. Und dann gehen sie zum Hannes hin und strecken ihm stumm die Hände entgegen. Der meint, es sei ja nicht der Rede wert ...

»Gegen das, was ich hier vorfinde.« — »Schweig still, Hannes«, wehrt der Heini ab. — »Wenn ich nur das richtige Werkzeug gehabt hätte, so wären die Ringe gewiß viel schöner geworden . . .« — »So schwätz' doch jetzt nur nicht«, sagt der Heini nochmals und betrachtet wohlgefällig seinen Finger, an dem nun genau so wie beim Michel und beim Jakob jenes eigenartige Siegel steckt, das einer Herausforderung des Todes gleichkommen könnte; natürlich nur, wenn der empfindlich wäre.

Der Junge vom Heini hat unter dem Baume die Gitarre vom Jakob entdeckt, zieht sie hervor und fragt, wer denn heute darauf spielen solle. Da zeigt der Jakob auf den Hannes: »Der dort!« Ach, wie macht der Hannes große Augen, als er das Instrument in seinen breiten Tatzen hält und auch daran seinen Namen liest. Da kann er nun freilich nur den Kopf schütteln. Jetzt solle er aber auch Musik machen, bittet der kleine Junge. Der Hannes klimpert und stümpert ein wenig herum und gibt es wieder auf. Das müsse er erst richtig lernen, sagt er. Dann setzt er sich in eine Ecke, stützt das Kinn in die Hände und scheint nach soviel Frohmut und Danksagung ein wenig Stille und Schweigen nötig zu haben. Nach einer guten Weile mit noch mancherlei Bewunderung hinüber und herüber bringt die Frau vom Heini die Kinder zu Bett. Dann gibt es noch ein Glas Punsch, und die Frauen sagen »Gute Nacht«. Die Männer aber strecken die Beine lang und blasen den Rauch ihrer Festzigarren vor sich hin. Man könnte meinen, daß ein jeder von ihnen seine ganz persönlichen Gedanken nicht anders als an diesem Abend auszudenken vermöchte. Vielleicht ist es auch nur eine vollendete Sattheit in Herz und Hirn, was sie so schweigselig macht. Der Jakob jedenfalls trägt ein recht zufriedenes Gesicht zur Schau, wie er so mit zurückgelegtem Kopfe seine blauen Rauchkringel unter die Decke hinauf bläst und hinter ihnen drein blinzelt.

Schließlich macht der Heini doch den Mund auf und sagt,

ja, es sei wohl etwas Merkwürdiges um dieses Fest ... Dabei aber bleibt es zunächst, bis der Jakob plötzlich gleichsam aus dem Hinterhalte auf dieses harmlose Wort vom Heini zurückkommt.

»Da hast Du nicht unrecht«, meint er. »Das Merkwürdige daran scheint mir jedenfalls für diesmal der Beweis zu sein, wie rührselig die Deutschen selbst in der bittersten Lage sind, die ein ganzes, großes Volk treffen kann.« —

»Hm«, macht der Heini. —

»Ich kann es Dir auch deutlicher sagen«, fährt der Jakob ein wenig gereizt fort, ohne den Blick von seinen emporsegelnden Ringen zu wenden. »Wir Deutschen sind gute Soldaten, Idealisten, Dichter, Denker, was Du willst. Das gibt uns die ganze Welt zu. Trotzdem treibt sie ihr Schindluder mit uns. Warum?« —

Der Heini zuckt die Achseln: »Ja, warum? Weil wir es uns gefallen lassen!« —

Da lacht der Jakob spöttisch: »Das ist natürlich eine billige Diagnose. Das ist sogar eine Tatsache, aber keine Erklärung für ihre Ursache.«

»Wenn Du es besser weißt«, wirft der Heini hin, »bitte sehr ...«

Der Jakob: »Besser wissen oder nicht! Wir glauben jedenfalls immer, daß die anderen genau so gefühlsselig seien wie wir. Die anderen aber rechnen kalt und nüchtern und nützlich ihre Vorteile aus, wenn wir von hohen Gefühlen überlaufen. Man kann gewiß schöne Gedichte und Lieder und erhabene Theorien mit diesen Gefühlen machen, aber der kühle, trockene, mitleidslose Verstand wäre für eine Wirklichkeit wie die unsere sicher praktischer ...«

Der Heini fragt, was denn nun damit eigentlich so Neues gesagt sei? — »Darauf kann ich Dir die Antwort schon geben«, erwidert der Jakob, während er nun wie ein Streithahn den Hals gegen den Heini vorreckt.

»Bitte sehr, heute zum Beispiel ist Deutschland ein einziger großer Honigkuchen, und wer noch ein bißchen daran abbeißen darf, der singt dann sanfte Lieder vor lauter Wonne. Da, horch nur hinaus! Orgelklang und Halleluja, und wenn Du das Fenster aufmachst, kannst Du vielleicht sogar den Weihrauch riechen, mit dem der Herr Pfarrer jetzt dort drüben Gott und den Menschen die Nasen wohlgefällig traktiert . . .« Der Jakob ist aufgestanden und ans Fenster gegangen. »Hörst Du? ‚Friede den Menschen auf Erden!' Fürwahr, ein frommer Wunsch, und es klingt nicht schlecht, wie sie ihn singen. Aber glaubst Du etwa, daß er dem Lande etwas nützen wird? Ha, die andern hocken knurrend in den Winkeln und knirschen: ‚Nieder mit Deutschland!' Und die Welt lächelt wieder einmal mehr und läßt wissen: Ihr habt ja den Frieden, was wollt Ihr noch?« — Der Jakob geht zwischen Fenster und Tür auf und nieder und sammelt sich neue Waffen für seinen alten Zorn. Unter einem Tannenbaume geht er hin und her und lästert, während gottgefälliger Jubelbraus draußen über alle Dächer hallt und hoch und weit die Nacht erfüllt. Ja ein Narr oder ein Besessener. Vielleicht ist es sein Schicksal, das zu sein. Daß es offensichtlich sein Wille ist, daran braucht von den beiden andern wohl keiner zu zweifeln.

»Hört nur, hört nur«, sagt er mit hitzigem Spott, »welchen Überfluß von Klang und Stimme sie auf das Fest des Friedens verschwenden! Sie sollten nicht um Frieden singen, sie sollten um Freiheit schreien! Was aber uns angeht, so sollten wir jetzt auch nicht in den warmen Stuben herumhocken, sondern eben in dieser Nacht durch die Gassen marschieren und es in jedes Fenster hinaufbrüllen: ‚Deutschland, erwache!' Gerade heute, wo sie alle in dulci jubilo mit ihren lahmen Friedensflügeln flattern, da müßte es ihnen in den Ohren gellen, daß die Freiheit über den Frieden geht!« —

Der Heini darauf: »Bitte, willst Du dann vielleicht nicht hinunter schreien gehen?« — Ei, das war Asche auf das Feuer-

chen vom Jakob. Wütend gibt der zur Antwort, der Heini werde wohl wissen, was damit gesagt sein solle. Der Heini lacht nur recht hinterhältig. Der Jakob aber zerdrückt vor Ingrimm seine Zigarre mit Stumpf und Stiel und wirft sie dann in den Ofen.

»Na also«, meint der Heini, »Du willst Dir ja selbst heute nicht mehr die Stiefel vertreten. Für wen soll denn die Epistel sein?«

Der Jakob postiert sich ans Fenster, starrt hinaus und schweigt. Ein verletzter Prophet. Haha. Doch kommt den Heini dann offenbar ein Anflug von Mitleid an, und er sagt: »Nun gut, wir wissen doch allesamt, wie die Dinge stehen, und im Grunde hast Du recht. Aber erstens ist es nicht unsere Schuld, daß wir nicht so tun können, wie wir heute vielleicht wollten, und zweitens dürfen wir jedenfalls uns einmal mit gutem Gewissen ein Stück Honigkuchen, wie Du meinst, gönnen. Von denen dort drüben mit ihrem Georgel will ich auch nicht reden ...«

Der Jakob kehrt versöhnlich zum Zigarrenkasten zurück, zündet sich ein neues Stück daraus an und setzt sich wieder in seinen Stuhl. Der Heini erhebt sich. Der Punsch sei alle, er wolle roten Wein heiß machen, dann säße es sich besser, und scharfe Zungen hätten auch ein wenig Balsam nötig. — »Ja, Heini, Du magst es mir übelnehmen oder nicht: Der Krieg ist trotz des Friedens noch längst nicht zu Ende. Und wir dürfen genug aufpassen, daß es uns schließlich nicht auch noch so ergeht wie den andern, die das vergessen haben ...« »Keine Sorge, mein Lieber«, erwidert der Heini, »davon können wir nachher noch sprechen, da redet es sich leichter.«

»Es ist doch so«, sagt der Jakob, als der Heini draußen ist. Aber der Hannes schweigt sich aus. Überhaupt, er hat die ganze Zeit über nicht ein einziges Wort verloren. War er nicht heute auf dem Wege zum Michel in dieser Hinsicht besser aufgelegt? Der Jakob wirft einen prüfenden Blick zu ihm hinüber. Der Hannes sitzt dort, das Kinn zwischen den Fäusten und eine

erloschene Zigarre im Munde, auf der er träge herumkaut. Der Jakob sieht ihm eine Weile zu, dann fragt er ihn, warum er denn solch ein Holzgesicht mache, was er denn habe? Der Hannes bleibt stumm wie zuvor. Nur seine Kinnmuskeln arbeiten emsiger, das ist deutlich zu sehen. Da geht der Jakob hin und versetzt ihm einen Stoß gegen die Rippen: »Was ist denn los mit Dir?« Der Hannes legt unwillig den Kopf zur Seite und macht eine abweisende Handbewegung. Dann steht er auf, wirft die zerbissene Zigarre in den Aschenbecher, steckt die Hände in die Hosentaschen und durchwandert die Stube genau so, wie es der andere vorhin getan hat. Nur einsilbiger oder gleichgültiger vielleicht.

Auf einmal bleibt er vor dem Jakob stehen: »Nicht, daß Du meinst, es wäre etwa wegen Eueres Disputes . . .«

»Ach herrje«, spottet der Jakob.

Der Hannes jedoch schüttelt den Kopf: »Es hat ja keinen Wert, daß ich Dir das erzähle . . . Ich bin vorhin nach Hause gegangen und habe meine Siebensachen dort geholt. Und da hat es geheißen: ‚Wohin schon wieder', und ‚zum Fressen allein brauchst Du auch nicht zu kommen, dann mach Dich doch ganz aus dem Hause', und ‚Du mit Deinen sauberen Freunden!' und so weiter. Und ‚der Herr Pfarrer hat dies gesagt und das gesagt!' Ach, was rede ich denn überhaupt darüber . . .? Laß uns lieber einen Augenblick vor die Tür gehen . . .«

Sie gehen hinaus in den Schnee und vertreten sich ein wenig die Beine. »Ja«, brummt der Hannes, »nun hocken sie auch in ihren Betbänken dort drüben und tremolieren fleißig mit . . .«

»Wer?« —

»Na, meine Leute — mein Bruder! Vorhin ging er mit dem Messer auf mich los . . ., der Pfaffenschädel, der elende. Vielleicht gibt es für ihn auf diese Weise einmal das Geschäft daheim zu erben, wer weiß? Ich habe nun jedenfalls jahrelang die Zähne zusammengebissen. Aber jetzt ist es bald Zeit. Eines Tages gibt es ein Unglück . . . wenn ich hier bleibe . . .«

Dem Jakob ist inzwischen die Redelust mitsamt seinem hoffärtigen Spott den Hals hinuntergefahren. Nun steckt ihm etwas in der Kehle. »Na, Schluß. Was liege ich Dir denn damit auch noch in den Ohren«, sagt der Hannes unwillig über sich selbst. Und dann wandern sie wieder auf und ab. Der Hannes deutet zur Kammer hinauf. Dort brennt noch Licht. »Ob Karin auf Dich wartet?« meint er. Der Jakob: »Die Weiber werden heute auch nicht fertig mit dem Schwätzen. Hörst Du, wie sie gurren?« — »Es wird ihnen so gehen wie uns«, versetzt der Hannes.

Plötzlich stößt er einen zischenden Fluch durch die Zähne.

»Was ist denn das dort oben?«

Dann ist er an dem Fahnenmast, zerrt die Leine los: ein starrer, schwarzer Klumpen saust herab, schlägt dumpf auf den verhärteten Schnee. Was? Dem Jakob quellen die Augen über vor Ekel, und er wendet sich ab. Der Hannes aber packt den steifen Katzenkadaver an dem mit Tannenzweigen umschnürten Schwanz und schleudert ihn mit gewaltigem Schwunge weit auf den stillen Markt hinaus. Er wischt sich die Hände an den Hosentaschen ab, bückt sich, hebt einen Zettel vom Boden: »Fröhliche Weihnachten!«

»Hah, dieses rotborstige Schwein . . .! Aber es ist ja gleich. Heute wird alles auf dieselbe Rechnung geschrieben.« — Während sie ins Haus gehen, spuckt der Hannes vor sich hin, als hätte er Haare mit Löffeln gegessen. »Pfui Teufel!« Man kann ihn selbst im Dunkel die Zähne fletschen sehn. Drinnen will der Heini wissen, wo sie sich denn herumgetrieben hätten. Ob er ihnen den Wein etwa gar hätte auf die Gasse nachtragen sollen? — »Draußen ist so eine großartige Luft«, erklärt der Hannes. Dabei sieht er aus, als hätte man ihn soeben zur Ader gelassen. Mit einer gewissen Hast greift er zu dem dampfenden Trunk:

»Auf die Heimat, Heini, auf den Führer und auf unseren Sieg!«

Vom Markte herauf ist Getrippel und Geplapper zu hören. Die Christmette ist zu Ende. Die drei Männer hier oben lauschen, schlürfen ihr Getränk und rauchen. Und immer stiller wird die Nacht und immer spürbarer die tiefe Geborgenheit in dieser warmen Stube. Da beginnt nun der Heini mit einer scheuen Stimme, die niemand an ihm kannte, einen Monolog; stockend, wie ein Mann, der sich die Gedanken zu seinen Worten nach und nach aus weiten Fernen erst heimlocken muß.

»Heimat«, sagt er, »ja. Davon hast Du vorhin gesprochen, Hannes . . .« Der Hannes könnte nun antworten. Mit Ja oder mit Nein, wie er wollte. Aber er antwortet nichts. Eine Pause verstreicht. Nichts als die ruhigen Atemzüge der drei und das leise Fauchen, wenn sie den Tabaksrauch langsam durch die Lippen davonblasen.

»Mir geht heut manches durch den Kopf«, murmelt der Heini dann und wartet wieder. Die beiden andern bleiben stumm, behaglich stumm. Daraufhin spinnt der Heini beharrlich sein Fädchen weiter. Vor zehn Jahren sei er ungefähr genau so alt gewesen wie sie, der Hannes und der Jakob jetzt. »Nein, damit ich mich nicht irre, fünfzehn Jahre ist es sogar schon wieder her; wie komme ich nur auf zehn . . .?«

»Sprichst Du vom Kriege?«

». . . Ich habe bisher eigentlich gar nicht wieder so richtig darüber nachgedacht: Ja, fünfzehn Jahre, heute sind es genau fünfzehn Jahre . . . Ich war damals wohl doch noch jünger als Ihr jetzt . . . Aber es ist ja auch gleichgültig. Heute fällt mir auf einmal alles wieder ganz deutlich ein . . .«

Sibirien . . .? —«

Der Heini nickt: »Weihnachtsabend! Heute vor fünfzehn Jahren, fast um dieselbe Uhrzeit . . .!«

»Wie? Da bist Du damals in Gefangenschaft geraten . . .?«

»Nein, Hannes. Das nicht. Das meinte ich nicht.«

Der Heini mustert plötzlich seine Fingerspitzen von innen und außen und saugt angestrengt an seiner Zigarre. Das

dauert eine Weile. »Wie soll ich sagen«, fährt er dann fort, »es ist eigentlich komisch, daß ich jetzt nach soviel Jahren hier sitze und darüber erzähle wie aus einem Buch, das ich in der Hand habe, und wo man dann einfach lesen und sich Gedanken machen kann, ob alles wahr ist oder nicht; und weiter passiert Dir dann nichts ... Ja ... also wir waren damals in Sibirien in den Kohlengruben, was die Russen so von Deutschen und Österreichern und so weiter zusammengefangen hatten: Pioniere, Handwerker, Steinmetze, Bergarbeiter. Und dann bei jedem Wetter in den Schacht; aber nicht, daß Ihr meint, wie bei uns. Nein. Siebzig Fuß auf Holzleitern senkrecht in die offenen Löcher und in den Stollen. Baumlange Gendarmen mit der Nagaika, wenn es zu langsam ging. Acht Stunden lang. Wir: verhungert, verkommen, verlaust, halb erfroren mit Ruhr und Typhus und so — und dann im Akkord mit Kolben und Peitsche. Unsere Rubel haben sie versoffen, die Panjes, und mit der Wodkahitze im Leibe haben sie uns dann Tag und Nacht eingeheizt.

Kurz und gut: Weihnachten kommt. Einer hat sich einen Kalender in der Baracke ausstudiert. Wir wissen also, wann zu Hause Weihnachten sein muß. — Drei Baracken, jede Baracke eine Schicht. Für den Weihnachtsabend trifft die Nachtschicht auf unsere Baracke. Wir haben das schon lange vorher ausgerechnet. Der Lagerkommandant läßt bekanntmachen, daß am Weihnachtsabend schichtfrei ist. Gut. Jeder sagt, er ist doch ein anständiger Kerl, der Kommandant. Wenn er auch von früh bis spät besoffen ist und unser Verpfleggeld mitsamt allem anderen zu Schnaps macht. Jetzt brauchen wir wenigstens an diesem Abend nicht einzufahren. Eine Feier ist zwar verboten, aber wir haben trotzdem ein kleines Bäumchen heimgeschmuggelt, Talglichter gestohlen, Papiersterne geschnitzelt; wir haben ein paar Rubel zusammengespart, dafür drücken die Posten ein Auge zu. Einige von uns haben sogar Heimatpakete bekommen.

Nun, nicht daß Ihr glaubt, es sei noch etwas Nennenswertes darin gewesen. Was die Russen nicht brauchen konnten, das haben die Ratten zernagt und gefressen. Aber immerhin: es war etwas von daheim; Fetzen und Krümel aus Deutschland.

Einer hat eine kleine Mundharmonika. Wie und woher? — was weiß ich . . .« Der Heini pafft ein paarmal, macht ein gewaltiges Qualmgewölk, als wollte er damit nun alles Gegenwärtige vollends vor seinen Augen verdecken, gießt sich ein halbes Glas Wein auf einmal in die Kehle und nimmt seine Sache wieder auf: ». . . Der Weihnachtsabend kommt, es ist eine Hundekälte, wir hocken zusammengedrängt um unser Bäumchen in der Baracke, ein paar Kerzenstummel daran, die Fenster zugehängt. Wir verbrennen uns das Maul am heißen Tee; ein österreichischer Oberleutnant, unser Barackenältester, hat für jeden eine Zigarette besorgt, und der mit der Mundharmonika spielt ganz leise: ‚Stille Nacht, heilige Nacht!' Der Teekessel hängt ohne Unterlaß über ein paar Talglichtern und klingelt und brummt. Jeder hat mit sich zu tun. Die meisten verheiratete Männer — zu Hause Frau und Kinder —, Ihr versteht. Ich war der Jüngste. Schließlich kehrt jedeiner das Gesicht in eine andere Ecke. Einige summen die Melodie mit, ein alter Landstürmer legt mir die Hand auf die Schulter. Ich weiß, daß ihm die Tränen in den Bart rieseln, und gucke ihn nicht an. Ach, ich kann Euch das nicht so schildern. Auf einmal bimmeln die Russen draußen zum Schichtwechsel . . .«

Der Heini hält ein, atmet schwer auf. Die beiden anderen sitzen unbeweglich da und haben die Fäuste unterm Kinn. Der Jakob betrachtet unentwegt die Tannenspitze drüben in der Ecke, während der Hannes stumpf zu Boden sieht und in einem fort an seiner Unterlippe nagt. Wieder hat der Heini mit seiner Zigarre zu schaffen. Aber sie ist erloschen. Er läßt es dabei.

»Also, wie gesagt, auf einmal Signal zum Schichtwechsel. Nun, wir dürfen ja heute daheim bleiben. Wir bleiben also allesamt ruhig sitzen und sinnieren weiter. Der Alte neben mir streichelt die Tanne, als wäre sie auf seinem Bauernhof daheim gewachsen, oder so, wie man einem Kind über den Schopf streicht. Und plötzlich fängt er an, von der Heimat zu reden, wie ein Pastor. Da hört der andere mit der Mundharmonika zu spielen auf und heult. Heult wie ein altes Weib los. Das war zum Beispiel sonst derjenige, der hinten und vorne das große Wort führte, wenn es darum ging, über den Krieg und die Militaristen und Kapitalisten und Deutschland loszulegen. Ihm wäre alles egal, ob der Krieg gewonnen würde oder nicht; Vaterland, ha, es könnte ihm gestohlen werden. Weiber und etwas zu fressen: Dann wäre er überall daheim. Ja. Auf einmal schreit er den andern an, er sollte die Schnauze halten ... Der Oberleutnant geht hin und rüttelt ihn an den Schultern: Mensch, willst Du das jetzt sein lassen! Willst Du das Heulen aufgeben und keinen Streit anfangen! Wir müssen uns alle auf die Zähne beißen, um nicht auch mitzuflennen. Spiel weiter, befiehlt der Oberleutnant. Ein paarmal. Was soll ich lang Worte machen: auf einmal packt der seine Mundharmonika und knallt sie auf den gefrorenen Boden, daß sie in Stücke fliegt. Ich seh' ihn noch heute wie er dasitzt und den Kopf ganz tief vornüberfallen läßt und keucht. ‚Du, ja, Ihr — Ihr wollt ja alle wieder heim. Aber ich will nicht mehr heim. Ich nicht, ich nicht mehr. Ich will hier verrecken. Nein, ich werde sie umbringen. Ich werde diesen Kerl auch umbringen und den Hurenbalg schmeiße ich an die Wand, jawohl.' Dann hat er sich plötzlich aufgerichtet und uns alle angeschaut und geschluchzt und gelacht: ‚Was? Wie? Habt Ihr auch alle solche Weiber, weil Ihr wieder so gern nach der Heimat wollt?' Wir reden ihm zu: ‚Fritz, Du bist verrückt. Du gehst mit uns, wenn der Krieg jetzt bald aus ist, es kann ja nicht mehr lange dauern' ... ‚Nein', sagt er plötzlich

ganz ruhig. ‚Nein. Das wird nicht mehr. Ich weiß es. Hier, hier ist der Brief. Lest ihn nur vor. Aber Ihr dürft nicht über mich lachen, nicht wahr? Nicht lachen! Und denkt auch ein bißchen an mich, wenn Ihr wieder daheim seid . . .'

Ach, ich vergesse nie, wie dieser Mann dasaß und uns hilflos und bettelnd ansah, einen nach dem andern, und unserem alten Landser hielt er die Hand hin und konnte dabei noch nicht einmal mehr aussprechen, was damit gemeint war. Als der Oberleutnant ihm den Brief wieder in die Tasche stecken wollte, da nahm er das Papier und ließ es an einer Kerze anbrennen, auf der offenen Hand verbrennen. Es hat ihm nicht lange wehgetan, nein . . .«

Der Heini netzt sich mit der Zungenspitze die Lippen, als wäre er soeben durch eine Salzwüste marschiert. Er bewegt einen Augenblick lang den Mund, ohne ein Wort zu sagen; es sieht aus, als brauche er einen neuen Anlauf, um weiter zu sprechen. Und dann ist seine Stimme plötzlich ganz brüchig:

»Es paßt eigentlich gar nicht auf einen Weihnachtsabend, was ich Euch da erzähle. Aber damals war ja auch Weihnachten, und ich sage das nur alles, damit Ihr Euch ein Bild machen könnt, wie das seinerzeit so war. Also da sitzen wir so wie wir jetzt hier, und dann stellt Euch vor, die Tür geht auf einmal auf, und sie kommen und schlagen mit den Kolben darauflos und treten und trampeln und so weiter. Da hängt auch schon der Fritz einem von den Kerlen an der Kehle, ein Schuß — aus. Wie er auf dem Boden liegt, . . . ach, ich will das nicht beschreiben. Jedenfalls, sie haben uns mit Peitschen und Bajonetten und Kolben hinausgetrieben, und draußen, der Schnee meterhoch, immer mit der Nagaika von den Gäulen herunter uns auf die Schädel, bis wir alle im Schacht drunten waren. Ein paar sind im Schnee liegengeblieben, auch der Alte, der uns die Predigt halten wollte. Er hat sich dazumal auch den Marsch in die Heimat erspart. Ha, meiner Lebtag werde ich denen das nicht vergessen, da soll mir nur einer kom-

men mit Rußland und dergleichen! — Wißt Ihr, was sie dann mit uns gemacht haben? Am nächsten Morgen lassen sie uns antreten, zwei Maschinengewehre vor der Front aufgebaut, der Herr Lagerkommandant erscheint, besoffen wie immer, und schreit, er würde uns alle zusammen abschießen lassen. ‚Ihr Hunde, ihr Schweine, wenn ihr uns das Brot wegfressen wollt, dann habt ihr auch zu arbeiten. Ich werde euch meutern helfen!' Der Oberleutnant meldet sich: Er hätte doch selbst die Erlaubnis gegeben, daß wir am Weihnachtsabend in der Baracke bleiben dürften. Da lacht die pockennarbige Katze, daß man ihr bis in den Rachen hinabschauen kann: Wir wären in Rußland und hätten uns nach dem russischen Kalender zu richten! Ja, wir hatten wohl vergessen, daß die Russen das Fest an einem anderen Tage feiern als wir. Der Bluthund aber hat das ganz genau berechnet, als er sagte, wir brauchten an diesem Abend nicht einzufahren . . .«

Der Heini erhebt sich und verbirgt sein fahles Antlitz am Fenster. Dort steht er und starrt hinaus in eine stille, weite Weltnacht, von der außer ihm hier niemand sagen kann, ob sie anders ist als die vor fünfzehn Jahren. Die Kuppel ist gewiß die gleiche, hoch und heilig. Der Heini kennt sie gleichsam von einem Ende zum anderen. Sie wölbt sich gewaltig über Länder und über Zeiten. Und gar vieles verhallt in ihr wie ein Nichts und will immer wieder von neuem berufen werden, wenn es seinen Klang behalten soll. Hier hat ein Mann Augen wie schwarzes, glühendes Glas; und mit diesen Augen sucht er tausend Blicke wieder, die dort oben hängen müssen; seit anderthalb Jahrzehnten müssen sie dort oben in den Gestirnen stehen. Heute fordert er sie zurück. Vielleicht fallen sie in dieser Nacht wieder herab über tausend Schläfer in diesem Lande, tausend inbrünstige Gesichte von Heimat und Vaterland . . .

Endlich kehrt sich der Heini wieder den anderen zu. »Gott bewahre uns vor der russischen Peitsche«, sagt er düster, und

die Narbe auf seiner Wange zuckt wieder tief und dunkel. Ja, die Lanzenspitze hat ihr Mal gründlich eingegraben. Auf Lebenszeit. Und jetzt noch beißt der Heini darob die Zähne hart aufeinander, obschon er keiner von denen ist, die mit sich selbst Mitleid haben. Die beiden anderen stecken ihre Zigarren wieder in Brand und schweigen sich aus. Es bleibt ja auch wenig zu dem zu sagen, was der Heini da erzählt hat. Sollten sie sich etwa jetzt damit wichtig machen, daß sie vorhin eine Schändlichkeit an den Fahnenmast gebunden fanden? — Der Jakob dreht den Ring mit dem Totenkopf am Finger und betrachtet ihn angelegentlich. Dann knurrt der Heini etwas von dem schönen Wein, der da herumstehe und kalt geworden sei: Sie sollten austrinken. »Ich habe draußen in der Küche noch einen Topf voll parat. Wenn nur das Feuer noch nicht erloschen ist . . .«

»Jaja, der Heini«, sagt der Hannes zum Jakob, als sie allein sind, und es ist durchaus nicht herauszuhören, ob er den Heini in Sibirien oder jenen drüben in der Küche meint, der da mit Herdringen und Geschirr ein wenig Geklirr im nachtschlafenden Hause macht. Es dauert nicht allzu lange, bis der Heini sein dampfendes Gebräu hereinbringt.

»Prosit!« Sie heben die Gläser einander zu, der Heini tut, als ob er etwas Bemerkenswertes auf der Zunge hätte, aber es ist doch nichts weiter. Ach, was sollten sie denn viel Worte machen, meint er. »Laßt es Euch schmecken!« — Die Kirchturmuhr schlägt überm Markt; etwas schrill, etwas anmaßend hämmert sie da mit ihrem schmetternden Eisenklöppel einen Riß in die majestätische Stille, die geradezu schmerzhaft aufzuckt und zittert. Der Hammerschlag der Glocke ist auch schuld, daß die drei hier auf den goldenen Sockel und von dem wiederum auf den Großbauern zu sprechen kommen und auf eine ganz gewisse Art, ein übler Mensch zu sein und dennoch dem Herrgott seinen Segen mit Händefalten und klingender Münze abzudingen. Es ist, als ob diese drei Männer hoch unter dem

Sternenhimmel säßen und über vielerlei winzige Geschöpfe tief drunten zu schalten und zu walten hätten. Zweifellos eine kühne Erhabenheit, gleichsam ein Hochflug der Gedanken, wenn auch die Worte dazu ungeflügelt bleiben und sozusagen eher Schritte auf hartem Pflaster als Schwingenrauschen in exzellenteren Sphären sind. Der Heini tut dem Großbauern kein Leid an, obschon sich herausstellt, daß der Geier sich den großen Hof aus Kriegsnot und Zusammenbruch anderer recht listig erhandelt und erhändelt hat. Nein, im Krieg sei der nicht gewesen. Der habe sich damals aus dem Hunger der reichen und der armen Leute gutes Geld gemacht, sagt der Heini. »Aber ich kann ihn nicht beneiden, weiß Gott nicht. Ich meine, solche Gesellen sind für uns so geschaffen wie die Maus für den Adler. Da hat eines durch das andere seine Aufgabe, und das müssen wir nun einmal in Rechnung stellen, wenn wir schon beim Herrgott in seinem großen Buche ein bißchen mitschreiben wollen. Das ist meine Meinung!«

Auf einmal ist die Frau vom Heini in der Stube. Keiner hat sie kommen hören, und alle sehen sie nun befremdet an.

»Nanu«, sagt der Heini verblüfft, »was geisterst Du denn noch herum?«

Die Frau aber wendet sich einfach an den Jakob: »Nun ist es so weit. Ich weiß nicht, ob wir nicht den Arzt holen sollen, Jakob.« —

»Den Arzt?« —

»Karin«, flüstert die Frau vom Heini aufgeregt. —

Bis zum Morgengrauen ist eine unendlich lange Zeit. Diese Nacht ist unermeßlich, sie scheint stehengeblieben zu sein und auf die verhaltenen Schmerzenslaute zu lauschen, die leise aus der Kammer dort oben dringen. Endlich schleicht ein dunkelgrauer Schimmer draußen am Fenster herauf. Dann steht plötzlich wiederum die Frau vom Heini im Zimmer. Der Jakob, bleich und übernächtig, schrickt zusammen.

Die Frau, zwischen Lachen und Tränen: »Ein Junge, ein

gesunder Junge. Es ging alles gut.« Und dann schießen ihr die Tränen und das Lachen heillos über das ganze Gesicht.

Der Jakob fährt sich über die Augen, als ob sie ihn schmerzten. Aber weit und breit keine Sonne, die gleißt, nein. Der Heini gibt ihm stumm die Hand. Fürwahr, kein Wort. Auch vom Hannes nicht. Nur seine harte Hand spricht, was sein Mund verschweigt.

Der Jakob legt den Kopf zurück und geht lächelnd aus der Stube, bedächtig und lächelnd in die Kammer hinauf. Auch die blasse Karin lächelt matt, als er sie behutsam auf die bleiche Stirn küßt und ihre müden Hände und ihr feuchtes Haar streichelt.

»Du«, sagt er, »Du.« In dem Weidenkorbe neben dem Bette schreit ein kleines, winziges Wesen lauthals und unbarmherzig aus den Kissen.

Da steht der Jakob, sein Blick versenkt in diesem Korbe, und Gott könnte in sein Weltall nicht nachdenklicher und freundlicher hinabschauen. Und dann hält er flüsternde Zwiesprache mit dem neuen Menschlein.

»So«, murmelt er, »da bist Du, Du kleiner Mann; das bist Du also, Du kleiner Krähhals!« — Lange steht er still da und schaut in den Korb und hinüber in das bleiche, freundliche Muttergesicht, bis Karin eingeschlafen ist, erschöpft und lächelnd. Da schleicht er sich auf den Zehen hinaus. Draußen ist weicher, blühender Neuschnee gefallen. Als er wiederkommt, sagt die Frau vom Heini, nein, so etwas hätte sie noch nicht erlebt, wie Karin die Zähne zusammengebissen habe. Aber der Jakob nickt nur und hat kaum ein Ohr für sie. Auch draußen ist er vorübergegangen wie ein Träumer, draußen, wo die ersten Kirchgänger sich über irgend etwas Dunkles erregt haben, das da am Wege lag, verschneit und anstößig.

*

Es braucht keineswegs ein Geheimnis daraus gemacht zu werden, daß die Bauern weit und breit gerade so tun, als ob der Doktor gar nicht da wäre. Neulich gab ihm der Peter den Rat, er möge es doch einmal auf andere Weise mit ihnen versuchen. »Dem Vieh Asche zwischen die Hörner streuen, rücklings um den Stall schreiten und einen Ziegelstein über den Kopf hinter sich werfen, das sind andere Rezepte!« Der Doktor lachte, er sei kein Hexenmeister, leider. — Nun, meinte Peter, dann müsse er, der Doktor, wohl zusehen, daß er mit dem hochwürdigen Herrn und dem Großbauern auf besseren Fuß komme. Der Jud könne sich vielleicht taufen lassen, und dann stünde dort auch nicht mehr ganz so viel im Wege, haha . . .

»Oh«, erwiderte der Doktor, »sieh Du nur selbst zu, daß diese drei Dir nicht im Himmel und auf Erden noch das Stühlchen vor die Tür setzen, mein Lieber!« . . .

Ja, an Gespött ist bei den beiden kein Mangel. Aber es heißt, daß die Bauernbank dem Peter bereits fest im Nacken sitze, und der Peter sei eigentlich schon des Großbauern Gütler. Was den Doktor angeht, so ist es auch nicht ganz ausgemacht, ob seine flachsköpfigen Buben nicht um vieles schlechter gekleidet herumlaufen als die Kinder vom Neuigkeitsdirektor. So ähnlich jedenfalls soll die Frau Apotheker über diesen Punkt geurteilt haben. Und ob diesem Herrn denn vielleicht der eine Orden noch nicht genüge, den er aus dem Kriege habe? Ob es ihm zuliebe wohl noch einen neuen Krieg geben solle? Ja, es wird in dieser Gemeinde allerorten, sogar beim Einkauf der Semmeln und der Milch, Garn gesponnen und Bein gestellt.

Dieser Doktor! Pah! — Man sagt, die Frau Apotheker sei eine gute und gottesfürchtige Christenperson, obschon ihr Vater noch nichts von einem Christengott gewußt habe. Er soll jedoch sehr reich gewesen sein . . . Aber was hilft alles Gespött auf der einen und alle Fama auf der anderen Seite? Es bleibt dabei, daß die Bauern den Doktor nur holen, wenn selbst der

Teufel nicht mehr zu helfen verspricht. Und auch dann rufen sie ihn erst, wenn es bereits dunkel wird, und sagen, er möge doch den kleinen grünen Wagen nicht an der Straße stehen lassen, es könne vielleicht ein Schabernack damit geschehen, und hier hinter dem Hause sei ja ein so schöner Platz und dergleichen. Nein, dieser Doktor ist ein Gottseibeiuns. Nicht anders. Bekreuzigung, wenn er wieder gegangen ist, bei mancher Bäuerin. Mit den Bauern aber grobe Politik und überlegener Streit. Der Doktor jedoch wird von Tag zu Tag grauer und seine Buben wachsen heran.

Eines Tages kommt er zum Jakob und sagt: »Jakob, morgen früh kannst Du anfangen. Du mußt allerdings schon um vier Uhr drüben sein.«

»Wo?«

»Es ist nichts Großartiges, aber ein paar Mark kannst Du Dir dabei schon heimbringen. Ich habe mit dem Molkereibesitzer gesprochen, und Du kannst morgen früh anfangen, wenn Du willst . . .«

Da schüttelt ihm der Jakob beide Hände: »Danke, Doktor, wirklich vielen Dank!« —

Um vier Uhr in der Nacht ist er längst drüben und hat angefangen. Kannen werden gespült, Böden gescheuert, Bottiche geputzt. Dies wird getan und jenes muß noch getan werden. Der Jakob hat die Hände überall und packt an wie ein Verrückter. Neue Besen kehren gut, sagen die andern. Ehe die Bürger im Ort sich den Schlaf aus den trüben Lidern reiben, ist er mit seiner Arbeit fertig und geht nach Hause. In der dämmergrauen Kammer sitzt bereits Karin und tränkt den kleinen Buben. Der Jakob hält ihm seine geröteten Hände hin, der kleine Kerl greift mit den winzigen Fäusten fest zu, trinkt schnalzend die mütterliche Kraft und funkelt mit seinen blanken Knöpflein im Kopfe zufrieden in die Welt. Der Jakob aber ist nichts als Abglanz dieses Kindes, wenn ihm jetzt jemand ins Gesicht sehen kann.

Karin fragt, wie es denn gegangen sei, und er möge einen Augenblick Geduld haben, er habe sicherlich rechtschaffenen Hunger mitgebracht. »Oh, es geht an«, erwidert der Jakob und ist ganz und gar Kraft und satte Genugtuung in jedem Wort. Und dann singt er dem Doktor das Loblied. Am Nachmittag schreibt er mit seinen rot gegerbten Fingern wieder eine Attacke für die Zeitung. »Es lohnt sich wieder, mit ganz Deutschland anzubinden«, sagt er lachend zum Heini, als der schmunzelnd und mit scheinheiliger Verwunderung wissen will, seit wann Geschreibsel wieder nützlich sei ...

Am Ende der Woche hält der Jakob eine Lohntüte in den offenen Händen. Nicht, daß er etwa die klingende Münze an Ort und Stelle nachgezählt hätte. Nein. »Danke, es wird schon stimmen.« Und er hatte gar keine Hast, aus dem Büro herauszukommen. Im Gegenteil: »Da haben Sie aber eine schöne Schreibmaschine, Fräulein«, und: »Nun dürfte es bald ein bißchen Frühling werden. Dieser Winter nimmt gar kein Ende.« —

»Jaja, Herr Jakob, das ist schon wahr ...« —

Draußen auf der Straße aber wog er den Papierbeutel in der Tasche, da hatte er es eilig mit den Beinen, da schaute er um, ob nicht etwa das Bürofräulein oder sonst jemand hinter ihm drein rufen würde, er möge doch nicht gar so gewaltig ausschreiten. Aber es rief niemand hinter ihm drein. Zu Hause hieß er Karin sich auf einen Stuhl setzen und die Schürze ausbreiten. Und dann schüttete er die Tüte aus. Es war viel Kupfer darin. Aber diesen beiden Menschen konnten vor einem Sack voll Gold die Augen auch nicht besser übergehen. Aus purem Übermut zog der Jakob an den Schürzenzipfeln, daß die Groschen und Pfennige lustig durcheinander klirrten. »He, Karin, siehst Du? Ein jeder kann mit seinem Reichtum machen, was er will. Ich will ihn einmal richtig hören, bevor er mir wieder aus den Augen kommt, hahaha ...«

Auch Karin lachte, und der Jakob sagte, was er nun zuerst kaufen solle, ein Haus oder ein Stück Leberwurst? Hohohoho . . . —

Später kam er dem Heini mit Mietzins und dergleichen. Der aber erboste sich gründlich und meinte, ob er, der Jakob, es nun durchaus auf nichts anderes als auf derlei Torheiten und Widerspenstigkeiten abgesehen habe? Ob er ihn etwa mit dem Großbauern in einen Topf werfen wolle? Wie? Das solle nun ein für allemal gesagt sein: »Nichts da! Davon will ich nichts mehr hören!«

»Alles, was recht ist«, erklärte der Jakob, »aber ich kann Dir ja jetzt das Geld gut und gern bezahlen. Glaubst Du vielleicht, daß ich anderswo nichts zahlen müßte?«

Ich habe Dir gesagt, daß ich davon nichts mehr hören will, und fertig . . .!« Auf diese Weise behielt der Heini die Oberhand. Der Jakob behauptete noch, er werde sich schon zu revanchieren wissen. Damit war die Debatte erledigt.

Am selbigen Tage schickte der Molkereibesitzer herüber, der Jakob möge heute noch einmal bei ihm vorbeikommen. Der Jakob kam. Da sagte der andere, ja, er müsse entschuldigen, daß er ihn so unvermittelt hierher gerufen habe, und er sei wirklich recht zufrieden mit ihm. Es tue ihm selbst leid, aber die Gemeinde habe verlangt, daß er einen anderen Mann beschäftige . . . Der Jakob erblaßte. Weiter war hier nichts zu tun. Er rannte auf das Gemeindehaus. Aber die Amtsstube war bereits geschlossen. Er ging in das Haus des Bürgermeisters und fragte dort mit bebender Stimme nach dem Verhalt. Der Bürgermeister sagte, er habe zwar hier in seiner Wohnung keine Sprechstunde, und wo er wohl hinkommen solle, wenn er jedem Rede und Antwort stehen wollte, der ihm einfach frechweg ins Haus falle? Der Jakob kam nur noch ein wenig näher. Das war alles. Da schrie ihm der Herr Bürgermeister ins Gesicht, er möge sich zum Teufel scheren. Er habe in dieser Gemeinde nichts verloren.

»Da kommen sie mit Sack und Pack einfach hier an, schlupfen bei einem dieser Herren unter, und die Gemeinde soll sie dann füttern! Gehen Sie doch dorthin, wo Sie hergekommen sind, Sie hergelaufener Patron, Sie!« —

Kurz gesagt, es gab einen höllischen Lärm beim Bürgermeister, obschon der Jakob kein lautes Wort verlor und lediglich am Ende ganz dicht mit geballten Fäusten vor dem anderen stand. Da wurde der ein wenig handsamer und erklärte, er, der Jakob Soundso, könne nicht einfach ohne Erlaubnis und ganz nach Belieben zu arbeiten anfangen, o nein! Und was dem einen recht ist, das sei für den anderen billig. Jedenfalls, es gäbe noch genug Leute, die in die Gemeinde gehörten und in erster Linie an der Reihe wären. So. Mehr habe er nicht zu sagen, und nun wolle er endlich seinen Frieden und seinen Respekt im eigenen Hause. —

Der Jakob ging schnurstracks noch einmal zu dem Molkereibesitzer. Der zuckte die Achseln. »Es tut mir wirklich leid, wie gesagt, aber ich kann mich Ihnen zuliebe nicht solchen Unannehmlichkeiten aussetzen«, und »Sie müssen das doch verstehen« und »nehmen Sie es mir nicht übel . . .« Wenden und Winden und Absage.

Der Jakob kam nach Hause und blieb unten beim Heini steinsteif auf einem Stuhle sitzen und sah aus, als ob ihm das Blut im Leibe grau verschossen wäre. Schließlich stand er nach langer Weile auf und tappte draußen feldwärts, wie ein Mann, der einen Mühlstein oder weiß Gott was um den Hals hängen hat. Es muß wohl sehr spät gewesen sein, als er wiederkam. Die Frau vom Heini wurde wach, als er die Treppe hinaufstieg. Da redete er mit sich selbst. Man hätte meinen können, er sei betrunken gewesen. Am folgenden Morgen stand er nicht mehr um vier Uhr in der Molkerei, obgleich dort auch am Sonntag in der Herrgottsfrühe die Räder genau so surren wie an jedem ganz gewöhnlichen anderen Tag auch. Karin wollte ihn wecken, aber da hat er sie nur wütend angesehen und gesagt,

sie möge ihm seine Ruhe lassen, es sei aus. Und Karin verstand und erschrak.

Jetzt kommt er am hellen Sonntagvormittag mit einem bösartigen Blick zum Heini in die Stube herein und hat eine Säge über der Schulter hängen.

»Oho, Jakob, willst Du vielleicht heute Bäume schneiden gehen?«

»Nein. Aber ich wollte Dich fragen, ob Du mir jetzt nicht für diese Säge eine Flinte geben willst?«

Da lacht der Heini: »Da willst Du also doch in den Wald, und weil man Hasen nicht mit der Säge schießen kann, willst Du Dir ein Gewehr eintauschen, wenn ich richtig verstehe?«

»Rede, was Du willst, ich will Dir nur sagen, daß Du leider gar nicht zu lachen brauchst. Wenn ich heute nacht nicht zufällig einen schönen Knüppel zur Hand gehabt hätte, dann könntest Du jetzt vielleicht Deine Fahnenstange stückweise in den Ofen stecken, verstehst Du?«

Ja, jetzt macht der Heini große Augen! Der Jakob legt ihm die Säge auf den Tisch: »Bitte sehr. Und was die Flinte betrifft, so kannst Du Dir Deinen Vers darauf ja nun selbst machen, meine ich . . .«

Dann geht er wieder. Droben in der Kammer wandert er auf und ab, sein Atem fliegt, seine Zähne knirschen. Es dauert nicht lange, und der Heini kommt und will wissen: wieso und woher?

»Ha, wieso und woher? Sie waren zu dritt, der Rothaarige und noch zwei andere. Und wenn ich nicht zufällig einen Knüppel in der Hand gehabt hätte, dann könntest Du heute mit der Säge in den Wald gehen . . .«

auch wecken können, Jakob . . .«

»Der Rothaarige«, sagt der Heini, »so! Du hättest mich ja

»Pah, bis dahin wären sie längst fertig gewesen . . .« Der Jakob zupft an einem Lappen herum, den er um die Hand gewickelt hat.

»Was hast Du denn da?«

»Ach, nichts Besonderes. Einer von den Hunden hat das Messer gezogen.«

»Kreuzsakrament«, entfährt es dem Heini. Der Jakob aber steckt die verbundene Hand in die Tasche und meint, dafür würde diesem Lumpenhund allerdings der Hut heute nicht auf seinen Schädel passen. Er geht hin und zieht hinter dem Herde einen Stecken hervor, faustdick, Eichenholz. »Das wächst wenigstens noch gratis«, sagt er. »Aber auf die Dauer werden wir damit nicht auskommen . . .« Dann beugt er sich über den Korb und beginnt sein Spiel mit dem kleinen freundlichen Buben darin.

*

Der Hannes hat wahrhaftig die Geduld verloren. Kommt er nicht an einem schönen Tage mit der Gitarre in der Hand zum Jakob und sagt, er möge ihm das Instrument aufheben, bis er wieder zurück sei!

»Wie? Du willst fort?«

»Ja. Ich kam, um Adieu zu sagen . . .«

Da lacht nun allerdings der Jakob nicht wenig: »Adieu sagen? Willst Du vielleicht zum Kaiser von China reisen . . .?«

»Nein, aber morgen gehe ich, Jakob.«

Fassungsloses Erstaunen: »Hannes!«

Er habe seinen Entschluß, und daran sei nun nichts mehr zu ändern. Er könne doch nicht warten, bis er vielleicht in der Wut einmal seinen eigenen Bruder totschlagen müsse. Nein, beim Hannes gibt es nichts mehr zu überreden. Morgen früh! Dabei bleibt es. Weder der Heini, noch der Doktor, noch der Peter vermag etwas dagegen auszurichten. Der Jakob hat sie allesamt aufgeboten. Sie haben den Hannes gefragt, wie es dann zugehen solle, wenn ein jeder von ihnen die Flinte ins Korn werfen und auf und davon gehen wollte? Der Hannes hat ihnen zur Antwort gegeben, sie sollten ihn doch so weit kennen,

daß er kein Feigling sei; und er würde gewiß schon irgendwo hinkommen, wo man ihn ebenso gut brauchen könne wie hier.

»Wenn Ihr es wissen wollt: Meine Mutter hat heute gesagt, es sei ihr leid, daß sie mich geboren habe . . .«

Da ließen sie von ihm ab. »Hannes, Hannes! Aber wenn wir es geschafft haben, dann kommst Du wieder, Hand darauf?«

»Jawohl, Hand darauf!«

Der Peter unternahm einen letzten Versuch: Er möge dann doch zu ihm kommen. »Jetzt im Frühjahr, wo unsereinem die Arbeit über den Kopf wächst, rennst Du einfach nach nirgendwo davon!« —

Keine Antwort.

»Auf Wiedersehen, Doktor, auf Wiedersehen, Peter, auf Wiedersehen, Heini!«

Der Jakob wollte ihn wenigstens bis zur Stadt begleiten, wenn er morgen früh losginge. »Ich habe ja Zeit genug.« —

Nun sind sie auf dem Wege, die beiden. Der Hannes kam in aller Frühe, drückte Karin die Hände. Danksagung für so vieles, und er würde sie schon nicht vergessen, den Jakob und Frau Karin. »Leben Sie wohl und alles Gute!« Unter der Tür kehrte er noch einmal um, ging zu dem Korbe und strich mit seiner Tatze über das kleine Menschengesicht darin: »So, werde schön groß und stark, Du kleiner Mann, bis ich wiederkomme . . .« —

Jetzt gehen sie nebeneinander her und schweigen. Ja, seht nur, jetzt wissen sie sich weder Spott noch hohe Worte. So sind sie diese Straße nicht oft gegangen, nein. Vielleicht wartet der Hannes darauf, daß der Jakob sagt: »Komm, wir kehren um, wozu sollst Du da irgendwo in die Welt hinauslaufen für nichts und wieder nichts?«

Aber der Jakob sagt nichts und der Hannes fragt nichts.

Da ist die Stadt! Am ersten Hause bleibt der Hannes stehen, streckt dem Jakob die Hand hin: »Mein lieber Jakob, auf Wiedersehen einstweilen und nochmals schönen Gruß dah im.

Du kannst Dir denken, daß ich nicht sehr gerne gehe, aber es ist am besten so. Und vielleicht bin ich eher wieder da, als Ihr alle meint. Na, es wird sich ja herausstellen. Jetzt will ich noch einmal zum Michel hinauf gehen, wenn es nicht noch zu früh ist.«

»Du hättest Dir doch die Gitarre mitnehmen sollen«, sagt der Jakob, »Du hättest Dir damit unterwegs vielleicht manchen Pfennig verdienen können.«

»Oh, dieser Stecken hier wird mir nützlicher sein, glaube ich.«

Dann Händeschütteln mit festem Druck, alle Kraft darin zusammengenommen; sie schauen dabei schräg aneinander vorbei. »Also: auf Wiedersehen und Heil Hitler!« — »Ja, mach's gut, Hannes.« — »Soll nichts fehlen, Jakob, auf Wiedersehen . . .«

Dort geht der Hannes; verdrehten Kopfes schwenkt er den Hut nach rückwärts, hebt die Hand mit dem Stecken und winkt damit. Es sieht aus, als ob da ein alter Mann wieder junge Beine bekommen hätte und nun mit seinem Stocke triumphieren ginge. »Mach's gut«, ruft der Jakob ihm nach. »Ja«, kommt es zurück, »Du hörst schon von mir. Gruß daheim, Jakob, alter Junge!« Jetzt biegt er um die Ecke, der Hannes.

Fort! Jawohl, Jakob, er ist fort, der Kamerad. Er ist fort. Du kannst nun ruhig wieder nach Hause gehen. Auf was wartest Du noch? Nein, er kommt nicht noch einmal an diese Ecke zurück, um etwa nochmals »Auf Wiedersehen« zu rufen. Du hättest gut und gern mit ihm bis ans andere Ende der Stadt gehen können. Noch könntest du ihn einholen, wie?

Ach so, da ist dieser sonderbare Griff um die trockene Kehle, der so ein wunderliches und ärgerliches Schlucken verursacht? Ja, geh du jetzt nur gemächlich heim und beile dich nicht. Das ist gar nicht vonnöten, du wirst kaum wissen, was du daheim mit einem ganzen Tage anfangen sollst. Der Hannes wird nicht kommen und dir zu heißen Reden Widerpart bieten. Er wird nun nicht mehr kommen. Langsam stapft der Jakob

seine Straße zurück; das Gesicht geneigt, immerfort eine Stimme im Ohr, die bohrt und bohrt.

Volk und Freiheit und ein neues Reich ...

Was ist das? Kann man das in die Fäuste nehmen, packen, festhalten, zwingen: hier, jetzt endlich dagestanden!?

Was soll das, wenn jeden Tag einer dafür ersticken muß, abgewürgt, abgedrosselt, ausgelöscht wird?

Lebendig zu einem Garnichts wird?

Keiner kann sich dagegen wehren. Und doch ist ein Gegner da; heimtückischer als jene, die in den Gassen lauern, Jagd machen und erschlagen.

»Gebt endlich Gewehre her«, sagt der Jakob plötzlich laut, und da weiß er, daß es seine Stimme ist, die ihm da in die Ohren blies. Da macht er nun auch kein Hehl mehr aus diesem merkwürdigen Geflüster zwischen Gehirn und Gehör und spricht sein Gespräch vor der Welt aus, als wäre sie mit ihm auf Du und Schulter an Schulter neben ihm.

»Einen unnützen Hund erschießt man«, knurrt er. »Man erwürgt ihn nicht, man treibt ihn nicht in die Wildnis hinaus ...«

»Holla«, schreit plötzlich jemand, »hast Du denn keine Augen im Kopfe?«

Ach, da wäre nun beinahe ein Gaul mitsamt seinem Schlitten über den Jakob hinweggetrabt. Der Fuhrknecht macht deutliche Gesten mit der Geißel und flucht im Vorbeifahren nicht schlecht von seinem Bock herab. Er hätte besser seinem Roß ein Klingelgeschirr umgehängt, der Tropf, der einfältige ...

Das zweite Buch

Es kam das Frühjahr und begann im Erdreich zu kniſtern. Die Sonne ſchwebt zwar noch ein wenig blaß und müde einher, aber alles in allem iſt doch ſchon ein großes Aufatmen im Gange. Schon weht die Luft die Würze ſprießenden Laubes, von Wurzelſaft und gärenden Feldern über Land.

Man kann wohl ſagen, daß dies für alles, was iſt, ſeine guten Seiten hat. Menſch und Tier erſpüren, daß die Welt das Leben nicht einzuſtellen gedenkt. Ja, der Himmel wird wieder höher und liegt nicht mehr ſo ſchwer auf den Dächern. Das Licht der Sonne fängt von neuem an zu fließen. Winterüber ſtand es gleichſam ſtill und eingefroren.

Ach, laßt es. Es hat ſeinen Gang. Nun macht es ſich an eine alte Arbeit, wie immer. Wer keinen Acker zu beſtellen hat, kein Haus zu bauen und ſonſt keine Geſchäfte dafür aufgeſpart hat, der blickt nicht einmal auf, wenn es ſich rüſtet.

Da geht zum Beiſpiel ein Mann, der die Hände in den Taſchen vergraben trägt, den Kopf ein wenig gebeugt; ſein Schritt pendelt, verſchwendet gewiſſermaßen Weg und Zeit. Ein Seemann an Land? Hier ein Seemann an Land? — Nein. — Er vergräbt die Hände in den Hoſentaſchen, er kann wohl damit nichts Beſſeres tun und verpendelt mit einer merkwürdigen Art einherzugehen die Zeit. So ſieht ihn, wer will, einen jeden Tag daherkommen, als ob ein Geſtade in der Nähe wäre. Wo aber wäre hier weit und breit das Land zu Ende, was? Wo gibt es das hier? Nein, das iſt kein Seemann. Dieſer Mann heißt immer noch Jakob und iſt ein Tagedieb. Er geht nur umher wie ein Seemann, dem das Schiff davon-

fuhr. Sonst hat er nichts zu tun; lediglich, daß er Tag für Tag mit solchen seinesgleichen streitet. Meist stehen die in der dünnen Sonne vor dem Gemeindehaus. Wenn sie seiner ansichtig werden, pfeifen sie auf den Fingern und wispern durcheinander. Geht er hin und fragt spreizbeinig, was ihnen etwa mißfalle, so schauen sie einander ratlos an und antworten nicht. Hat er ihnen den Rücken gekehrt, lachen sie hämisch hinter ihm her. Einer aber ist unter ihnen, der nicht mitlacht. »Schlagt ihn doch nieder, diesen Hund«, sagt der und lauert hinter einem roten Haarbuschen darauf, daß sich einer findet, der dann auch schlägt. Jedoch es rührt sich keiner.

Der Frühling hat sein Gutes. Ja. Man kann sehr wohl wieder den lieben langen Tag auf einem Platze stehen, wenn man dazu die Zeit hat. Oh, die da haben alle Zeit. Zeit genug. Der Heini stellte eine Sitzbank vor seinem Hause auf; etwas anderes fiel ihm auch nicht ein. Aber auch der Winter hat seine Vorzüge gehabt, wenn man vom Jakob und seiner Partei sprechen will. Das ist unbestreitbar. Sie fuhren die Dörfer ein und aus und haben keine Ruhe gegeben. Nun kann man wirklich schon eine ganze Menge neuer Fahnen sehen, auf denen das Sonnenzeichen aufgegangen ist. An einem schönen Tage kam sogar der Ohnehals auf dem Fahrrad zum Heini, um nach einer solchen Flagge zu fragen.

Im Winter ist eine gute Zeit dazu, Dörfer zu erobern. Wenn der Bauer Ruhe hat, will er gerne wissen, was in der Welt vor sich geht. Und wenn er endlich einmal weiß, wie schlecht es steht, dann fängt er auch an zu marschieren. »Wenn der Bauer einmal marschiert, dann marschiert er mit uns«, das ist ein altes Wort vom Doktor. »Eines Tages greift er selbst nach unserer Fahne. Wartet das Jahr ab!«

Der Jakob erschrak insgeheim ein wenig und dachte: Ein Jahr! Das ist sehr lange für dich, vielleicht ist das zu lange. Ein paar Jahre dauert ja alles schon; die zählen ebenfalls mit. — Warten! Warten! Wer kann schließlich sein Leben lang

nichts anderes tun als warten? — Der Doktor erriet wohl seine Gedanken und meinte, wer könne es sagen, vielleicht genüge gar ein halbes Jahr. Wenn die Herren oben noch ein halbes Jahr so weitermachten, dann müsse die Rechnung wohl stimmen.

»Jawohl«, sagte der Heini, »länger kann es so gar nicht mehr umgehen.« Er muß es wissen, wie weit sie ihm den unsichtbaren Strick um den Hals schon zusammengezogen haben. Seitdem er sich die Fahne vor das Haus gehängt hat, lassen sie nicht mehr los. Er steht in seiner Werkstatt und hat nichts zu tun. Er steht in seinem Laden und hat auch dort nichts zu tun. Da liegt sein Geld in den Regalen und verdirbt. Kommt wirklich einer, so heißt es: »Dies ist mir zu alt und das ist mir nicht gut genug. Sonst können Sie mir wohl nichts anbieten?« Und der Heini beteuert: »Ich will Ihnen machen, was Sie wünschen. Drei Tage Geduld! Nein, eine Nacht Geduld nur!« Aber das hilft nichts. In der Stadt, eine halbe Stunde Wegs, gibt es in den großen Bazaren alles, was ein Menschenherz begehren kann, nahezu geschenkt. In der Stadt, eine halbe Stunde Wegs nur, gibt es hunderttausend Männer und Frauen, die um einen Spottlohn den Königen des Geldes und der Bazare die Stiefel küssen. Ja. Der Heini kann es nicht verhindern, daß sein Geld in den Regalen verdirbt; und der Steuereinnehmer kommt und verlangt von ihm die Steuern für den Staat. Kurzer Prozeß.

Ein Jahr lang soll das also noch dauern. Das ist vielleicht zu lange für dich, dachte auch der Heini. Der Jakob aber weiß, was der Heini denkt. Er wohnt in seinem Hause und weiß, was der Heini zu denken hat. Er kann ihm nicht einmal die Kammer droben bezahlen. Die Schlingen liegen gut. Irgendwer zieht sie unablässig enger zusammen. Wenn aber alles noch länger als ein Jahr dauert, was dann? — Der Heini hat ein halbes Dutzend Kinder, und in der Stube vom Jakob wächst auch ein kleiner, neugeborener Mensch. Sie alle wollen

Brot. Nicht nur heute, nicht nur morgen, nicht nur übermorgen, nicht nur eine Woche lang! Ja, darüber muß man sich sehr wohl Gedanken machen. Wenn der Jakob die Zeit verpendeln geht, dann hat er mit derlei Gedanken gerade genug zu tun.

Nun gut, Bataillone marschieren. Gott sei Dank, ganze Bataillone. Sie sind stark geworden und tragen ein und dieselbe Fahne zehntausendfach durch Deutschland. Tag und Nacht. An allen Ecken und Enden ein und dieselbe Fahne. An dieserFahne hängt die ganze Hoffnung von Unzähligen, die nichts mehr zu verlieren haben und dennoch ihr Leben wenigstens für eine große Sache verschwenden wollen.

Der Neuigkeitsdirektor aber schrieb neulich, das sei die Fahne der Bankerotteure. Darauf gab der Jakob die Antwort: Jawohl, wenn der Bankerott das Ziel der demokratischen Staatskunst sei! Aber dann stünde hier wohl die Fahne der Gläubiger einer glorreichen Republik. Der Herr Neuigkeitsdirektor möge nicht auf einen billigen Vergleich hoffen, wenn eines Tages das Fazit gezogen würde.

Jaja, alter Hader, gegen den auch der neue Frühling nicht ankann.

*

Auf der Bank, die der Heini vor sein Haus gestellt hat, sitzt der Michel. Er ist also gottlob aus dem Spital zurück. Bleich, schmal und gebeugt kehrte er heim und muß sich auf einen Stock mit einer weichen Gummispitze stützen, wenn er einhergeht; wie ein Greis. Demnach wußte der Heini, was er tat, als er ihm eine Bank zusammenzimmerte und unter die Fahne stellte. Dort sitzt der Michel nun täglich, so oft die Sonne scheint, und will allmählich wieder ein gerader Mensch werden. Daneben jederzeit der Jakob. Sie haben ihre Gespräche. Das ist Beschäftigung genug; jedenfalls für den Michel. Soeben sagte der Jakob wohlgefällig zu ihm, nein, sie hätten den

Winter nicht verschlafen. Jetzt fügt er hinzu, allerdings müsse nun bald ein Ende kommen. »In jeder Woche wird einer erschlagen, zwei, drei. Je mehr marschieren, desto mehr werden erschlagen. Du kannst es ausrechnen: Ein Jahr hat soundso viele Wochen — wo soll das noch hinaus, ohne Gewehre, ohne Gegenwehr?«

Der Michel schweigt und zeichnet mit seinem Stocke Hakenkreuze in den Sand, lauter Hakenkreuze. Wie töricht!

»Jaja, Michel, wir können uns fast ausrechnen, wann wir an der Reihe sind.«

Der Michel zeichnet und zeichnet, die Sonne scheint. Weiter nichts. Plötzlich hebt der Michel den Stock ein wenig und sagt:

»Da kommt er, dort drüben.«

»Wer kommt?«

»Unser Freund, der Pfarrer . . .«

Ja, dort kommt er. Kinder halten im Spiele ein, eilen scheu zu dem schwarzgekleideten Manne, um sich vor ihm zu verbeugen und ihm die Hand zu küssen. Sein vergilbtes Gesicht bleibt von ihren schüchternen Grüßen unberührt, und mit widerstrebender Gebärde läßt er seine geweihten Hände die pflichtschuldigen Ovationen der Kleinen entgegennehmen. Die Kinder vom Heini halten unter der Marktlinde ebenfalls in ihrem Spiele inne, und das älteste Mädchen kommt nun zögernd auf den Hochwürdigen zu. Der wendet sich ab und geht weiter. Der Bub vom Heini hat sich indessen nicht von seinem Spielplatz weggerührt.

»Jetzt sieh Dir diesen Burschen an«, knirscht der Michel, »sieh Dir ihn an, wie er dahingeht und die gelbe Vogelnase hebt, um die Kinder vom Heini zu verachten!«

»Ja, Michel, ich sehe ihn wohl: Da geht der schwarze Haß, der gesalbte Haß, der sogar die Kinder verachtet, weil er ihren Vätern gilt. Pfui Teufel!« Der Jakob spuckt aus. Hörbar und ohne alle Scham. Eine gewisse Röte fährt ihm wieder in die Schläfen, färbt ihm die Stirn dunkel. »He, komm mal

her!« ruft er zu dem Knaben hinüber. Der ist sogleich zur Stelle. »Warum hast Du dem Pfarrer nicht die Hand gegeben?« will der Jakob wissen. Der Junge macht ein trotziges Gesicht und antwortet, nein, das wolle er nicht.

»Oho!« —

»Nein«, beharrt der Kleine, »ich will ihm meine Hand nicht geben. Der sticht mit den Augen . . .!«

Da lachen die beiden Männer. Es gäbe gar nichts zu lachen, sagt der Knabe. Der Pfarrer habe spitze Augen, und auf seinen Händen seien schwarze Haare. Er wolle ihn nicht leiden, und einem solchen, den er nicht leiden möge, dem gebe er auch nicht seine Hand. Der Michel droht mit dem Stocke: »Warte nur ab, mein Sohn, er wird es Dich schon noch lehren!« —

»Pah!« — Der Junge geht, eitel Verachtung und Trotz. Der Michel auf seiner Bank lächelt hinter ihm her. Aber der Jakob zieht krause Falten über der Nase zusammen und räsoniert: »Da sitzen wir jetzt, heißen zum Beispiel Jakob und löken gegen einen Stachel, der uns unter den Sattel gesteckt ist. Wir sollten den Sattel abwerfen und auch nicht mehr Jakob heißen, das wäre gescheiter.«

Der Michel bemerkt, es sei ja wohl schließlich gleichgültig, wie einer genannt werde, und es komme darauf an, was einer leiste. Kopfschütteln beim Jakob. »Du verstehst mich nicht. — Bitte: Ich bin ein Jakob, solang ich mich entsinnen kann. Das ist soviel wie ein eingebranntes Besitzzeichen für den dort drüben. Das legt der gerade so aus, wie der Geier das Brandmal auf seinem Vieh.« — Darüber belustigt sich der Michel. Aber nun fragt der Jakob, ob es etwa zum Lachen sei, daß der Pfarrer hier die Menschen im Namen Gottes gegen sie aufriefe?

Zu dieser Frage muß der Michel natürlich eine nachdenkliche Miene machen. Damit ist dem Jakob wohl gedient, und so fährt er fort, auf dieser hölzernen Müßiggängerbank zu revoltieren.

»Ei«, sagt er, »weißt Du, warum er das macht? Weil er

krank ist von Herrschsucht und fürchtet, daß das Volk ihn eines Tages nach den Früchten seiner großen Macht fragen könnte — wenn es vielleicht doch einmal vor lauter Schaden klug geworden ist. Und wir? Wir gehen hin und rechnen den Deutschen den Schaden aus all ihrer Zwietracht vor. Und je mehr sie mitzurechnen lernen, desto mehr werden sie erkennen, daß auch er sein Bäumchen auf dieser Zwietracht gepflanzt hat. Sieh ihn nur an: er stellt sich hin und behauptet schlankweg, der Polizeidiener des Herrgotts zu sein. Und mit diesem Anspruch sitzt er über uns zu Gericht, weil wir nicht daran glauben wollen, daß wir den offenen Mord und das Elend im Lande als Gottesgeißel verdient haben. Da zeigt er mit seinen ausgedörrten Fingern auf uns und giftet sich über und über, als wäre es ein Frevel, um Kraft zum Kampfe für die Freiheit einer Nation zu beten und einem Unheil den Krieg zu erklären. Ja, Du lieber Himmel, was ist denn dann überhaupt noch gerecht und anständig, wenn nicht der Einsatz von Leben und Leidenschaft für das eigene, geknechtete Volk? Dann sind wohl die zwei Millionen dafür gestorben, um einfach zur Hölle zu fahren?«

Oh, der Jakob hat große Segel gesetzt. Nun braust er mächtig dahin. Er sagt, ha, in die Kirche lamentieren gehen, wenn das Dorf brennt, das sei natürlich einfacher, als in den Qualm zu springen und dem Feuer Einhalt zu gebieten. Der Michel dürfte hier zweifellos den Einwand erheben, daß ja offensichtlich, soweit das Auge reicht, kein einziges Dach in Flammen steht. Aber der Michel hat auf seinem Rücken eine ansehnliche Narbe unter der Joppe, die noch recht rot und frisch ist und gut und gern ein Brandmal sein könnte. Da er überdies ein Mensch ist, der sich sein eigenes Bild von der Welt malen will und dieserhalb manches Gelesene und Gedachte im Kopfe hat, so nimmt er den Jakob nicht beim Wort, was dessen Redensart vom Feuer im Dorfe betrifft. Im Gegenteil, er sagt, ja, vielleicht möchten die gelernten Gottesdiener heutzutage eine

gründliche Feuersbrunst über die Erde rasen sehen, damit es sich wieder leichter vom Zorne ihres Herrn gegen seine Geschöpfe redete. Denn das alte Konzept sei ja wohl ein wenig verdorben, seitdem in Deutschland ein Mann den Glauben verbreitet habe, daß der Herrgott kaum aus einem Pferd einen Esel und aus einem freiheitsliebenden Volk keinen Lakaien für die Nationen gemacht wissen wolle.

Da sind sie nun unversehens auf einer neuen Gasse, die beiden Banksitzer hier. Auf einem Pfad zwischen Himmel und Erde sozusagen. Der hochwürdige Herr nimmt sich von da aus nur mehr recht unansehnlich aus auf seiner kleinen, alten Kanzel; fast könnte er völlig übersehen werden ...

Der Michel kommt schließlich zu dem Ende, darin müsse wohl alles beschlossen sein, daß das Lamm kein Löwe und der Löwe kein Lamm sei, und daß kein Mensch dies ändern könne. »Mit anderen Worten«, sagt er, »wenn wir glauben, daß der Herrgott sich auch ein wenig um die Ordnung in seiner Welt kümmert, dann dürfen wir ihm keine Vorwürfe machen, daß er uns nicht nur seinen Sonnenschein schenkt, sondern auch Hagel und Blitz. Er wird wohl wissen, was er damit will, wenn er das Recht auf unserem schönen Stern ewig umstreiten läßt. Wenn ich mir ihn vorstelle, dann hat er seine Vorsehung sehr deutlich in den Mut und die Tüchtigkeit der Menschen selbst hineingelegt; lassen die einen es daran fehlen, dann sollen wohl nach seinem Willen die Besseren ihre Acker bestellen. Jedenfalls verhält es sich so, und wir können ihm dieses Gesetz mit tausend Parlamenten nicht umwerfen und mit hundert Lehren nicht außer Kraft setzen. Wir können es verleugnen oder anerkennen. Aber es bleibt trotzdem, wie es ist. Was dürr ist und entbehrt werden kann, fällt immer wieder ab, damit das Starke Raum hat.« —

»Wenn ich bedenke, daß Du auch beinahe vom Ast gefallen wärest, so sprichst Du nicht schlecht von ihm«, stichelt der Jakob. Er will offenbar auf solche Weise das Gespräch wieder zu Tal

lenken. Aber der Michel hat wohl zu lange im Spital mit sich allein auf dem Buckel gelegen und allerhand Merkwürdigkeiten in seinem Gehirn aufgespart, die er nun an den Mann bringen möchte, und so bleibt er hoch oben.

»Rede Du nur, als ob Du der Pfarrer wärest«, erwidert er. »Ich könnte Dir ja auch antworten: Einmal habe ich das Messer zwischen den Rippen gehabt, das genügt mir, danke...«

Da lacht der Jakob und sagt zu ihm, nein, dem Pfarrer wolle er nicht den Rang ablaufen, Gott bewahre! Und nichts über des Michels Meinung! Darüber brauche nicht weiter gesprochen zu werden. Der Michel malt ein paar Ringe und neue Hakenkreuze in den Sand; dann sagt er, wenn man es richtig bedenke, so müßte der Pfarrer eigentlich auf ihrer Seite stehen. Denn die andern wollten nicht nur die Patrioten, sondern auch den Herrgott in Deutschland totschlagen. Darin gibt ihm der Jakob recht. »Ja«, meint er, »wenn wir nicht marschiert wären, dann hätten sie ihnen Kloster und Kirche wohl schon längst in Schutt und Asche gebrannt. Wenn wir nicht siegen, dann kommt es noch...«

Der Michel schweigt, saugt die schmalen Lippen einwärts und nimmt den Kopf brütend zwischen seine Hände. Jaja, es ist nicht gerade eitel Vergnügen, heutzutage dazusitzen und über die Geheimnisse eines Pfarrherrn mit sich ins reine zu kommen.

Drüben pfiff soeben wieder einer auf den Fingern. Laßt sie pfeifen! Der Jakob grollt: »Wir Deutschen sind ein unseliges Hadervolk. Die einen wollen einen König, die andern einen Präsidenten. Die einen greifen zum Messer, weil die andern noch ein wenig Butter auf dem Brot haben. Und schließlich erscheint dann noch der da drüben und will den steinalten Streit um den rechten Gott von neuem säen. Wir sollten doch endlich jeden seine Sache mit der Ewigkeit auf seine Weise abmachen lassen. Wir haben uns in Deutschland ein paar hundert Jahre lang die Köpfe bei diesem Streit um den richtigen Weg in den Himmel genügend eingeschlagen. Unsere Nachbarn

aber haben unterdessen die Erde unter sich verteilt. Jetzt sitzen wir da und werden nicht mehr satt, haben hier unten genug mit uns zu tun und streiten noch immer ums Jenseits!«

Der Michel lacht plötzlich bitter auf:

»Und auf einmal sind wir allesamt über Nacht drüben!«

Dort kommt der Hochwürdige wieder aus seiner Kirche, gelb und dürr. Der Junge vom Heini steht unter der Marktlinde und hält die Hände auf dem Rücken, als er vorübergeht. Der Michel erhebt sich, kratzt eine große Rune quer durch all dieses Gekringel da vor seiner Bank und sagt: »Wer glaubt, daß der Kampf um eine gerechte Sache ein Gottesdienst ist, der muß alles in Kauf nehmen, auch die Zungenfeindschaft von jenem . . .!« Er hebt den Stock und deutet dem Gesalbten nach. Dann macht er sich auf den Weg nach Hause. Der Jakob schreitet langsam neben ihm her bis zur Haustür. Dann kehrt er zum Hause des Heini zurück. Droben in der Kammer hält er wieder Zwiesprache mit dem Kinde im Weidenkorb. »Gut, daß Du nicht mehr Dein Leben lang ein Jakob zu sein brauchst«, murmelt er; und Karin verwundert sich.

Am Nachmittag fährt der Doktor auf seinem alten grünen Wagen unten vor und ruft hinauf, ob der Jakob nicht mitwolle; es gäbe bei den Bauern draußen neben dem Kälberziehen gewiß auch genügend Mundwerksarbeit für zwei erwachsene Männer. Der Jakob steigt ein, und es wird eine gute Fahrt, soweit es die Wortgefechte in Ställen und Höfen über gewisse Dinge in Deutschland betrifft.

Als sie am Abend zurückkommen, dürfen sie beide wohl hoffen, daß das eine oder andere Körnchen ihrer heutigen Saat doch irgendwann einmal aufgeht. Der Jakob ist daher während des Abendbrotes recht guter Dinge. Da zieht Karin einen Brief aus der Schürze hervor und sagt, der sei dieser Tage von ihren Eltern ins Haus gekommen. Der Jakob schiebt augenblicklich Teller und Tasse von sich.

»Was sagst Du da?«

Karin hat ihm das Blatt hinübergereicht, ein Geldschein ist dazwischen gefaltet. Der Jakob liest, verfärbt und verfinstert sich. Er hebt den Blick zu Karin, einen Blick, der vor Ingrimm flimmert.

»Warum hast Du das angenommen, Karin?« fragt er dann plötzlich. Nein, er brüllt auf, springt auf, schlägt die Fäuste auf den Tisch. »Haben sie Dir nicht damals die Tür gewiesen, weil Du Dich einem Habenichts, einem Gaukler, einem Narren an den Hals geworfen hättest? Wie? Was? — Und jetzt wagen sie es, diesen Papierfetzen zu schicken und dazu zu schreiben, er dürfe einzig und allein dem Kinde gehören? Jetzt werfen sie dem kleinen Wurm ein Almosen in die Wiege und machen uns schamlos zum Bettelpack vor ihm, noch bevor es Vater und Mutter stammeln kann! Nun kaufen sie einem das eigene Kind aus und maßen sich mit einem Ablaßgroschen die Verantwortung für sein christliches Seelenheil an!... Karin!... Karin!... Und das hast Du angenommen, das bringst Du mir vors Gesicht?«

Der Jakob ist von Sinnen. Er reißt Brief und Geld in lauter Fetzen, er rüttelt Karin an den Schultern, preßt es durch die Zähne:

»Karin! — Karin!...«

Und dann erstickt seine Stimme jäh, als bräche ihm Blut in die Kehle. Dort stürzt er durch die Tür hinaus in die Nacht.

Hier aber steht eine junge Frau, leichenblaß, mit glasigen Augen; und schössen ihr nicht die Tränen unaufhaltsam über die Wangen, und würde nicht ihr ganzer Leib von einem wilden Beben erschüttert, man könnte meinen, sie sei gestorben und stünde tot da. Sie hat dann lange, lange an dem Weidenkorbe gesessen, und ihr Haupt und ihre Hände lagen auf dem geflochtenen Rande. Aber der Jakob kam erst zurück, als der Himmel wieder grün wurde. Da fand er sie dort, und sie schlief; die Erde fror in einem fahlen Morgen, und die Kammer war kalt.

So endete ein Tag und begann ein neuer.

Mittags stellt sich der Jakob vor Karin hin: »Liebe Karin, ich weiß, daß Du keine Schuld an dieser Sache hast, und ich bin wohl ungerecht gewesen.« Karin antwortet, nein, sie könne seinen Zorn wohl verstehen, und sie habe ihn nur fragen wollen, ob sie das Geld nicht zurückschicken solle. Da atmet der Jakob erleichtert auf und sagt: »Ach, Karin, wie einig sind wir uns doch Gott sei Dank immer!« Und er gibt ihr einen herzhaften Kuß und will wissen, ob sie den zerrissenen Geldschein etwa noch aufgehoben habe. Karin bejaht und gibt ihm die Schnitzel. Da geht er zum Heini hinunter und klebt in der Werkstatt alles fein säuberlich zusammen. Kein Wunder, daß der Heini sich nach dem Warum und Wieso erkundigt und es an spitzfindigen Späßen nicht fehlen läßt, nachdem ihm der Jakob einiges über den Verhalt berichtet hat.

Dabei läßt er es allerdings nicht bewenden. Dieses Flickwerk könne er, der Jakob, doch nicht zurückschicken, meint er. Aber was das beträfe, so wolle er gerne auf die Bank gehen und zusehen, was sich machen ließe. Damit ist der Jakob sehr zufrieden. »Gut, Heini, eine neue Banknote, und dann sollen sie einmal sehen, daß ich nicht ihr Bettler bin.«

Dabei bleibt es. Der Heini bringt den Umtausch wahrhaftig zuwege. Aber dann nimmt er sich Karin beiseite, redet ihr zu und meint, sie solle um des Kindes willen gescheiter sein als ihr Mann. Als der Jakob ein paar Tage später auf die Geschichte zurückkommt, sagt sie rasch, jaja, es sei alles erledigt, und sie habe den Brief dem Heini mitgegeben, als der gerade auf dem Wege zur Post gewesen sei.

*

Der Peter kam eines Tages zum Jakob und sagte, er habe nun im Frühjahr allerlei auf dem Felde zu tun, und ob er ihm nicht dann und wann bei der Arbeit helfen wolle, sofern es ihm nichts ausmache. Er, der Jakob, sei ja wohl kein rechter

Bauer, meinte er, aber das wolle er in Kauf nehmen, falls er sich erträglich anließe. Der Jakob begehrte auf:

»Kein rechter Bauer? Warum kommst Du mich dann holen? Jedenfalls kannst Du Dir das merken: Mein Großvater saß noch auf einem schönen Hofe, gegen den Deine paar armseligen Morgen Maulwurfsdreck und Gestrüpp ein Schrebergarten sind.«

Der Peter grinste: »Dein Großvater, Dein Großvater, der hatte schließlich sogar noch einen Bart, Du Milchgesicht!« — Der Heini schürte auch ein wenig an dem Feuerchen und fragte den Jakob, ob er wirklich die Kuh vom Ochsen unterscheiden könne. Der Jakob blieb dabei: Noch sein Großvater habe einen schönen Hof gehabt, und er selbst könnte von Rechts wegen ebenso gut Bauer sein wie der Peter! — Was Wunder, daß die beiden anderen sich weidlich über diese blasse Theorie lustig machten? — Sie kamen an den Unrechten. Der Jakob erklärte schroff, das sei alles gar nicht so lächerlich, wie sie es da hinzustellen beliebten. Der Hof gehöre heute dem Kloster, und er selbst dürfe nun Steine klopfen gehen — nicht einmal das. Die Pfaffen hätten mit dem Alten damals auf dem Sterbebette ein fettes Geschäft gemacht. Der Peter warf bissig ein, nun, dann hätten sie ihm, dem Jakob, auch viel Ärger und Sorgen erspart. Aber im übrigen blies er mit in das gleiche Horn: Jaja, mit dem Seelenheil, das sei ein gefährlicher Handel. Alles in allem altes Wasser auf eine alte Mühle. Aber auf solche Weise wurden sie sich schließlich einig. Der Heini kam gelegentlich beim Doktor auf dieses Histörchen zu sprechen. Der lachte und sagte, ja, da sei wohl der Frühling in zwei Hitzköpfe gefahren. Aber schließlich hätten sie nicht ganz so unrecht.

Nun macht also der Jakob den Großknecht und ersten Hausmeister beim Peter, und es erweist sich, daß er in der Tat ein rüstiger Kerl sein kann, wenn es sein muß. Mit wahrer Leidenschaft stöbert er herum, um Nieten und Schrauben an

der Dreschmaschine anzuziehen, auszubessern und den ganzen Koloß aufzuputzen wie eine Maienbraut. Bei der Mähmaschine gibt es bereits ein Gewitter auf des Peters Haupt.

»Du läßt ja die Sachen geradezu verkommen, Du elender Wicht«, poltert der Jakob. »Das Öl in den Lagern ist verharzt, und Rost hinten und vorne. Wo denkst Du eigentlich hin?«

Der Peter ist nicht verlegen: »So viel ich merke, willst Du mit Gewalt ein guter Bauer werden. Aber zum Mähen haben wir noch lange Weile. Hilf mir jetzt lieber die Gäule anschirren, alter Professor!« — Das Räsonieren pflegt nun baren Nutzen zu bringen. Wer aber hat das zuwege gebracht? Der Frühling. Niemand anders. Der Peter ist es so zufrieden. Was die Pferde angeht, so schniegelt und bürstet er nun den ganzen Tag an ihnen herum. Heißt es: »Peter, wo bist Du?«, so schreit er »hier!« und steckt gewiß bei den beiden Rappen. Um das Vieh soll sich die Frau kümmern, und an den Maschinen darf der Jakob sein Mütchen kühlen, das ist seine Meinung von der Hofordnung. Aber sobald er einmal nicht aufpaßt, macht sich der andere hinter die Gäule. Dann gibt es Eifersucht und Lustigkeit.

Sagt der Peter etwa: »Was versteht denn ein Nietenputzer schon von einem Roß?« und: »Gib acht, daß sie Dich nicht einmal in den Hintern beißen!«, so fragt der Jakob grinsend zurück, ob er, der Peter, wohl in dieser Beziehung schon einmal Lehrgeld habe zahlen müssen und dergleichen. Ein andermal, als es darum geht, wer von beiden die Rappen lenken soll, schlägt der Peter einen Zweikampf zur Entscheidung dieser Frage vor. Der Jakob jedoch ist schlau genug, der Bärenkraft vom Peter dieses Urteil nicht zu überlassen. Er fordert eine andere Justiz und sagt: »Wir rennen um die Wette über das Heidfeld, bitte sehr!« Das ist nun wieder nicht nach des Peters Geschmack. Aber er schlüpft aus der Falle: »Gut, wir wollen die Rappen frei auf dem Hofe laufen lassen. Derjenige, auf dessen Pfiff sie hören, ist Sieger. Einverstanden?« Seht diesen

Peter an, diesen verschmitzten Burschen, das nennt er einen ritterlichen Plan! Nun, der Jakob ist auch nicht auf den Kopf gefallen und behauptet, er wisse noch einen besseren Weg. Sie sollten die Mähmaschine auseinanderlegen. Wer sie wieder richtig zusammenbringe, der dürfe hinfort die Tiere lenken. Da rümpft der Peter die Nase, lacht und sagt: »Ach, hätte ich Dich doch nie im Leben nötig gehabt. Ich glaube, Du willst mich am Ende noch um meine Rappen bringen. Aber dann gnade Dir Gott, hahaha . . .!«

Wenn dann endlich nach derlei Umständlichkeiten die Rosse ins Geschirr gebracht sind, geht es mit Hussa und Heißa zum Tore hinaus. Manch einer auf der Gasse empört sich hinter seiner Krawatte, wenn dieses Gespann vorbeijagt, daß die Räder tanzen. Den beiden Fahrern aber blitzen vor Vergnügen die Zähne. Oh, es ist großartig mit diesem Frühling!

Manchmal aber, wenn sie Langholz heimfahren, wird der Peter mürrisch wie zur Winterszeit. Dann greift er bei der geringsten Kleinigkeit zur Peitsche und drischt auf die Hengste ein. Im Herbst hat er seinen halben Wald geschlagen. Jetzt kann er froh sein, daß er das Holz endlich um ein paar Mark an den Mann gebracht hat. Ja, die großen Herren lassen sich um ein Spottgeld aus der Fremde kommen, was sie wollen. Die Bauern im Lande aber müssen ganze Forste schlagen, wenn sie bares Geld für Banken und Steuereinnehmer brauchen. Fünfzig Jahre Wuchs um eine einzige Hand voll Taler, das ist gang und gäbe. Will denn überhaupt kein Mensch mehr begreifen, was das heißt? Aber was soll ein Bauer machen, der seinen Hof retten will? Der Herr Leutnant kauft das Holz für seine Säge auch schon lange nicht mehr hierzulande. Der Geier aber hat es nicht nötig, zu verkaufen. Wer weiß, wie er es zu seinem fetten Konto gebracht hat! Am besten ist es, wenn niemand beim Peter die Rede auf diese Dinge bringt. Die Gäule müssen es büßen. So ist er nun einmal, der Peter. Der Herrgott hat ihn nicht anders gemacht.

Dem Jakob geht es gegenwärtig gut. Kupferbraun und gegerbt wie ein Indianer sieht er jetzt aus. An den Abenden steht er in den Versammlungen; wenn nicht, so schreibt er das Seine für die Zeitung in der Stadt. Der Michel ist auch nicht vereinsamt und teilt neuerdings die Bank in der Sonne mit Karin, die ihr Kind in das wachsende Licht hält. Dies und jenes dann; der Michel ist stolz, wenn er Karin zu einem freundlichen Lächeln oder gar zu einem heiteren Lachen gebracht hat. Denn sie hat ebenmäßige, weiße Zähne. Wenn sie lacht, sehen sie prächtig aus. Nur wird ihr schmales Gesicht dann scheinbar blasser. Überhaupt, diese Frau ist immerfort merkwürdig bleich. Vielleicht liegt das nur an ihrem hellen Haar. Das vergießt gleichsam einen schneeigen Schimmer auf ihr Antlitz.

*

Gestern abend hat die Meute in der Stadt einen Knaben zerrissen. Er trug das Braunhemd. Darum haben sie ihn gejagt und zertrampelt. Kein Mensch hat einen Finger dagegen gerührt. Die Polizei dieses Staates pflegt von den Hilfeschreien eines Kindes auf einer finsteren Gasse nichts zu halten. Der Doktor brachte die Nachricht von diesem Morde, als die Männer in Reih und Glied dastanden. Er war aschgrau und heiserte, als er sprach. Er hat schließlich auch ein paar blonde Jungen zu Hause, die noch nichts von Meuchelmördern und Menschenhatz wissen. Er ließ die Fahne senken und die Mannschaft schweigen. Da sahen sie alle wohl ein junges, totes Gesicht vor ihren aufgerissenen Augen; und sie froren vor Haß.

Nach dem Dienst sagte der Doktor zum Jakob: »Es ist furchtbar. Aber wir müssen durchhalten. Wir müssen das Herz in die Fäuste nehmen.« Der Jakob gab nicht sogleich eine Antwort. Als er endlich seine Stimme wieder gefunden hatte, erwiderte er: »Ja, Doktor; aber das war doch noch ein Kind, ein wehrloser, kleiner Kerl . . .« — Der Doktor legte ihm die

Hand auf die Schulter: »Wir können nichts dagegen tun. Sonst setzen wir alles aufs Spiel. Wenn es so weit ist, ja, dann: Auge um Auge!«

»Herrgott, Doktor«, schluckte der Jakob, »stellen Sie sich vor: Ihr Junge . . .«

»Auch dann . . .!« Der Doktor ächzte.

Als der Jakob mit dem Heini allein war, gingen sie nach Hause und setzten sich in der dunkeln Küche vom Heini auf die Bank. Sie schwiegen lange nebeneinander. Dann zündete der Heini das Licht an. Da war zu sehen, wie schmal er seine Nasenflügel gespannt hatte und wie sehr die Narbe auf seiner Wange zuckte. Auf einmal wiederholte der Jakob das Wort vom Doktor, und seine Stimme zitterte:

»Das Herz in die Fäuste nehmen, ja. Aber nicht die Hände in den Schoß legen!«

Der Heini aber antwortete nur: »Wir sind alle keine Feiglinge. Du verstehst mich!«

Dann saßen sie wieder da wie steinerne Männer, die Köpfe vorangestreckt, hager, kantig und fahl. Die Erbitterung kerbte die alten Runen in ihren Gesichtern tiefer und tiefer. Endlich standen sie auf und gaben einander die Hand, ohne ein Wort.

Nun wälzt sich der Jakob ruhelos auf seinem Lager, die Pendeluhr unten in der großen Stube vom Heini tickt gleichförmig und gleichgültig, bei der vollen Stunde macht sie mit dem Schlag der Kirchenglocke gemeinsame Sache. Es ist, als ob diese Nacht hundert Stundenschläge hätte. Immer wieder schreckt der Jakob auf und lauscht. Kann nicht ein Mensch plötzlich da draußen aufschreien, ein Mann, ein Kind vielleicht? Kann nicht auf einmal ein Schuß die stille Nacht zerreißen? Was ist überhaupt noch unmöglich in diesem Lande? Oh, der Schrecken schleicht lautlos über die dunkeln Wege und Plätze. Der Mord hat seine Schwingen über Dorf und Stadt ausgebreitet und kann anfallen, wen er will. Aus irgendeinem düsteren Versteck. Gestern nacht wurde ein Knabe zerrissen.

Ein armer, kleiner, wehrloser Bursche. Soweit ist es also! Wann kommt endlich das Gericht?

Der Jakob starrt in den matt glänzenden Himmel vor dem Fenster: Zarte, schimmernde Seide. Der Frühlingswind säuselt ganz fein an den Scheiben. — Betrug. — Betrug an den Menschen, dieser ganze Frühling mit seinen milden Tagen und seinen sanften Nächten voll süßer Luft. Wer sich von ihm einwiegen läßt, der vergißt, auf das Blutgespenst zu achten, das in schwarzen Hinterhöfen und dunkeln Hausfluren und schmutzigen Kneipen auf der Lauer liegt. Der Jakob dreht sich zur Seite, um dieses friedfertige Firmament da draußen nicht mehr anschauen zu müssen. Aber was hilft das schon? War da nicht eben der helle Schrei einer Knabenstimme? Das Entsetzen macht ihn ohnmächtig, er vermag sich nicht zu erheben. Er lauscht gequält und spürt, wie das Blut ihm in den Adern stehenbleibt. Dieser Schrei, klagend und halb erstickt! Ist das ein Traum? Er lauscht und lauscht; es schmerzt, so angestrengt zu lauschen und sich nicht regen zu können. Er sieht ein verzweifeltes Kindergesicht, den Mund weit geöffnet. Kein Laut. Nur dieses erstickende Gesicht mit dem erstarrten Hilfeschrei auf den Lippen. Plötzlich erkennt er in diesen Zügen den eigenen Buben. Er will rufen. Nichts. Es geht nicht. Karins Antlitz ist da. Oh, auch sie mit diesen geöffneten Lippen, die sich nicht bewegen können. Karin! — Karin! — Wer rief da? Hier rief doch jemand!

Endlich erwacht der Jakob, er sitzt im Bett. Die Stube scheint sich noch ein wenig zu drehen, wie ein ausschwingendes Karussell. Jetzt steht sie wieder. Endlich. Der Jakob wischt sich den kalten Schweiß von der Stirn und atmet tief auf: Gott sei Dank! Draußen klagt weinerlich ein Kauz. »Elendstier«, knurrt der Jakob und legt sich wieder hin, hält die Augen mit Gewalt offen. Da ist auf einmal das Bild einer Versammlung. Vor fünf Tagen war das, in der Stadt. Er stand auf dem Podium und sprach. Unten die Meute. Dann blieben seine Blicke

plötzlich an dem haften, der die Meute trieb. Er mochte einen Augenblick im Sprechen innegehalten und nachgedacht haben. Aber es konnte keinen Zweifel geben: das mußte der Rudi sein. Die Narbe unter dem Auge, ja, das war er. Sie rührte von der Messerstecherei her, die der Rudi damals im Rausche anzettelte. Nun kam sie ihm wie ein Kainsmal vor. Dort unten hetzte der Kamerad von einst die Zuhälter einer Riesenstadt gegen ihn auf, mit schäumenden Lefzen. Die Meute begann zu heulen und zu lechzen. Der Jakob brauchte länger als je, um dachte sogar einen Augenblick daran, hinunterzugehen und verihr Geheul mit kaltblütigen Worten niederzupeitschen. Ja, er höhnlich zu dem andern zu sagen: »Rudi, Du hast mich wohl nicht wiedererkannt, sonst könnte dies hier doch nicht möglich sein?« Es wurde nichts daraus. Die Meute hatte bereits den Blutgeruch in der Nase ...

Draußen schlägt schon wieder eine neue Stunde vom Turm. Die Pendeluhr drunten in der Stube vom Heini mischt sich umständlich mit ihrem langweiligen Dreiklang darein. Der Jakob kann die Augen und Gedanken nicht mehr aufhalten. Der Schlaf begräbt ihn wie ein Berg, der jäh umstürzte.

*

Der Jakob verschlief den Peter. Der ist längst mit den Rappen auf der Flur draußen. »Gut«, sagte der Jakob, »er soll nicht meinen, daß ich ihm nachlaufe.« Damit ging er wieder nach Hause.

Der Michel sitzt auf seiner Bank, der Heini hat heute offenbar auch keine Freude an seiner Werkstatt und sitzt neben dem Michel. Sie haben ihr Gespräch, und es regt sie auf, soviel sich sehen läßt. Was aber sollte die Männer sonst aufregen als jener Mord an einem Knaben? Der Heini meint, es könne ja nicht anders gehen. Wenn man sehe, wie die Parolen zum Totschlag Tag für Tag hunderttausendfach aus den Druckmaschinen kämen, wenn man höre, wie die Bluthunde in den Ver-

sammlungen diese Parolen unumwunden und ungestraft ausgäben, dann sei der Mord an einem halbwüchsigen Jungen nichts als die furchtbare Frucht solcher Giftsaat.

Der Jakob: »Ich fragte Dich neulich, ob Du eine Flinte im Hause hättest. Da hast Du geglaubt, Du müßtest über mich lachen, nicht wahr?!«

»Komm mir doch nicht wieder mit Deiner Flinte. Wir haben das ja schon einmal ausprobiert. Du weißt so gut wie ich, daß es so nicht geht. Nun müssen wir stillhalten, bis der Tag kommt.«

Der Jakob lacht auf; bösartiges Gebell. »Altes Geschwätz«, sagt er nur. Weiter nichts. Der Michel bittet, sie möchten nun nicht übereinander herfallen. Dies sei vielleicht nicht der letzte Knabe gewesen, den die Meute erschlagen hätte. Aber das wisse er, daß diese blutjungen Toten doppelt und dreifach zählten; und es sei doch unmöglich, daß ein anständiger Mensch in Deutschland angesichts solcher Dinge noch im Zweifel bleiben könne, wo die Schuld und wo das Recht zu suchen seien.

Der Jakob höhnt: »Die anständigen Menschen in Deutschland wissen das längst. Und für die weniger anständigen sollen wir jetzt wohl gar schon unsere Kinder umbringen lassen, wie?«

»Wenn dies im Ernst Deine Meinung ist«, erwidert der Michel, »dann, scheint mir, hast Du die ganzen Jahre über nicht gewußt, was Du tatest.« — Der Michel hat wohl ein Recht dazu, so zu sprechen. Er ist derjenige, der hier mit einem Krankenstock einhergehen muß. Warum sollte er mit diesem Stocke nicht auch einmal zuschlagen, wenn es ihm angebracht erscheint? Jedenfalls, der Jakob antwortet nicht mehr. Der Heini bringt die Rede wieder auf den schandbaren Umstand, daß heute ohne alle Umschweife unter den Augen dieses Staates die Mordparolen schwarz auf weiß gedruckt werden dürfen. Ein Staat, der vor seinen eigenen Gesetzen blind sei, wann er wolle, ein solcher Staat müsse zerbrechen, früher oder später. »Eines Tages ist er den Verbrechern selbst im Wege«, sagt der Heini.

»Dann fallen sie ihn höchstpersönlich an. Und dann kommt unsere Stunde; dann wird man uns die Flinten in die Hände geben, ob man will oder nicht. Man wird sogar bitten und betteln, daß wir sie nehmen. Verlaßt Euch darauf!«

Der Jakob nimmt weiter keinen Anteil mehr an diesem Gespräch. Er hat sich ebenfalls auf die Bank gesetzt, spreizt nun die Beine von sich, stemmt die Hände in die Hosensäcke und guckt in die Luft. Der Michel kritzelt mit dem Stecken im Sande herum und schont ebenfalls seine Zunge. Es ist sonst nicht die Art vom Heini, viele Worte zu machen, wenn ihm das Herz zu eng ist. Aber jetzt hat er doch offenbar zuviel Unruhe aufgestapelt, jetzt lädt er gründlich ab; Haß, lauter Haß. Er nennt das nur nicht bei diesem Namen. Vielleicht muß er alles nur aussprechen, um Klarheit über seinen eigenen Bestand an dieser nagenden Ware zu bekommen. Er sagt, ja, in der letzten Versammlung in der Stadt, da sei es geradezu ein Wunder gewesen, daß keiner tot am Platze blieb. Wie jener eine es dort getrieben habe — der Michel könne sich das gar nicht vorstellen.

Hier wirft nun völlig unerwartet der Jakob dazwischen, jener eine sei einmal ein guter Patriot und sogar ein Freund von ihm selbst gewesen.

»— ? ? —«

»Wir saßen einmal auf ein und derselben Schulbank.«

»Was?«

Dem Heini hat es die Rede verschlagen. Er macht ein Gesicht, als sei er soeben plötzlich auf die Kirchturmspitze gesetzt worden. Der Jakob klopft mit dem Stiefelabsatz in den Sand und guckt dabei noch immer in die Luft. Schließlich aber gibt er das bißchen Hoffart, das ihn stach, auf. Irgend etwas rieselte ihm den Rücken hinab, als er so recht beiläufig mit dieser Sache tat. Irgend etwas griff ihm an die Kehle. Irgendwie ist er froh, dieses Geheimnis loszuwerden, und er gesteht, er habe an jenem Abend selbst nicht glauben wollen, daß der verruchte Hund von heute der Freund von einst sein solle.

»Ja«, sagt er, »wir waren damals so jung, wie der Knabe, den sie nun zertrampelt haben. Wir stiegen in einer aufgeregten Nacht gemeinsam auf das alte Stadttor und holten die Trikolore wieder herunter, die ein paar siegreiche Neger dort aufgepflanzt hatten. Wir bekamen dafür gemeinsam ihre Kolben und die Reitpeitschen ihrer weißen Herren zu spüren und saßen einträchtig einen herrlichen Sommer lang in einer verlausten, dreckigen, stinkenden Zelle. Wir schworen uns die heiligsten Eide, nichts zu verraten und nichts einzugestehen; und der Rudi redete den ganzen Sommer über nur von Rache für jeden Hieb und jeden Schlag. Oh, wir waren damals große Helden, wir beiden, hahaha ...«

Dieses Lachen hier will dem Jakob nicht recht glücken. Es ist wohl auch nichts als eine andere Art, den heißen Atem ein wenig auszischen zu lassen. Trotzdem würgt nun der Jakob nicht weniger an seinen Worten. Jawohl, fährt er fort, der Rudi sei einmal ein Patriot gewesen, das müsse er ihm lassen. Aber man habe ihm die Weichen nicht gestellt, das sei die Schuld der Leute, die sich immer soviel auf ihren notorischen Patriotismus zugute täten. — Schweigen. Der Heini gibt zu verstehen, daß er Näheres wissen will.

»Bitte, Heini. Das ist ein sehr einfacher Verhalt. Als wir damals endlich wieder nach Hause kamen, da zeterten die Schulmeister, und die Stadtväter zankten uns aus. Bubenstreich, hieß es, und damit basta. Die Stadt habe den Schaden und die Behörden die Scherereien davon gehabt. Wir waren keine Helden mehr, nein, beileibe nicht. Übeltäter und Taugenichtse. Das war ein anderer Ton. Dann blieb der Rudi dem Musterknaben nicht dicht genug auf der Spur; schließlich fing er auch noch an, mit dem Schulmeister darüber zu streiten, ob es besser sei, Heldengedichte auswendig zu lernen oder dem Feinde seine Fahnen vom Maste herunterzuholen. Eines Tages nannte er den alten Professor in der Hitze des Gefechtes einen Feigling. Da hatte er augenblicklich ausstudiert und konnte gehen.«

Der Heini schüttelt voll Ingrimm den Kopf; meint, wenn sie einmal das Heft in der Hand hätten, dann müsse dafür gesorgt werden, daß das Herz ein wenig besser angekreidet werde als das Hirn. Zumindest aber müsse beides gleichviel wiegen.

Der Jakob nickt: »Jawohl, Heini. Bitte, sieh Dir nur dieses Exempel hier an. Ich habe später mit dem Rudi auf dem Bau gestanden. Aber da war schon nichts mehr an ihm zu retten. Er hatte statt der Heldengedichte das Schnapssaufen gelernt. Er sprach nicht mehr von Rache und dergleichen für gewisse Schläge und Hiebe. Er lachte, wenn von den Belangen der Nation die Rede war, er fluchte, wenn ein Wort über Volk oder Vaterland fiel, und alles war für ihn Phrase und Bürgerpack. Sein Vater war als Krüppel aus dem Kriege heimgekehrt und starb elend im Rollstuhl. Ich kam einmal darauf zu sprechen. Da gab er mir zur Antwort, oh, sein Vater sei leider ein Esel gewesen, sonst könnte er noch heute jede Nacht mit einem hübschen Weib im Bette liegen.«

Der Jakob stützt den Kopf in die Hände. Bei Gott, er mag ihm schwer sein; und dann macht er den Rest gleichsam mit sich allein ab. »Jetzt steht er plötzlich da«, murmelt er, »steht er plötzlich in dieser Versammlung und hetzt. Hetzt diese Brut auf uns und auf halbwüchsige Jungen. Vielleicht hat er ihn gar noch selbst umgebracht.«

Nach einer Weile erhebt er sich und geht hinauf in die Kammer. Die anderen haben auch nichts weiter mehr gesprochen. Droben beginnt er sein Spiel mit dem Kinde, bis Karin ihn zum Essen mahnt. Den halben Nachmittag lang bleibt er vor dem Weidekorbe hocken und hält den Kleinen bei den Händchen. Am Abend setzt er sich hin und schreibt für seine Zeitung in der Stadt: »An die lahmen, blinden und tauben Patrioten und ähnliche feine Leute!« Lauter Kolbenstöße und Peitschenhiebe . . .

Auch in dieser Nacht findet er lange keinen Schlaf. Er hört den eigenen Pulsschlag unausgesetzt dröhnen und hämmern, und

immer wieder sieht er den Rudi dastehen mit haßerfüllten Augen, die schillern und tückisch sind und quellen vor Gier. Und die Narbe; ja, das war er. Der Geifer schäumte ihm aus den Mundwinkeln, wenn er in den Saal schrie. Oh, der Jakob kanzelte ihn zum Schluß höhnisch und kaltblütig ab, bis der unten aufsprang und ein Glas vom Tische riß. Da griff der Peter zu und machte ein Ende. Als sie abmarschierten, tobte die Meute um sie her, aus den Fenstern hagelten die Würfe. Der eine, der Rudi heißen muß, peitschte überall. Er stand in einem Hausflur und tobte. Als er den Jakob in der Kolonne erspähte, überschlug sich seine Stimme: »Du Hund, Du, Du kommst mir auch noch dran!« Und der Rothaarige stand neben ihm und heulte wie ein Wolf. Der Rothaarige war also der neue Freund von jenem. So hatte sich die Welt gedreht. Die Männer im Braunhemd trugen die Sturmriemen fest um das Kinn und brachen sich Bahn. Ein eherner Keil, dem keiner die Zähne zu bieten wagte. Die Polizei hatte genug an der Sorge um ihr eigenes Leben.

Nun aber hat in jener Gasse die Meute den Knaben zerrissen. Er mußte alles büßen. Vielleicht hat der Rudi ihn erschlagen. Vielleicht . . .?

*

Diesmal fuhr der Peter nicht ohne den Jakob, denn zum Holzaufladen sind vier Arme besser als zwei. Regen droht an einem trüben Himmel. Den Peter verdrießt heute mancherlei, und übellaunisch, wie er gerade ist, müssen die Rappen herhalten. Der Jakob vermag auch nicht zu ergründen, was in dem Peter steckt. Mag sein, daß dieser seine Fichten lieber auf den Wurzeln statt auf den Rädern sähe. An einem Wegbuckel ließ der Peter die Geißel ordentlich auf die Hengste los, fast sprengten sie die Sielen, so ging es hinauf. Droben aber schossen sie in jagender Fahrt auf die Senkung zu. Der Peter griff in die Zügel, kam zu Fall und hing hilflos zwischen den scheuenden

Pferden. Der Jakob bekam im letzten Augenblick gerade noch die Bremse zu fassen. Wer weiß, ob der Peter sonst noch einmal die Peitsche hätte schwingen können! Die Gäule schäumten, als sie daheim ausgeschirrt wurden.

Während der Jakob und der Peter nun mit den Strohwischen an ihnen herumhantieren, schaut der Doktor zur Stalltür herein. Morgen früh sei Dienst, ruft er. Sie sollten sich darauf einrichten.

»Dienst?« fragt der Peter zurück. »Geht das jetzt schon am hellichten Morgen los?«

»Dir zuliebe werden wir den toten Jungen nicht bei Nacht und Nebel zu Grabe tragen«, erwidert der Doktor ärgerlich. Dem Peter läuft der Kopf dunkel an.

»Jetzt, wo er tot ist, machen wir mobil«, sagt er, »vorher wäre es besser gewesen, meine ich.«

Der Doktor überhört diesen Einwurf und wiederholt: »Morgen früh um die und die Zeit steht Ihr bei der Fahne.« Der Peter schlitzt ein wenig die Augen und murrt, morgen früh, wenn ihm solch ein Bluthund über den Weg liefe, dann wolle er einmal sehen, ob er ihm nicht ein paar Zähne ausbrechen könne.

»Du wirst tun, was Dir befohlen wird«, antwortet der Doktor, »nichts anderes.«

Ewig derselbe Ärger mit diesem aufsässigen Unhold, welcher der Peter nun einmal ist. Der muß wieder das letzte Wort haben und trotzt: »Wenn sie aber morgen frech werden, die Bestien, und wir streichen ihnen ein wenig die Pelze, dann sind wir doch im Recht, absolut im Recht, meine ich?« Der Doktor läßt sich auf nichts mehr ein. Der Peter habe ihn doch wohl verstanden, erwidert er und geht.

Kaum ist er fort, da kommt der Heini durchs Tor. Von weitem kann ein jeder sehen, daß diesem Mann die Galle ins Gesicht stieg, und daß er mit den Zähnen mahlt. Er hält den beiden eine Zeitung hin: »Da!« Er schlägt das Blatt ausein-

ander: »Hier!« Der Jakob nimmt gelassen das Papier entgegen: »Ach so, die neue Mordparole . . .?« — Aber dann, während er liest, beginnt er langsam zu schnaufen. Der Peter dagegen, der ihm über die Schulter sieht, bleibt merkwürdigerweise ganz ruhig und sagt schließlich, jaja, man solle einem Mörder nicht über den Weg laufen, das sei von jeher der beste Rat gewesen... Dem Heini schwillt die blaue Ader auf der Stirn darob mächtig auf.

»Oh«, schnaubt er, »Du legst ja heute eine seltsame Seelenruhe an den Tag, Du hast ja eine famose Meinung. Findest es wohl ganz in der Ordnung, daß dieses Gesindel den Jungen erst wie eine Kröte tottritt und dann auch noch verlangt, wir sollten ihn wie einen Hund auf dem Schindanger verscharren. Hast Du denn keine Augen, kannst Du etwa nicht lesen, was da dick und fett gedruckt steht?«

Der Peter lacht verächtlich über den Heini hinweg, kehrt sich ab und geht in die Scheune hinüber. Der Heini vermag sich kaum mehr zu fassen. Er ist ganz weiß geworden vor Zorn und sagt zum Jakob, nun wisse er wahrhaftig nicht mehr, ob der Peter überhaupt noch recht bei Sinnen sei. »Da bespeien sie einen Knaben, den sie viehisch umgebracht haben, noch im Sarge; da wagen sie in aller Öffentlichkeit mit neuen Schandtaten zu drohen, wenn wir ihn zu Grabe tragen wollen — und dieser hölzerne Klotz da drüben lacht dazu und gibt hämische Ratschläge von sich!« — Der Jakob meint, der Peter wisse sich auch wohl nicht mehr zu helfen. Vorhin beim Doktor habe er fürwahr anders gesprochen. Das möge der Heini glauben.

Sie sehen den Peter wieder aus der Scheune herauskommen und die Tür der Gerätekammer aufsperren. Dabei pfeift er gemächlich vor sich hin. Der Heini ballt die Fäuste: »Herrgottsakrament, jetzt meint er wohl, er müsse uns gar noch den kühlen Mann vormachen.« Der Peter hat das Motorrad aus dem Schuppen gezogen. Nun hört man ihn zwischen den Pferden herumklirren. Es ist, als ob er mit den Tieren etwas zu belachen hätte. Dann kommt er aus dem Stall, trägt eine verstaubte

Lederpeitsche in der Hand, läßt sie ein paarmal durch die Luft zischen und pfiffelt nach wie vor halblaut vor sich hin.

»Du scheinst ja heute besonders hoch gestimmt«, grollt der Heini. Der Peter läßt sich dadurch nicht im mindesten beirren und gibt zur Antwort, oh, der Heini habe den Nagel auf den Kopf getroffen. Nun möge er ihm noch dieses Mordblatt da für eine gute Stunde ausleihen.

Der Heini begehrt zu wissen, was den Peter etwa heute um den Verstand gebracht habe; aber er gibt ihm dennoch die Zeitung. Der Peter faltet sie zusammen, steckt sie in die Tasche und erwidert, der Heini möge es bezüglich seiner Frage halten, wie er wolle. Er für sein Teil habe es jetzt endgültig satt, zu schwätzen. Dann rollt er die Peitsche zusammen, verstaut sie unter dem Wams, setzt sich auf seine Maschine und läßt den Motor anspurren.

Der Jakob: »Kreuzteufel, was ist nun das für ein Gehabe, was hast Du vor?«

Der Peter fletscht die Zähne: »Habt Ihr nicht gehört, daß ich das Schwätzen jetzt satt habe?«

»Was führst Du eigentlich im Schilde, wenn ich Dich zum letzten Male fragen darf?«

Der Jakob erhält keine Antwort. Statt dessen läßt der Peter das Fahrzeug laufen. Am Hoftor muß er jedoch noch einmal anhalten und die schweren Holzflügel ausriegeln, die der Jakob vorhin hinter den Pferden geschlossen hat. Als er wieder aufsteigt, ist der Jakob zur Stelle und setzt sich wortlos hinter ihm auf den Rücksitz. Der Peter dreht sich um und sagt: »Wie Du willst — aber ich mache keine Reise ins Grüne . . .«

Der Jakob sieht aus, als hätte er die sichere Absicht, dem andern nun an den Nacken zu springen. Sein Mund ist eine schmale Naht geworden, durch die kein Laut dringen kann. Der Peter läßt das Rad davonschießen, ja, er läßt es geradezu davonfliegen. Tolle Jagd. Niemand vermöchte zu

sagen, wem sie gilt. Selbst in der Stadt fährt der Peter auf Biegen und Brechen. Dann lenkt er in jene Straße ein, wo das Haus steht, in dem seit Jahr und Tag und ohne Unterlaß gewisse Parolen zum Totschlag und zur Menschenhatz geschrieben und gedruckt werden. Da weiß der Jakob, was der Peter will, und es verschlägt ihm für einen Augenblick den Atem.

»Wir sind da«, sagt der Peter beim Anhalten und fletscht wieder die Zähne wie ein bissiger Hengst. Schon ist er im Ladeflur. Da stapeln sie gerade neue Ballen vergifteten Papieres auf ein paar Automobile. Der Peter stöbert wie ein schweißwilder Hund treppauf, treppab; der Jakob geht ihm nicht von den Fersen. Niemand nimmt von diesen beiden barhäuptigen Bauernknechten, Handlangern, oder was sonst sie sein mögen, Notiz. Endlich bleibt der Peter vor einer Tür stehen.

»Sst«, macht er. »Ich glaube, das ist die richtige Adresse.« — Er ist ganz blau vor Rachedurst und keucht hörbar beim Sprechen ...

Was dann geschah, vermochte weder der Peter noch der Jakob später gültig zu beschreiben. Jedenfalls, der Peter hielt sich das Wort: Es gab kein Parlamentieren und kein Geschwätz. Er trat in dieses große Zimmer ein, er zog jenes Blatt aus der Tasche, das er so sorgsam gefaltet darinnen trug; er breitete es vor den beiden Kerlen aus, die da hinter dem mächtigen Schreibtische saßen und vor Erstaunen ihrer Zungen und Hände nicht mächtig waren. Er griff unter den Wams, entrollte die Peitsche und schlug zu, immer schön gerecht je einen klatschenden Hieb dem linken und je einen dem rechten Schächergesicht über Mund, Nase, Augen und Ohren, wo es gerade traf. Der Linke war ein dürftiger Bursche mit schwarzer Wolle auf dem Schädel und herabhängender Unterlippe. Der Rechte hatte eine Narbe unter dem Auge und hieß: Rudi.

Der Peter brachte gründlich an den Mann, was er auf seinen Rappen erprobt hatte und ächzte hinter jedem Hieb vor Anstrengung. Und wäre er nicht selbst bei dieser Arbeit in Schweiß geraten, er hätte wohl am Ende gar die Rückkehr vergessen. Es war nicht weiter verwunderlich, daß er auf der Treppe draußen seine Peitsche auch noch einmal gewaltig in Schwung bringen mußte, um für sich und den Jakob Durchlaß zu bekommen. Als sie drunten auf der Straße geduckt wie die wilden Reiter davondonnerten, war das grelle Geheul unermeßlich, das hinter ihnen dreintoste. Aber es tat ihnen kein Leid an. Nein, im Gegenteil; der Peter brüllte auf vor Vergnügen, als er es durch den Motorenlärm hörte. Daheim auf dem Hofe stellte er sich vor den Jakob hin und lachte, lachte und lachte.

»Hohohoho, sie werden heute ihre eigene Schrift nicht lesen können, und morgen können sie nicht schreiben. Schlagt sie, wo ihr sie trefft, haben sie immer geschrieben, soviel ich weiß. Jawohl, man muß die Rechten nur zu treffen wissen, dann ist die Parole sehr lustig, hahahaha.«

Der Jakob konnte nicht mitlachen, er konnte es nicht; weiß Gott, warum er das nicht konnte. Der Peter aber steckte dann plötzlich um, als er daraufkam, daß sie auf der Heimfahrt die Peitsche verloren hatten. Da fluchte er verwegen und war wieder voller Verdruß wie am Morgen. Der Jakob ging nach Hause und fand, daß Karin noch immer mit dem Essen auf ihn wartete.

Auch diesen Nachmittag vertat er wieder mit seinem Kinde. Er saß am Korbe, gab dem kleinen Buben seine Hände zum Spiel, nahm ihn auf den Arm und trug ihn umher; trug ihn hinab, hielt ihn in die Sonne und trug ihn wieder hinauf in die Kammer. Karins Wangen röteten sich ein wenig, als sie dies sah; ihr blasses Gesicht bekam ein inwendiges Leuchten. — Dann saß der Jakob abermals vor dem Weidenkorbe und begann hineinzuflüstern.

»Jaja«, sagte er, »so ein kleiner, lustiger, treuherziger Bursche war der wohl auch einmal. Jetzt haben ihn seine Eltern voller Stolz angesehen, haben ihn sicher sehr gern gehabt und sind froh gewesen, daß er schon ein großer, schlanker Junge war — und nun ist er tot und kommt nie mehr nach Hause. Ist tot und kalt, erschlagen und ermordet, nur weil er zu uns hielt und einen unschuldigen Glauben hatte von seinem Deutschland. Das ist ein böses Märchen, mein Junge. Jaja; sie haben ihn totgetreten wie eine Kröte, die Scheusale. — Sieh, mein Kerlchen, so ist das heute in diesem Land — so ist das. Es ist gar kein Märchen. Nein, nein. Und wenn wir jetzt nicht die Wache halten, wenn wir jetzt nicht standhalten, dann kommen sie eines Tages und schlagen Euch alle tot . . .« Karins Freude erlosch, als sie ihn so sprechen hörte, und doch ging sie hin und strich ihm über das Haar, das noch immer wirr war von Jagd und Fahrt. Und der Jakob senkte müde das Haupt und verhielt seine Worte und seine Gedanken eine Weile.

Karin hatte ihren Arm um seinen Hals gelegt, und er empfand, daß er wahrhaftig kein heimatloser Mann war, dem Wohl und Wehe des Landes nicht mehr in der Brust brennen. Ein paar Tränen sickerten über Karins Wangen und fielen heiß auf seine Hand, mit der er dem kleinen Buben behutsam über den seidigen Schopf streichelte. Nein, sie dürfe nicht weinen, sagte er da und zog Karin zu sich auf die Sitzbank nieder; und Karin schüttelte sich die Sorgenperlen aus den Augen und meinte, oh, es sei ihr eigentlich nur das Herz übergelaufen, sie könne es ihm nicht mit Worten erklären, aber es sei gewiß keine Kopfhängerei dahinter. Nein, sie sei froh und habe nie so viel Einsehen für ihr — der Männer — Beginnen und Tun gehabt wie jetzt, wo das Kind da sei. Da ließ der Jakob die harte Falte zwischen den Brauen fallen. Er lächelte; nicht wie sonst, wenn der Spott oder der Trotz dabei etwas zu verhehlen hatten; es stand ein stiller,

echter Glücksstrahl über seinem Gesicht und gab ihm einen freundlichen Schimmer. Er aber wußte nicht, wie selten dieser lichte Zug in seinem Antlitz längst geworden war.

»Siehst Du«, sagte er, »draußen wird es jetzt Frühling, und die Buchfinken wippen lustig da herum. Hörst Du: Zitt, zitt, zwitt. Es wird ja alles einmal anders. Das dauert nicht mehr lange, dann wird es anders, und wir haben es geschafft. Dann kannst Du ruhig über die Straße gehen, kannst spielen und springen und Dich freuen, und keiner tut Dir etwas. Und dann dürfen die kleinen Jungen wieder stolz auf ihr Kinder- und Mutter- und Vaterland sein.«

Der Jakob sprach wohl für den Knaben zu Karin und sich selber. Karin gab für sich und den kleinen eine rechtschaffene Antwort, meinte, es sei gut, daß sie, die Männer, nicht nachgäben, und sie würden deshalb wohl von vielen Müttern einmal sehr bedankt. Ja, Karin ist eine junge Frau, die recht schlank und aufrecht geht; und ihr Wort ist ihrem Gang gleich.

Am Abend kam dann der Heini herauf und wollte gerne wissen, was der Peter nun eigentlich getrieben habe. — Der Jakob fand, daß es schön sein müsse, jetzt drunten auf der Bank zu sitzen und einmal wieder eine linde Frühlingsnacht aufsteigen zu lassen.

»Ich fragte Dich wohl gar nichts?« murrte der Heini. Aber der Jakob stieg die Treppe hinab, und der Heini konnte nicht umhin, ihm zu folgen. Als sie auf der Bank saßen, berichtete der Jakob dem Kameraden alles, was geschehen war. Der Heini machte kein Hehl daraus, daß dann allerdings der Peter heute sein Gold am besten gemünzt habe. Aber er hatte Sorge, daß die Meute nun gegen sie, den Peter und Jakob, auf Rache sinnen werde. Sie müßten sich wohl vorsehen und sollten am besten jetzt nicht mehr allein in die Stadt gehen. Der Jakob lachte: Oh, sie könnten sich ja den Gummischlauch unter die Joppe stecken; der sei so

tüchtig wie die Peitsche. Dann kam Karin und die Frau vom Heini, und die Männer brachten die Rede auf den Mond. Der hing wie ein roter Dukaten in ein paar schwarzen Wolkenschnüren verfangen, die der Tag allein von allem Regengewölk hinter sich gelassen hatte. Ja, ein großmütiger Tag, kann man wohl sagen, der seinen trüben Ballast im großen und ganzen selbst beiseite geräumt hat.

*

Der Doktor marschiert neben dem Führer der braunen Kolonnen an der Spitze. Seine Männer müssen in der Stadt einen guten Namen haben, da sie hier den Sturmbock machen dürfen. Der Peter trägt ihnen die umflorte Fahne vorauf. Sein Gesicht sieht unter der Sturmmütze steinfarben und gemeißelt aus. Der gespannte Kinnriemen bändigt wohl kaum die bißbereiten Kiefer, wenn es darauf ankommen sollte. Dieser Bauer hält die Fahne wie ein Bär in seinen erdbraunen Pranken; möge einer kommen und die Hand danach ausstrecken, bitte! Der Jakob und der Heini im Gleichschritt an seiner Seite, das heißt fürwahr zwei Halbe neben einen Ganzen stellen, was die Statur betrifft. Im übrigen aber sind ihre Fäuste ebenfalls gut geballt, ihre Lippen schmal gepreßt. In jedem Antlitz straffe Entschlossenheit. Der Jakob hält den Kopf sehr gerade, wie einer, der irgendwo Pulver wittert, sich auf seine Nase und seine Gewandtheit verläßt. Der Heini dagegen schiebt mit dem Schädel dem Anscheine nach etwas vor sich her. Er könnte gut und gern einen schweren Helm aufhaben und der alte Pionier sein, der um das Dynamit in seinen Händen weiß. — Der Mann dort vorne neben dem Doktor muß wohl ein Reiter zu Fuß sein. Er ist klein, biegsam und schreitet wie von stählernen Federn geschnellt; er könnte gewiß aus jedem Schritt vom Fleck weg einen Pantherſprung machen, wenn es sein müßte. Er hat stahlgraue, wieselflinke Augen, die scharf und wachsam zwi-

schen den hochgeöffneten Lidern blitzen. Ihre Lebhaftigkeit ist die einzige spürbare Bewegung in diesem Gesichte, das nie zuckt und in hundert Attacken zu einer Maske aus Stolz und Trotz und Kühnheit gehärtet schien; dessen Kinn wie eine Keilhacke auf dem schlanken, sehnigen Halse sitzt und immerfort angreift. Am Kragenschlusse trägt jener kleine Mann ein blaues, gezacktes Kreuz. Darauf steht geschrieben: „Pour le mérite." Zwar ein fremdländisches Wort, aber es ist weiß Gott von allen Feinden noch immer gut verstanden worden, wenn es ein Deutscher auf diesem blauen Sternkreuz trug. Nun mag es langsam an der Zeit sein, daß es auch in Deutschland wieder verstanden wird.

Der kleine Mann an der Spitze der Kolonnen führt heute tausend erbitterte Männer ohne Waffen durch die engsten und stickigsten Gassen dieser heimtückischen Stadt. Nicht nur das, er führt sie zwischen karabinerbewehrten Polizeiketten hindurch, obwohl die Gewehrläufe samt und sonders in die Marschbahn zielen. Er aber schreitet kerzengerade vorneweg, obwohl auch das Gesindel sich hinter den Fenstern, unter den Türen, zwischen den bewaffneten Polizeiposten geifernd rottet und die Fäuste hebt. Er geht voran wie ein Mann, der dazu geboren ist, Breschen zu bahnen und vor tausend anderen einen jeden Befehl ohne Wimperzucken zu verkörpern. So marschiert er kerzengerade und federnd, wie gesagt, das Kinn wie eine Keilhacke über den Sturmriemen geschoben, vor tausend verbitterten Männern, die ein erschlagenes Kind an den Schlupfwinkeln seiner Mörder vorüber zu Grabe tragen.

So führt er diesen verbissenen Marsch unangefochten bis an die frische Grube, in der ein Knabe als Held schlafen gehen soll. Dann rasseln dumpf die Trommeln, dann senken sich die Fahnen: Ein schmaler, weißer Sarg sinkt unter die Erde, bedeckt mit dem blutroten Runenbanner, um dessentwillen dieser Knabe fallen mußte. Die Erstlingsblüten des

jungen Frühlings häufen sich über dem Grabhügel zu Bergen. Ja, der junge Tod hat seine helle Pracht. Tausend Männer zerbeißen sich die Lippen, die von gefällten Sturmriemen gebändigt werden müssen. Und manchen dünkt es keine Schande, daß ihm an diesem Ort das Wasser in den Augen brennt. In kurzer Rede nimmt einer für alle Abschied von dem Kinde, das für seinen guten Glauben an die größte Sache aller Deutschen hingemordet worden sei. Tausend Männer wühlen ihr Herz auf und tragen hinfort den Gedanken an die Rache für den jüngsten Kameraden darin. Der Herrgott mag wissen, daß dies ein geheiligter Eid ist. Er fiel den Mördern nicht in den Arm. Wenn er gerecht ist, dann darf er auch den Rächern nicht wehren ...

Nun fassen die Kolonnen hart Schritt und marschieren zurück in die Stadt. Der grimmige Gesang der Männer gellt fanfarengleich durch die Gassen: »Einst kommt der Tag der Rache!« Ein Lied von mitleidslosem Zorne. Dort marschieren sie und singen ihren Schwur heiser hinaus. Ja, einmal wird er kommen, muß er kommen, dieser Tag. Gebt euern Herzen keinen Pardon, bis er da ist! Aber dann, wehe, dann soll auch das Gericht ohne Erbarmen sein!

»Wenn ich das nicht wüßte«, sagt der Peter unter seiner Fahne plötzlich zum Jakob, »dann könnte ich so keinen Schritt mehr weiter marschieren.«

Der Jakob sieht fragend zu ihm hinüber. Der Peter zischt: »Rache! Rache! Wenn ich nicht wüßte, daß eines Tages die Rache kommt, dann müßte ein jeder von uns ein Hundsfott sein, der so an diesem Mordgesindel vorbeimarschieren kann, ohne ihm an die Kehle zu springen.« — Der Jakob schweigt und blickt wieder voraus, über Kimme und Korn. Er sieht jenen kleinen Mann kerzengerade und federnd voranschreiten. Er denkt daran, daß der ein Zackenkreuz am Kragenschlusse trägt. Es wird schwer sein, mit einem solchen Zeichen schweigend und geradeaus durch eine

solche Gasse zu marschieren. Er sieht den Doktor, wie er den breiten Nacken ein wenig nach hinten legt, als wolle er über die Dächer hinausschauen, wo nur blauer Himmel und wollige Wölkchen sind. Die Meute keift und geifert aus allen Winkeln noch wütender und wilder als vorher. Draußen auf dem Friedhof hält jetzt ein Dutzend Kameraden Wache über einem Blütengrab. Keiner von ihnen hat eine Waffe zur Hand. Aber an den Toren des Gottesackers halten Polizisten Gewehr bei Fuß. In diesem Lande müssen mitunter gar noch die Toten unter der Erde bewacht werden. Hier geht es um einen Knaben, der totgeschlagen wurde, da die Polizei von seinen Hilfeschreien nichts hielt. Denn er trug auch ein braunes Hemd, als er noch lebte.

Am Abend dieses Tages bespricht der Doktor mit dem Jakob und dem Heini die Pläne für die neuen Versammlungen und Aktionen, die bevorstehen. Sie dürften jetzt nicht schlapp werden, sagt der Doktor, das Volk fange nun doch an, hellhörig zu werden, und sie müßten alles daransetzen, daß bald die Entscheidung falle. — »Keiner ist anderer Meinung, nein, bei Gott nicht. Doktor«, spricht der Heini, und der Jakob darf beruhigt schweigen, weil die Antwort stimmt.

Da sitzen sie also nun und brüten über neuen Märschen, neuen Versammlungen, neuen Plakaten, Streitschriften, Zetteln und Kampfparolen und nehmen sich von neuem vor, alle Männer und alle Frauen in den Dörfern, in den Betrieben und an den Stempelschaltern ein hundertstes Mal aufzurütteln und unter ihre Fahne zu rufen. Ja, auch die Frauen. Denkt nur an das Weib vom Heini, an Karin; oder gar an jene Mutter, die nun um ihr erschlagenes Kind weint, weint und weint!

Plötzlich kommt der Michel herein. Es ist kein Zweifel: Ihm ist etwas widerfahren. Die dunkeln Flammen in seinen Augen machen dieses bleiche Gesicht erregend. Bringt er

etwa ein Fieber mit? Die Narbe in seinem Rücken ist doch verheilt. Die drei hier nehmen sich nicht die Zeit, zu fragen. Ihre Blicke haben dem Michel bereits abgelesen, daß er ein Zornesbote ist.

»Sie haben die Grabwachen zusammengeschossen«, sagt er nur. »Die Polizei sah zu, wie immer. Dafür hat sie uns das Marschieren in der Stadt verboten — und unsere Uniformen wünscht sie in Zukunft auch nicht mehr zu sehen.«

Der Doktor springt auf und schreit den Michel an, wer dieses Altweibergarn gesponnen habe? Der Michel deutet mit seinem Greisenstocke auf das Rundfunkgerät in der Doktorküche und spottet blaß und bebend, sie hätten sich dieses Garn ja selber von der Rolle spulen können, wenn sie ihn schon zu den alten Weibern zählten. Da schlägt der Doktor mit der Faust auf den Tisch, daß es kracht. Er findet keine Worte für seine Wut und knirscht daher mit den Zähnen.

Der Michel sagt nur: »Jaja, der Ermordete ist schuldig, wenn Ihr das noch immer nicht wissen solltet!« Des Doktors Augen lohen. Bitte, da steht einer, der das Herz in den Fäusten hält. Seht ihn an! Grau im Gesicht, mit verbissenem Munde. Die anderen drei sehen aus wie er. Eine kleine Stube, in der vier Männer das Herz in die Fäuste nehmen. Daran kann sie keine Gewalt der Erde hindern, kein Unrecht, kein Hohn und keine Willkür.

Der Jakob mahlt es wie zwischen schweren Mühlsteinen hervor: »Einst kommt der Tag der Rache . . .«

*

Der Michel hatte wahr gesprochen. Sie haben ihnen in der Stadt wahrhaftig die braunen Hemden ausgezogen und das Marschieren verboten. Im Grunde ein altes Rezept. Dies sei nur ein letzter Versuch, die Entscheidung aufzuhalten, meinte der Doktor. Ein nutzloser Versuch. Die Stadtschergen aber legten dabei einen hündischen Eifer an den Tag,

und ihr Herr brüstete sich, er habe ein bemerkenswertes Beispiel gegeben. Es dauerte nicht lange, und dies Beispiel wurde in einer andern Stadt beherzigt. Es waren zwei Beispiele; es wurden zweimal zwei; es wurden viermal vier und über ein kurzes unzählige. Die Herren des Staates machten daraus eine Art von Gesetz.

Nun aber tragen die Betroffenen weiße Hemden oder die blanke Haut umher, gehen im Rudel, wo sonst ihre Kolonnen marschierten, und leben doch. Denn alle kann man nicht mit Gewißheit erschlagen lassen; und diejenigen, die nicht erschlagen wurden, die leben. Bitte sehr, so ist das. Mögen die Fronvögte zittern . . .!

Der Jakob für seinen Teil ist nun Tag für Tag unterwegs. Von einem Dorfe zum andern, von einer Gemeinde zur andern, von einer Stadt zur andern geht das. Es hat oft gar keinen Zweck, ist oft genug gar nicht möglich, daß er am Abend oder am Morgen nach Hause zurückkommt. Mit allem fahrbaren Zeug, mit Rädern, Automobilen und Eisenbahnen, mit guten und schlechten, jungen und alten Vehikeln fahren sie umher und predigen Revolution. Ja, sie leben, durchziehen tagelang das Land, die Kreuz und die Quer, und trommeln, trommeln, trommeln. Ein Rausch von Verbissenheit, ein Triumph trotzigen Zornes statt der erwarteten Kapitulation; die Macht der Willkür und der Büttel muß daran verzweifeln. Hier trifft sie auf eine verschworene Bruderschaft, die erbittert um das Reich kämpft; es wird nicht mehr Schergen genug geben, um sie zu unterdrücken.

»Nun erweist es sich«, meinte der Doktor, »daß man den Glauben an eine gerechte Sache nicht mit Knüppeln erschlagen und mit Verboten erwürgen kann. Sie haben den Staat — wir sind das Volk. Es wird sich bald zeigen, was stärker ist.« In der Tat, es zeigt sich wohl, wie mächtig dieser Staat ist, und wie wehrlos gegen ihn jene sind, die sich bereits das Volk nennen. Die bedrängten Gewalthaber tun den zweiten Schritt hinter

dem ersten und befehlen, alle braunen Hemden, alle Fahnen mit der Rune, alle Standarten und alle Revolutionszeichen im Lande in sicheren Gewahrsam zu nehmen. Auf alle Zeit und Ewigkeit, bitte. Sie machen fürwahr ein großes Fest daraus, als sei damit alle Not, aller Hunger, alle Schande, alle Unehre, Unruhe und Leidenschaft mit einem Schlage gebannt. Als hätten sie nun damit das Schicksal des Volkes gewandt und diese große, braune Armee wie Staub und Sand vom Erdboden in den Wind geblasen und ausgelöscht. Sie hätten sich um Besseres Sorgen machen können; denn das Volk schreit um Brot, und die Kinder schreien zu ihren Müttern um Brot, und die verzweifelten Mütter verlangen Brot von den Männern. Die gehen erbittert auf die Gassen. Die einen verwünschen Deutschland, die anderen glauben dennoch daran. Das bleibt alles beim alten nach wie vor. Die Gewalthaber aber geben in einer Nacht ihren Befehl, und die Polizei rückt aus. Im ganzen Lande rückt die Polizei aus. Schon rottet sich das Gesindel in den Winkeln und in den Salons, um ihnen — Despoten und Trabanten — ihr Hosianna zu schreien. Der Beifall der Meute wird zu den Ministersesseln emporrasen und beweisen, wo das Volk steht ...

In dieser Nacht stachelt der Blaue seinen schwarzen Schnurrbart wollüstig auf. Der Staat soll nun in ihm wohl einen getreuen Diener kennenlernen. Eine große Stunde, die größte Stunde für den Schnapsgendarmen, das mag wohl wahr sein. Gestern noch wagte ein gewisser Doktor ihn verächtlich auf offener Straße zu mustern. Es soll ihn sehr gereuen. Man wird ihn noch in dieser Nacht wie einen Dieb aus dem Schlafe hervorrufen. Dann soll er erleben, daß es nicht gut ist, ihn, den Mann im blauen Machtrocke, zu verachten. Das soll er, hihi!

Daraus wird nun nichts. Der grauköpfige Kommissar, der ja schließlich in Sachen des Gesetzes eine Kleinigkeit voraushat, sagt, den Tierarzt werde er selbst aufsuchen. Der Blaue wird dem jungen Landgendarm zugesellt, der beim Peter, beim Heini

und Jakob Soundso nach dem Rechten sehen soll. Gut, dann mögen diese die Zeche bezahlen. Der Heini wird aus dem Bette gelärmt. Als er die Haustür öffnet, macht der Blaue sich wichtig: er werde sich den andern kaufen, wenn der Herr Kollege sich getraue, mit dem da alleine fertig zu werden. Schon poltert er die Treppe hinauf.

Vor der Kammer droben kreischt er: »Im Namen des Gesetzes!«

Drinnen erwacht das Kind und beginnt erschrocken zu schreien. Karin kommt mit einem Licht und öffnet verwirrt. Ehe sie noch zu fragen vermag, was hier vorgeht, hat sich der Blaue bereits in die Stube gedrängt. Der Jakob ist nicht zu Hause. Der Jakob ist über Land, predigen. Vielleicht ist es gut so, daß der Jakob in dieser Nacht über Land predigen ging. Karin allerdings gäbe gewiß viel darum, wenn er jetzt hier wäre. Sie spürt ein ekles Gefühl aufsteigen und ein wenig Angst. Da steht vor ihr der Blaue, riecht nach Schnaps, räuspert sich und spitzt den Bart unter seiner Nase. Das aber ist eine wüste Nase, mit wimmelndem blauem Geäder. Eine schamlose Nase. Karin möchte vor ihr die Tür wieder versperren, wenn es anginge. Nun will Karin wenigstens wissen, wieso und warum man sie aus dem Schlafe gestört habe. Sie hat das Licht beiseite gestellt, das Haar über die Schläfen zurückgestrichen und eilig ein Schultertuch über dem Busen zusammengerafft.

Der Blaue zwirbelt lüstern den Schnurrbart, mustert sie mit hämischen Blicken von oben bis unten. Unter dem Hemdrande schimmern ihre schlanken Beine blank und weiß. Der Blaue verzieht den Mund, seine gelben Zähne grinsen hervor, er leckt sich schmatzend die Lippen, kichert und belästigt unablässig diese Frau mit geilen Augen. Karin stampft plötzlich zornig mit dem Fuße auf, sie wolle nun wissen, was er hier zu suchen habe. Der Blaue grunzt, erwidert, er habe ihr schon lange einmal einen Besuch machen wollen, und sie sei ein ganz

schmackhaftes Frauenzimmer, soviel er bei dieser kümmerlichen Beleuchtung sehen könne. Da läßt Karin ihr Brusttuch los, um mit beiden Händen kräftig zuzuschlagen. Je einmal rechts und links. Sie ist großartig gebieterisch in ihrer Not, greift gar zum Knüppel am Türhaken; der Schnapsgendarm macht sich ohne ein Wort aus dem Staube. Karin fährt hastig in die Kleider, nimmt das Kind aus dem Korbe und will aus der Stube. Der Blaue erscheint wieder und bringt diesmal den Grünen mit. Karin läßt sich nicht aufhalten und eilt mit dem schreienden Buben im Arm die Treppe hinab. Dort begegnet ihr der Heini. Jawohl, sie solle sich unten in die Küche setzen, bis wieder Ruhe im Hause sei. Er wolle die Sache droben schon ins reine bringen.

Eine Weile später kommt er knirschend herunter: »Jetzt haben sie den Knüttel aufgestöbert; daß ich darauf nur vergessen konnte, verflucht!« Die blasse Karin wird fast weiß. Das macht den Heini arg verlegen, und er sagt, nun, daraus, daß man einen alten Schlauch in seiner Stube gefunden habe, ließe sich für den Jakob unter gar keinen Umständen ein Strick drehen. Die Frau vom Heini ist derselben Meinung.

Draußen vor dem Küchenfenster steht derweilen der Schnapsgendarm und spannt das Trommelfell. Er hat zwei handtellergroße rote Flecken auf den Backen, die ordentlich glühen. Aber die Nacht macht alle Katzen grau und kühlt die heißen Röslein wohl. Drinnen spricht der Heini wieder. Er hadert mit sich selbst, daß er den Chinesen den Knüppel habe so mir nichts, dir nichts mitnehmen lassen. Der Chinese? — Der horcht angestrengt vor den Scheiben und giert nach Rache; diese Rache wird mit dem Herrgott wenig zu tun haben. Mehr läßt sich darüber kaum sagen.

Früh am andern Morgen kommt der Jakob auf dem alten Fahrrad vom Heini heimgefahren. Er hat sich seit dieser Nacht längst wieder mit Spottlust und Lachen gepanzert. Als er aber davon hört, daß der Blaue den Knüppel fand und der

Grüne ihn mitnahm, da kratzt er sich hinter den Ohren. Er meint zwar des Spaßes halber, gewiß, die Polizei habe nun dieses alte Gummirohr mitgenommen. Aber wenn er jetzt als Großknecht vom Peter den Rotbullen auf die Wachstube führe, so ließe sich doch die Unentbehrlichkeit jenes Gegenstandes den Bütteln gewiß beweisen. Trotzdem, das klingt nicht ganz gut, was den Ton betrifft.

Er geht auf die Station und verlangt den Knüppel zurück. Davon könne die Rede nicht sein, erwidert der junge Landgendarm. Im Gegenteil. Eigentlich dürfe der Jakob zufrieden sein, daß man ihn nicht hinter Schloß und Riegel gesetzt habe. Denn schließlich sei dieser Knüppel ja wohl ein gefährliches Werkzeug, eine bekannte Art von Mordinstrument. Der Jakob möge ruhig zugeben, daß hier etwas nicht stimme. Der Jakob gibt nichts zu.

»Ich habe einen alten Spazierstock zu Hause«, sagt er. »Vielleicht wollen Sie den auch gefangennehmen?«

Der Gendarm verbittet sich jeglichen frechen Hohn und dreht den Spieß um: er möge nur ein wenig Geduld haben, der Herr Jakob. Dann würde sich herausstellen, was bezüglich des Knüppels weiterhin zu geschehen habe. Ein paar Tage Geduld nur...

Am Abend fährt der Jakob mit dem Peter von neuem über Land. Sie tragen beide weiße Hemden unter den Jacken und an den blauen Seemannsmützen lederne Sturmriemen. Oh, wenn der Wind geht, muß die Kappe festgebunden werden, ob sie nun blau ist oder braun. Haha. Und der Wind geht. Aber er trifft fürwahr nicht auf Sand, der zerstiebt. In den Augen dieser Männer flackert eine finstere Lohe.

*

Auch den folgenden Tag ist der Jakob wieder unterwegs. Er muß sechs Stunden Reise machen, um zwei Stunden zu reden und dann vielleicht zu sehen, daß er zu tauben Ohren sprach. Aber das ist alles längst in Kauf genommen. Dieserhalb

keine Kümmernis! Er ist nun einmal ein fahrender Predigtmann in schlechtem Schuhwerk und dem schäbigen Ornat aller Habenichtse. Gestern zog die Polizei ihm gar die Stiefel von den Füßen. Die Fronvögte wollen keine harten Schritte mehr hören. Die Fronvögte haben kranke Nerven und schlechten Schlaf. Man wird sie auch auf nackter Sohle schlagen. Erst recht. Sie wiegen sich in Sicherheit, wenn sie keine harten Schritte mehr hören; wie töricht von ihnen!

Als der Jakob am Abend in das Versammlungshaus kommt, da heißt es, er möge zu Hause den Doktor anrufen; der habe es so durch das Telephon bestellen lassen. — Ob sie nicht wüßten, wozu und warum? — Nein, das wüßten sie leider nicht. Der Doktor habe nichts weiter gesagt. — Der Jakob grübelt und macht sich Gedanken. Was mag der Doktor wohl wollen? Sie haben doch heute morgen noch alles miteinander besprochen. Steht vielleicht gar diese Nacht noch Revolution vor der Tür? — Die Telephonglocke schrillt. Dem Jakob schlagen die Pulse hoch vor heißer Erregung; und sie späht — ach — so ganz und gar am falschen Wege.

»Lieber Jakob«, hört er den Doktor sagen, »es tut mir sehr leid, aber ich wollte Dich doch nicht bis morgen warten lassen; es wird ja wohl nichts Schlimmes sein, aber ich wollte es Dir doch auf alle Fälle sagen, damit Du Bescheid weißt.« Pause. Der Jakob hört den Doktor daheim tief Luft holen. Sechs gute Reisestunden entfernt holt der Doktor tief Luft. Dem Jakob braust es in den Ohren. Die Stimme vom Doktor scheint aus unendlicher Ferne zu kommen..

»Karin?« fragt der Jakob; er bringt das Wort kaum von den Lippen.

Ja. Sie habe sich am späten Nachmittag plötzlich hingelegt. Er selber habe sie in seinem Wagen in die Stadt gefahren. Der Jakob keucht. Der Doktor mag es am anderen Ufer dieses rauschenden, wirbelnden Stromes vernehmen, vor dem der Jakob für einen Augenblick die Augen schließt. Die Doktor-

stimme aus dem Unendlichen spricht noch. Der Jakob macht den Mund auf, um dieses Donnern in den Ohren etwa auf diese Weise herauszulassen. Von dem kleinen Buben war die Rede. Der Jakob rafft den letzten Rest von Wachsamkeit zusammen:

»Das Kind, so, ja, die Frau vom Heini, sagten Sie, Doktor?« — Jawohl, für den Kleinen sei gesorgt. Der Jakob möge beruhigt sein; es sei gewiß nichts Schlimmes. Der Arzt habe keine Besorgnis geäußert, Karin sei in guter Pflege.

»Ich wollte es Dir nur mitteilen, damit Du Bescheid weißt, Jakob. Auf Wiedersehen, Jakob. Du brauchst nichts Schlimmes zu befürchten, wie gesagt . . .«

Taub und stumm steht der Jakob da, hält das Hörgerät mit beiden Händen, sieht mit stumpfem Blick darauf herab, läßt es achtlos aus seinen Händen gleiten. Ein Mann kommt. Der hängt es an einen Haken. Der Jakob sieht diesen Mann an. Der Mann sagt etwas; aber der Jakob gibt keine Antwort, stützt im Stehen den Kopf mit den Fäusten. Nebel; der Mann verschwimmt darin. Ein dumpfer Taumel; eine fremde Stube, die sich dreht. Irgendwo ein fernes Gesumm. Der Jakob läßt die Arme herabfallen, lauscht. Da ist jener Mann wieder. Der Jakob nickt ihm zu. Dann geht er müde hinaus. Draußen ein schwarzer Platz. Ein schwarzes Nichts. Von allen Enden kommen Menschen gegangen. Was gibt es hier eigentlich? Woher kommt dieses gleichtönende Summen? Der Jakob geht ziellos auf einem finsteren Hofe umher, greift sich an die Stirn, legt die Hand über die Augen. Was ist das für ein Haus mit den großen erleuchteten Fenstern? Sagte nicht der Doktor soeben etwas? Ja, er sprach doch. Wo ist er? Ach ringsum siedende Leere; sie glüht ganz dunkel und dröhnt. Sie schmerzt in den Augen, in den Ohren. Der Jakob steht eine Weile in einer Ecke, ohne zu wissen, daß er dasteht; er vermag sich nicht zu erinnern, wie er hierher kam, was er hier wollte.

Plötzlich Musik, Trompeten. Schmetternder Schall, grell

wie weiße Blitze. Daran richtet der Jakob seine Gedanken wieder aus; es ist wie zischendes Feuer. Er tastet sich darauf zu, wird wieder wach. Ja, dies ist der Saal mit den hohen Fenstern. Lichtgefüllte, ungeduldige Fenster, sie klirren scheinbar unter dem scharfen Trompetenschall ein wenig ... Wenn der Doktor selbst anrief, wenn sie Karin in das Spital gebracht haben und ihm diese Nachricht hierher nachjagen, dann ist etwas Schlimmes geschehen. Etwas Unbegreifliches. Warum sonst hätten sie die Frau in die Stadt gebracht, ohne auf ihn zu warten, ohne ihn zu fragen? Der Doktor, er kennt ihn zu gut, der Doktor hätte ihn wegen einer Bagatelle nicht hier gesucht. Nein ... Die Finsternis droht wieder über ihm zusammenzustürzen, das dröhnende, schwarze Gewoge, der Wirbel. Der Jakob beißt sich in den Finger, reißt die Augen gewaltsam weit auf. »Karin«, murmelt er. Die Schlinge um den Hals, plötzlich spürt er sie. Ganz eng. Man muß sie zerreißen, man muß sie mit den Zähnen zerbeißen. Karin! — War sie nicht in den letzten Wochen so sehr blaß, so merkwürdig still? Sie weinte sogar, einmal, zweimal, wenn dies oder das geschah. Früher tat sie das nicht. Früher pflegte sie zu lächeln. Er hatte sich wohl ganz und gar darauf verlassen, auf dieses Lächeln. Es mochte ihr am Ende schwer gefallen sein. Sie hatte wohl nicht mehr Kraft genug dazu, wenn sie eine Krankheit in sich herumschleppte ...

Die Krankheit! Um Gottes willen, er vergaß wahrhaftig, den Doktor danach zu fragen! — Ja, jetzt liegt Karin schon ein paar Stunden im Spital. Heute morgen ging sie noch aufrecht wie immer einher. Vielleicht ist dieser aufrechte Gang eine mühsame Geste gewesen. Eine Geste um seinetwillen, um des Jakobs willen. Er jedoch hatte kaum Blick und Zeit, darauf zu achten. Es fällt ihm ein, daß ihr Mund oft allzu schmal und schmerzhaft zusammengepreßt war. Ein heißer, lähmender Schrecken durchfiebert ihn nun. Er sieht das Schicksal. Er sieht es! Leibhaftig. Eine berghohe, düstere Woge. Sie rollt und

rollt, kommt aus dem Unendlichen, fährt heran, unaufhaltsam. Sie wird über ihn hinwegschießen, ihn ersticken, auslöschen und ins Endlose rauschen. Sie wird nicht einmal dort stehenbleiben, wo sie ihn begrub. Der Jakob wischt sich die feuchte Stirn ab. Vielleicht hätte er etwas Ordentliches essen sollen. Er hat seit Mittag nichts mehr gegessen. Zu Mittag war es ein Stück Brot.

»Ich habe sie in dieses Leben hineingerissen«, knirscht er. »Sie hat sich um das Kind hager und mager gesorgt. Sie hat gewiß in all den vielen Nächten um dich gebangt und sich um des Kindes willen gegrämt. Aber kein Wort darüber. Nein. Nie. Sie hätte doch sagen sollen, wie es steht. Warum hat sie immer geschwiegen? . . .«

»Ihr werdet es schaffen«, hat sie gesagt, oder »Macht es gut heute!« — Ja. Sie ist sehr blaß gewesen und seit Tagen merkwürdig still geworden. Aber vielleicht hat der Doktor recht, vielleicht ist es gar nichts Schlimmes. Sicher hat der Doktor gut daran getan, daß er sie in die Stadt brachte. O ja, es wird gut sein. Im Spital werden sie wissen, was ihr hilft . . .

Da ist der Wirbel wieder. Dunkelrot. Blut und Feuer. Der Jakob lehnt sich an etwas an, weiß nicht, was das ist. Er könnte auf diese Weise in einen Abgrund stürzen, in einen Schlund von Finsternis. Wie ein Stein. Seine Gedanken rasen allein und unablässig um die eine Frage, was mit Karin geschehen ist. Plötzlich denkt er: Jetzt mußt du zu ihr; sofort; so schnell wie möglich mußt du jetzt zu ihr! Darüber kann es keinen Zweifel geben. Nein. Bei Gott nicht! — Da schmettert im Saale die Musik von neuem. Brausende, mächtige Klänge. Das ist ein altbekanntes Kommando, zum Marsch, zum Angriff. Der Jakob zuckt unter dem scharfen Signal zusammen, reckt den Kopf mit zäher Mühe in die kalte Luft, als müsse er sich eine unsichtbare, drückende Last vom Nacken stoßen. Angriff! Angriff! Dort drinnen warten sie auf ihn, dort brauchen sie ihn jetzt, es ist ja wahr. Vielleicht fragen sie

bereits ungeduldig herum, wo er geblieben sei. Sie wissen ja alle nicht, warum er hier in einer finsteren Ecke steht und sie warten läßt; nein, das können sie wahrhaftig nicht wissen. Es ist auch nicht ihre Sache, das zu wissen. Sie wollen andere Dinge von ihm hören; und ganz allein darum warten sie auf ihn.

»Marsch, mein Lieber. Bitte.«

Er streicht sich das Haar zurecht und geht mit schweren Schritten hinein. Ein paar hundert Menschen raunen. Er sieht Kopf an Kopf, ein Gewirr von Köpfen, Gesichtern; fern hinter einem dicken Glase in einem riesengroßen Rahmen. Ihm ist, als müsse er mit seinen Händen das alles von sich abhalten. Was wollen die? Was soll er hier eigentlich? Wieder reckt er sich. Er sucht sich einen festen Punkt in diesem Gewimmel. Das ist ein alter, weißhaariger Mann. Nun hat der Anker endlich Grund; und der Jakob beginnt zu sprechen. Zunächst nichts als ein Zwiegespräch mit einem schweigenden Greise. Aber der Jakob hört, daß die Stimme ihm gehorcht. Das beruhigt. Er strafft sich. Vor ihm zerreißt ein grauer Nebel, er spürt, wie es heller wird. Da stehen Männer mit weißen Hemden. Er sieht sie klar und genau. Weiße Hemden! Ha! Jawohl, er sieht sie. Und er greift an, zuerst ein wenig verstört, ein wenig müde. Eine Zeitlang kämpft er noch mit dieser Taubheit, gegen diese trübe Dumpfheit, die ihn immer wieder zu überkommen drohen. Die Menschen vor ihm wollen nicht ruhig werden. Das macht ihn zornig. Und dann ist es so wie immer. Mit kaltblütiger Klarheit greift er sie plötzlich an, hart und ungestüm, mit fordernden Augen und scharfen, glühenden Gedanken, mit heiserer, herrischer Stimme. Bis sie dasitzen und keinen Blick mehr von ihm lassen.

Wie alles vorüber ist, greift er schweißnaß nach einem Stuhle und sinkt in sich zusammen. Was sie um ihn her fragen und sagen, dringt nicht mehr zu ihm. Rundum ist alles wieder hinter dem dicken Glase verschwommen. Auch dieser Mann,

der vor ihm steht, ihm die Hand entgegenstreckt und auf die Schulter klopft. Dieser Mann scheint eine Freude zu haben. Er spricht auf den Jakob ein. Er spricht wieder, er spricht nochmals. Ob der Jakob morgen den ersten Zug nehmen wolle? Er solle sich ausschlafen, wenn er es nicht ganz und gar eilig habe. Das bringt den Jakob aus dem Taumel hoch.

»Karin, Herrgott, ja; ich muß zu Karin, schnell, sofort, bitte.« — »Es ist späte Nacht«, sagen sie. »Wir haben keinen, der Sie etwa mit einem Automobil noch in die Stadt bringen könnte«, und: »Sie müßten dort auch lange auf die Eisenbahn warten.«

Dann wolle er in der Frühe den ersten Zug nehmen, antwortet der Jakob. Ja, er ist sehr heiser. Einer der Männer mit den weißen Hemden nimmt ihn mit ins Quartier. Der Jakob ist vollkommen einsilbig gegen diesen braven Mann, der ihm ein gutes Bett in seinem Hause gibt, eine Freude zu haben scheint und dieserhalb zu ihm spricht. Nun liegt der Jakob wach in diesem guten Bett und findet keinen Schlaf. Kalter Schweiß bricht ihm aus dem übermüden Körper; er findet keinen Schlaf, trotzdem ihm die Lider zufallen und seine Augen wie bleierne Kugeln in den Höhlen liegen. Eine Stunde vor der Zeit geht er torkelnd und schwankend, mit stechenden, feuchten Schläfen und verglastem Blicke auf den Haltebahnhof hinaus. Der liegt öde da. Kein Mensch regt sich dort. Der Tau klebt dick auf der einsamen Bank vor der verschlossenen Wartebude, auf der sich der Jakob fröstelnd zusammenkauert. Diese Stunde zwischen Nacht und Frührot hier im kalten Morgenwind ist eine verzweifelte Ewigkeit für ihn. Was mag sich während dieser verwünschten, endlosen Stunde in der Stadt in einem gewissen Spital ereignen?

Gott sei Dank, dort kommt der Zug heran. Warum kommt er erst jetzt? Hat der Jakob nicht bereits hundertmal den Schienenstrang mühselig mit seinen verquollenen Augen nach ihm abgesucht? Nun kommt er endlich herangezischt:

Ein holperiges, kurzatmiges Vehikel mit kleinen, lächerlich kleinen und trägen Rädern. Der Jakob macht ihm Fäuste mit weißen Knöcheln. Fürwahr, das tut er.

*

Der Arzt sagt, er könne eigentlich nichts sagen. Es stehe nicht gut um Karin, und es werde, soviel sich sehen ließe, wohl nicht ohne eine Operation abgehen. Verlauf und Ausgang? In diesem Punkte sei er kein Prophet. Sie wollten gewiß wohl beide miteinander wie Männer reden, nicht wahr? — Der Arzt versichert: »Ich will tun, was ich tun kann, und ich hoffe das Beste für Ihre Frau. Besondere Gefahr, davon wüßte ich nun allerdings auch nichts.«

Das ist alles. Der Jakob hat zwar nur halb gehört, aber doppelt verstanden. Jedenfalls findet er Karin mit wächsernem Antlitz und blauen Schatten um die Augen und reglosen Händen still in einem großen Saale liegen, wo in zwei langen Reihen Bett an Bett steht und viele Frauen bleich und blutleer bangen. Ein Asyl des Unheils: Der Hunger und das Elend schicken manches Opfer dorthin. Da sitzt der Jakob nun übernächtig und frierend an dem weißen Lager, und Karin sieht ihn mit übergroßen, gequälten Augen nur stumm an und müht sich um seinetwillen mit einem gepeinigten Lächeln ab, vor dem er den Blick zu Boden senken muß. Sie tastet matt und mühselig nach seinen zusammengerungenen Händen, legt ihre kraftlosen Finger darüber. Es ist eine armselige, trostlose Bewegung, ohne Gewicht und Gewalt. Der Jakob weiß nicht, was er sagen soll, nagt auf seinen Lippen, begegnet wiederum Karins Augen, in denen die Pupillen weit und starr sind. Und abermals flieht er vor diesem Augenblick; tief beugt er das Gesicht über ihre fahle Hand, die ihn gesucht hat. Da erkennt er mit Schrecken, daß sie welk ist, greisenhaft welk und vergilbt, diese schlaffe Hand.

Mein Gott, denkt er. Was ist nur geschehen? Gestern hat sie noch dem kleinen Buben mit diesen Händen über den blanken Schopf gestreichelt. Jetzt liegen sie reglos da, und man kann sehen, wie das Blut in ihnen immer dünner fließt. Sie werden sich vielleicht gar nicht mehr erheben. Herrgott! Herrgott! Laß mir sie nicht erkalten, diese schlanken Hände, die allzeit so tröstlich und geduldig waren! Nein, das darfst Du nicht. Du darfst es nicht!

Karin fragt ganz leise, wie es ihm gestern ergangen sei, ob man auf ihn gehört habe. Ein tonloser Hauch, den sie sich abringt. — Der Jakob vermag nicht zu antworten. Er nickt nur mit dem Kopfe. Die Schlinge um den Hals drosselt gut, fürwahr. Das Kind sei bei der Frau vom Heini wohl aufgehoben, fährt Karin fort, sie lasse es gewiß an nichts fehlen. Der Kleine sei gestern munter und fröhlich gewesen. Ach, der Jakob möge sich nur keine Sorgen machen. »Es wird schließlich wohl auch nicht lange dauern, und ich bin wieder bei Euch«, sagt sie. »Es kam sehr rasch über mich, ich konnte Dich nicht mehr selbst verständigen. Ich dachte auch, es ginge vorüber. «

Der Jakob beschwichtigte sie. Ja, er habe mit dem Arzte gesprochen. Der Arzt sei ein ordentlicher Mann.

»Nein, Karin, Du mußt Dich jetzt nicht mit Sprechen anstrengen.«

Aber Karin flüstert, oh, es mache ihr nicht soviel aus, und wie es gestern abend gewesen sei? — Auf einmal aber geht es doch nicht mehr mit dem Sprechen, sie keucht. Der Jakob streicht ihr mit der Hand sanft über die Stirn. Sie war feuchtkalt und ist nun plötzlich siedend heiß geworden. Rote Kreise flackern auf Karins Wangen auf, die Lider sinken ihr ganz langsam über die Augen, die zu glühen beginnen. Dort sitzt der Jakob, streicht ihr immerfort über die Stirn, über ihre Hände und bewegt leise die Lippen. — »Was ist denn nur mit Dir geschehen, Karin, was soll denn jetzt

werden?« — Aber Karin antwortet nicht. Sie atmet kurz und schwer, immer schneller. Draußen zwitschern die Vögel zügellos im sprossenden Geäst der Kastanien, und die Sonne schwillt prall zum hellen Mittag.

Eine Schwester mit weißer Flügelhaube tritt geräuschlos hinter den Mann, der da so hartnäckig im großen Saale vor einem Krankenbette hockt, und tippt ihm sachte auf die Schulter. Der schrickt jäh zusammen. Er müsse nun gehen, sagt sie, bitte. Der Mann ist feindselig, visiert sie zornig. Aber er scheint zu müde, um zu widerstreiten, gehorcht und erhebt sich. Draußen auf dem langen Flur Todesstille. Der Jakob hört sich tappen. Da schleicht er erschrocken auf spitzen Zehen. Süßbitterer, betäubender Geruch schwängert dieses Haus. Dem Jakob steigt ein häßlicher Geschmack im Halse hoch. Der glasige Nebel, da ist er wieder. Blut und Feuer, ein wirrer Taumel. Dem Jakob kommt es vor, als ob er durch die Luft schwebe. Mit einem Male ist da ein Gesicht vor ihm. Unbeweglich, in knitterndem, weißem Zeug eingemauert. Es bewegt den Mund. Einen leblosen Mund aus Pergament. Was sagte dieser Mund? — Wie? — Der Jakob reißt sich zusammen.

»Ja?«

Jener ausgedorrte Mund bewegt sich wieder. Er sagt, es sei wohl an der Zeit, der Frau den Trost des Herrn zukommen zu lassen.

»Den Trost des Herrn??«

Der Jakob wird weiß wie das steife, knatternde Leinen um dieses Gesicht, das ihn unerregt belauert. Alles spannt sich an ihm, als er endlich erbittert zur Antwort gibt, ob man hier in diesem Augenblicke keine andere Sorge kenne? Was?

»Oh, gewiß«, erwidert das spitze Gesicht kalt und ohne Umschweife. Wie er wünsche. Sie habe noch zu fragen, ob er Operation und Pflege in dieser Anstalt bezahlen könne, und welchen Betrag er fürs erste erlegen wolle? — Da wird

er dunkelrot, so wild, und plötzlich schießt ihm das Blut zu Kopfe, daß er einen Augenblick lang nichts mehr vor sich sieht als eine quirlende, kochende Röte. Wie ein Erblindeter tastet er sich mit den Händen, wie mit gelähmten Händen, über die geschlossenen Augen. Seine Zähne krachen. — Das unbewegliche, eingemauerte Gesicht wartet unbarmherzig auf die Antwort. Der Jakob spürt seinen stechenden Blick ganz leibhaftig. Er ist wie Eis. Das Gesicht weicht nicht, rührt sich nicht.

»Es wird sich schon finden, es ist meine Sache«, sagt der Jakob schließlich mit seiner heiseren, geborstenen Predigerstimme. Dann dreht er sich um und geht. Seine Schritte hallen brutal durch den Gang.

Zu Hause findet er den kleinen Jungen vergnügt schwatzend wie einen jungen Star. »Es wird sich alles finden«, heißt es auch beim Heini. »Karin wird es schon schaffen. Und das andere wird sich dann finden.« Der Jakob spricht kein Ja und kein Nein. Er spricht überhaupt nichts. Er ist häßlich grau und hat ein eingefallenes Gesicht mit leeren Augenhöhlen und wirre Gedanken: Vielleicht ist an allem nur die feuchte Stube des Geiers schuld. Karin sollte ja wohl einmal eine Dame werden und kein Bettelweib. Sie verlor ihre Gesundheit in jener Elendshütte. Anders kann es gar nicht sein. Vielleicht wäre es besser gewesen, dem Heini beizeiten zu folgen. »Du solltest nun etwas essen und Dich dann ausschlafen«, meint der Heini. »Du siehst aus wie gestorben.«

Der Jakob ißt ein paar Bissen und legt sich dann nieder. Er kann nicht mehr denken, er hat keinen Willen mehr. Der Heini besorgt ja alles. Der Jakob träumt, er müsse den Geier erwürgen. Aber dann hat der Geier auf einmal jenes eingemauerte Gesicht, das nicht Mann und nicht mehr Weib ist. Es lacht hämisch, denn es ist ohne Körper.

*

Gegen Abend kommt der Peter den Jakob zu neuer Fahrt abholen. Der Angriff rollt und kennt keinen Pardon. Ein jeder weiß es. Es gibt keinen Platz, keinen Straßenzug, kein Dorf, kein Stadtviertel, wo dieser Angriff nicht hingetragen werden müßte. Und wenn es nur ein paar gedruckte Handzettel sind, sie schreien gut und laut die Parole aus: Deutschland erwache! Sie muß in alle Winkel gellen, sie wird Revolution zünden und Sieg gebären. Bis auf den letzten Mann sind die Bataillone angesetzt. Tag und Nacht. Im ganzen Reich. Der Gegner muß fallen. Wenn eine Armee stürmt, gibt es für den einzelnen nichts als den Befehl, der allen gilt. Marsch! — Der Angriff rollt! —

Seht, draußen in der Vorstadt steht der Jakob heute abend in einer schmutzigen Kneipe auf dem befohlenen Posten. Um es kurz zu sagen: Er steht dort mit bleichem, drohendem Gesicht und spricht wie aus einem Grabe. Er predigt einem Haufen hungriger, mißmutiger und mißtrauischer Gesellen von einem unbekannten Musketier des großen Krieges, der aufstand, um ein Volk vor dem Selbstmorde zu warnen. »Morgen wird er dieses Volk führen, oder es wird untergehen!« ruft der Jakob. Kein Widerspruch. Nein. Sie könnten brüllen, wie sonst: Nieder! Sie könnten knurren, murren, lachen oder über ihn herfallen. Aber sie hören ihn an, ohne aufzubegehren. Eine merkwürdige, ungewöhnliche Atmosphäre. Dieser Mann scheint nichts mehr für sich selbst zu wollen. Er könnte einer von jenen sein, die bereits wissen, daß das Leben für sie bei dem und dem Glockenschlage sein Programm erfüllt hat. Vielleicht würde er im Ernst nur lächeln, wenn hier einer aufstünde und ihm zu wissen gäbe, man wolle ihn nun erschlagen. — Am Ende ist es wohl nur Mitleid, dieses Schweigen? — Auf der Gasse lungern ein paar Burschen herum, als der Peter den Motor zur Heimfahrt antritt. Der Peter stand die ganze Zeit über an der

offenen Tür und ließ keinen Blick von dem Rad. Jedenfalls hat auch die Maschine auf diese Weise keinen Schaden von dieser Vorstadtversammlung erlitten. Zudem: Die Nacht ist kristallklar und schimmert wie blaue Glut zwischen den Giebeln herab. In solch leuchtendem Dunkel läßt sich nicht unbemerkt schleichen. Auch dies mag sein Gutes gehabt haben.

Während der Fahrt sitzt der Jakob stumm und steif hinter dem Peter. Der macht vollen Dampf auf, und die Straße spult sich sausend unter ihnen ab. In der langen Kurve hinter dem Teufelsgraben blitzt vor ihnen plötzlich ein Licht auf, leuchtet sie ab, erlischt. Hinter ihnen schrillt ein Pfiff. Das macht den Jakob mit einem Male hellwach. Der Peter bremst das Rad ein wenig, späht angestrengt voraus. Der Jakob lauscht geduckt und gespannt durch den fauchenden Fahrtwind, sieht nach rückwärts. Nichts. Vorne strahlt bereits die Laterne an der Ortseinfahrt über die Chaussee. Plötzlich aber reißt der Peter den Kopf zurück, schreit —, der Jakob stemmt sich gegen den Haltegriff, das Rad schwankt, schleudert, kreischt und schlägt um.

*

Als der Jakob erwacht, ärgert er sich darüber, daß er am hellichten Tage im Bett liegt. Er forscht hin und her: Solltest du nicht bereits in der Eisenbahn sitzen? Hattest du nicht einen Befehl? Wieso kommst du also dazu, erst bei hellichtem Tage aufzuwachen? — Die Gedanken reihen sich nicht. Zwischen jedem fällt ein Hammerschlag. Es dröhnt ihm jedesmal im Schädel. Draußen kreist weiße Sonne. Man muß die Augenlider vor ihr zusammenkneifen. Sie bohrt. Es fällt ihm auf, daß er noch immer daliegt. Er grübelt und wundert sich darüber, daß er gar keinen Willen hat, sich zu erheben. Er befiehlt sich, die Fingernägel in die Handhöhlen zu krallen ... Man muß einem trägen Rosse die Sporen

geben, haha ... Man muß einen faulen Schläfer mit Nadelstichen wach machen und aus den Federn treiben.

Etwas schmerzt; die rechte Hand steckt in einem Verbande, und die Finger vermögen sich nicht zu biegen. Oho! — Unwillig richtet er sich auf. Da tanzt alles vor seinen Augen; das Gehirn hämmert und blitzt rasend. Verflucht! Wirbelt nicht die Sonne leibhaftig in die Stube herein? Hundert gleißende Ringe rasen durcheinander. Er sitzt da und schließt die Augen vor diesem Spuk, er sinkt in die Kissen zurück. Er kann es nicht verhindern, daß er wieder auf den Rücken niedergerungen wird. Nach einer Weile beginnt er zu blinzeln. Wenn nur einer diese dreiste Sonne ausblasen würde! — Auf einmal steht jemand schweigend neben ihm am Bett. Ist das nicht der Heini? »Heini . . .«, sagt der Jakob grenzenlos erstaunt. Ein verlegenes Lächeln, das im Kopfe sticht. Plötzlich fragt er den Heini ärgerlich, was denn eigentlich los sei. Er betrachtet die verbundene Hand, als ob er im Zweifel wäre, wem sie gehört. Der Heini geht und zieht den Vorhang zu. Der Jakob wird ungeduldig, schlägt die Bettdecke beiseite und will aufstehen. Der Heini kommt, um ihn daran zu hindern. Er hätte sich das ersparen können. Denn der Jakob schwankt wie ein Trunkener und fällt wieder hintenüber. Dennoch sagt der Heini, er müsse noch liegenbleiben.

»Bleib ruhig liegen«, sagt er und drückt ihm für alle Fälle ein wenig auf die Schulter.

Der Jakob zürnt: »Warum bin ich nicht aufgeweckt worden? Wie soll ich jetzt noch rechtzeitig in meine Versammlung kommen?«

Da kann der Heini sich eines Lächelns nicht erwehren.

»Ach, lieber Jakob«, erwidert er, »Du weißt gar nicht, wie oft Du den Mittag bereits verschlafen hast! Gut, daß Du nun endlich wieder wach bist.«

Der Jakob sperrt Mund und Nase auf, hebt den klum-

pigen Verband und rätselt daran herum. — Der Heini sagt: »Knochenbrüche wie dieser da heilen nicht in zwei Tagen. Aber Du kannst von Glück reden, daß Du Dir nicht den Schädel entzweibrachst.« — Der Jakob ist sprachlos. Er hört: Dem Peter sei nichts passiert, rein gar nichts. Er fragt: »Dem Peter?«

Als er das vollkommen verblüffte Gesicht vom Heini sieht, rafft er endlich seine zersplitterten Gedanken mit sichtbarer Anstrengung zusammen. Nun hat er seine Sinne wieder beisammen.

»Ei, gewiß«, sagt er erleichtert, »natürlich. Also dem Peter ist nichts passiert?«

»Nein«, antwortet der Heini. Es sei geradezu ein Wunder zu nennen; auch was ihn, den Jakob, betreffe. Er hätte leicht mit dem Kopf unterm Arm nach Hause kommen können. Der Jakob möchte von Herzen gerne mitlachen, aber er ist besorgt, daß ihm der Schädel davon in Stücke gehen würde. Beim Heini ist es mit seinem Gelächter offenbar auch nicht weit her. Er sagt nun mit finsterer Miene, man käme ja hoffentlich eines Tages noch zur Begleichung dieser Rechnung, wenn auch die Polizei nicht herausfinden wolle, wer das Drahtseil über den Weg gespannt habe. Daß der Rothaarige dabei gewesen sei, das stünde ja wohl außer allem Zweifel.

»Der Rothaarige?«

»Ich bitte Dich, Jakob, wer sonst?«

Der Jakob bemerkt: Nun gut; aber der Rudi, was der Heini von dem halte? — Ja, allerdings, meint der Heini, der dürfte vielleicht auch die Hand im Spiele gehabt haben.

Der Jakob mault: »Vielleicht? Nun, Du kannst ihn ja nicht kennen.«

»Oho, Jakob!«

Plötzlich schießt der Jakob steil in die Höhe, sieht den Heini entsetzt an, krächzt: »Karin! — Was ist mit Karin?« —

Der Heini gibt nicht gleich Antwort; er hat wohl die richtige nicht so schnell parat, wie? Der Jakob flüstert erregt, beugt sich wankend vor: »Heini, was ist mit ihr? Heini, hörst Du? So rede doch, Heini ...!« Ehe der Heini den Mund aufmachen kann, ist der Jakob auf einmal aus dem Bette gesprungen. »Was ist mit Karin, so sage doch!« Der Jakob stöhnt, beißt sich verzweifelnd in die Lippen, klammert sich mit der einen gesunden Hand am Arme des anderen fest. Schmerz, Wirbel, Ohnmacht — zornig, hilflos, bittend: »Ich muß hin zu ihr, ich muß doch zu ihr hin, Heini; so hilf mir doch ein bißchen ...«

Der Heini hat Mühe, den kranken Mann auf den Beinen zu halten. Er will ihn mit sanfter Gewalt auf das Lager zurückdrängen. Der Jakob widersetzt sich. »Heini, so laß mich doch hinaus. Heini!« — Der Heini beschwört ihn, er möge doch bis morgen oder übermorgen warten, der Doktor werde ihn dann in die Stadt fahren, gewiß und bestimmt. Karin wisse alles. Der Jakob solle sich erst den Kopf ausheilen, habe Karin gesagt. Sie habe gesagt, er solle nicht töricht sein, wirklich, das habe sie gesagt ... Der Jakob muß aufgeben, läßt sich auf den Bettrand nieder.

»Ist sie nicht gestorben, ist sie auch wirklich nicht gestorben, lieber Heini? Nein?«

Der Heini, ganz verstört: »Jakob, um Gottes willen, wie kommst Du auf so etwas?«

Aber der Jakob fragt noch einmal mit seiner schrecklich heulenden Stimme, ob es auch die Wahrheit sei, was der Heini gesagt habe. Der Heini beteuert: Ja und gewiß. Es sei mit Karin nichts Schlimmes geschehen, und sie wisse, daß der Rote ihm, dem Jakob, das Seil über die Straße gespannt habe, und sie habe gesagt, er solle sich doch nur ja gut auskurieren lassen. — Der Jakob ist völlig erschöpft und legt sich zitternd nieder.

»Ich will Dir den Jungen einmal hereinbringen, wenn

Du willst, Jakob.« — Der nickt, und der Heini geht. Die Frau vom Heini will wissen, ob der Jakob sich nicht aufgeregt habe? — »Von der Operation habe ich geschwiegen«, gibt der Heini zur Antwort. »Er wäre mir gewiß aus dem Hause gerannt.« Die Frau nimmt das Kind auf den Arm und steigt beklommenen Herzens mit dem Heini die Treppe hinauf. Droben in der Kammer aber verschläft der Jakob bereits einen neuen Mittag. Der Heini spricht ihn an: »Jakob!« Der regt sich nicht. Da legt ihm der Heini den Kühlpacken wieder auf den Schädel, wie der Arzt es befohlen hat.

Es vergingen viele Tage, bis der Jakob so weit kam, daß er nicht mehr zur unrechten Zeit im Bette liegen mußte.

*

Kaum daß der Jakob wieder gerade auf den Beinen steht, da kommt der junge Gendarm daher und sagt, er, der Jakob, könne nun Näheres bezüglich seines Gummiknüttels erfahren, wenn er ihm jetzt in die Stadt folgen wolle. Der Jakob gibt sogleich heraus: Oh, jenen alten Gartenschlauch habe er längst verschmerzt, und den Bullen vom Peter gedächte er für die Zukunft mit einem Ochsenziemer zu traktieren. Also dieserhalb bitte keine unnützen Wege und großen Umstände. Im übrigen getraue er sich trotz einer gewissen Wegelagerei noch immer alleine durch den Teufelsgraben zu gehen ... Der Landgendarm merkt wohl, daß er auf diesem Geleise nicht zum Ziele gelangt. Daher macht er sich barsch und erklärt kurzweg, hier sei der Gerichtsbefehl. »Nichts hin und her da! Hier ist der Befehl, und ich tue meine Pflicht. Keine langen Reden mehr, wenn ich bitten darf.«

»Gut«, antwortet der Jakob, »ich spare mir gern meine Worte am unrechten Mann. Und was die Pflicht betrifft, so tut ja in diesem Punkte gewiß ein jeder Gendarm sein Bestes, soviel ich weiß.«

Dann geht der Jakob, wie er stand, und legt es darauf an,

dem Polizisten immer einen guten Schritt voraus zu sein. Auf diese Weise gerät der Grüne hinter seinem hohen und würdigen Amtskragen unverhofft ins Schwitzen. Zweifellos ist dies für beide Männer kein alltäglicher Spaziergang. Das darf wohl behauptet werden. Die halbe Gemeinde vermöchte es zudem gewiß zu bestätigen. Welch geheimer Abscheu tat sich da unter den Türen, hinter den Fenstern und auf den Bürgersteigen kund, als der Gendarm dem Jakob solchermaßen das Geleit gab. Sie waren noch nicht aus dem Ort, da hieß es nahezu auf jeder Gasse, man habe soeben einen allerersten Übeltäter der Gerechtigkeit entgegengeführt. Ja, die Frau Apotheker ging sogar so weit, zu meinen, einen Verbrecher solle man doch nicht ungefesselt zu Gericht bringen. Wer weiß, was daraus entstehen könne. Flucht und Gefahr für unschuldiges Leben! Nein, der junge Kommissar sei gewiß allzu unerfahren. Wer hätte etwa nicht gesehen, daß jener wilde Bursche ihm offenbar zu entkommen suchte?

Nun, die Frau Apotheker tat dem Grünen Unrecht. Er brachte seinen Gefangenen sicher vor das Tribunal und hätte sich allenfalls über dessen allzu große Eilfertigkeit beklagen können, die er auch durch einiges Abmahnen unterwegs nicht wesentlich zu lindern vermochte.

Nun steht der Jakob jedenfalls vor den Schranken. Das Verfahren beginnt kurz und bündig. Der Chinese ist auch zur Stelle; er hat den Weg hierher alleine gemacht. Er trägt sein bestes Staatsgewand, wie sonst nur an den höchsten Feiertagen, wenn er mit blank gewichstem Schnurrbart vor Thronhimmeln und Umzügen voraufschreitet. Hier macht er sich jetzt damit wichtig, daß er gleichsam der Kolumbus des Prozeßgegenstandes gewesen sei, und er könne beeiden, daß das verlesene Protokoll bis auf den letzten Federstrich seine Richtigkeit habe. Im übrigen — darauf müsse er aufmerksam machen — sei es ihm noch niemals nicht vorgekommen, daß ein friedfertiger Mensch einen harten Schlauch mit Eisenstücken darin hinter

seiner Tür hängen hatte. Er habe in dieser Beziehung eine Erfahrung, sozusagen eine alte Menschenkenntnis. Der Richter fällt ihm in die Rede und erklärt, dies genüge.

Der Landgendarm macht knapp mit Ja und Nein Aussage. Mag sein, daß er noch nicht wieder gut bei Atem ist. Dann erhält der Jakob das Wort. Ausflüchte möge er sich hier ersparen, heißt es. Daran sei ihm keineswegs gelegen, antwortet der Jakob. Er lacht sogar dazu. Nein, beileibe keine Ausflüchte! Er wolle nichts als die reine Wahrheit sagen. Soviel er sich entsinne, sei ihm einmal nachts ein Fenster mit faustgroßen Steinen eingeworfen worden. Auch das Dach über der Stube habe dabei ein wenig gelitten. Der Herr Ortspolizist jedoch habe die Meinung vertreten, daß dies wohl mehr oder weniger ein Naturereignis und als solches nicht den Gesetzen zuwider gewesen sei.

»Dies zum ersten, Herr Richter«, sagt der Jakob.

Dann fährt er fort: Er wolle gewiß nicht lügen, nein, bei Gott nicht! Wenn ihn sein Gedächtnis nicht sehr täusche, so sei ja wohl in eben dieser Stadt hier vor nicht allzulanger Zeit ein Knabe umgebracht worden. Man habe die Mörder gewiß nur deshalb nicht gefunden, weil es sich auch in diesem Falle am Ende gar um ein Naturereignis gehandelt habe? »Oder irre ich mich, Herr Richter? ... Dies zum zweiten ...«

Der Richter fährt ihm wütend in die Parade: Hier sei Gericht, und er, der Angeklagte, möge gefälligst sein eigenes Vergehen verantworten und diesen gewissen Gassenjargon anderswo erproben ...

Der Richter erhält Beifall; wahrhaftig, im Saal wird geklatscht. Der Jakob dreht sich erstaunt um und traut seinen Ohren und Augen nicht: der Neuigkeitsdirektor! So seht doch nur, wie sein fettes Gesicht glänzt, wie ganz und gar er ein glühender Eiferer, ein freudetrunkener Wallfahrer am Orte der Gerechtigkeit ist! Der Richter muß ihn geradezu ermahnen, in dieser Hinsicht nicht zu weit zu gehen. Anders tut er es nicht.

Dem Jakob aber ist nun zweifellos der Gaul vollkommen aus der Deichsel gesprungen.

»Ei, bester Herr Richter«, ruft er, »falls ich recht im Bilde bin, so soll der Handel an diesem Platze doch um meinen eigenen Kopf gehen? Wer nun aber den Kopf haben will, der muß auch die Zunge mit in Kauf nehmen; das dünkt mich, ist kein unrechtes Verlangen.« — »Bravo!« ruft es aus dem Zuhörerraum. Diesmal wendet sich der Jakob nicht; er hat gut gehört: Das war die Stimme vom Peter; eine ungeschminkte, derbe Bauernstimme, die jederzeit auch meint, was sie sagt. — Der Richter schlägt mit der Faust auf das hohe Pult. Er müsse sich jeden Beifall verbitten und dergleichen. Darauf kommt zurück, daß dieser Beifall keineswegs ihm, dem Herrn Richter, gegolten habe.

Nun, kurz und gut, es erweist sich, daß das Gerichthalten heuzutage durchaus kein leichtes Brotverdienen ist, selbst wenn es nur um eine halbe Elle von einem alten Gummischlauch geht. Der Jakob, auffässig und widerspenstig, sagt, bitte sehr, er wolle gerne bei dem bleiben, was ihn selbst betreffe, und bringt die Rede darauf, daß man sehr wohl zur Nachtzeit auf offener Landstraße in Schnüren und Fallen hängenbleiben und sich das Genick brechen könne. Er, der Jakob Soundso, habe das nun wirklich und wahrhaftig an sich selbst erfahren. Der Schädel sei ihm davon inwendig sogar noch heute ein wenig geschwollen.

»Dies zum dritten, Herr Richter«, spricht er also und ist über und über nichts als Spott und Zorn.

Was dies alles mit dem Knüppel zu tun habe, erbost sich der Richter. Oh, das wolle er ihm nun gerne erklären, antwortet der Jakob. Der Herr Landgendarm hier habe das Drahtseil über der Chaussee offenkundig ebenfalls nur für ein peinliches Naturereignis angesehen und daher keineswegs nach etwaigen Wegelagerern im Busche gesucht. Der Jakob hebt sich ein wenig auf den Zehen, beugt sich zu den Gerichtsherren

vor und ruft ihnen zu: Jaja, er habe Weib und Kind daheim in der Stube; und damit ihm die Naturereignisse am Ende nicht auch noch dorthin Unheil stiften kämen, deshalb habe er sich jenen unerhörten Knüppel auf alle Fälle hinter die Tür gehängt. Er müsse wohl zugeben: eine Flinte wäre ihm lieber gewesen ... Das löst ein starkes Echo, Händeklatschen und Rufen aus: »Bravo, Jakob, Bravo! — Laß Dir nichts gefallen!«

Als der Jakob hinter sich blickt, springt der Peter vom Sitz und hebt die Faust. »Sie sollen uns meinethalben allesamt einsperren. Aber nichts gefallen lassen, Jakob, hörst Du!?« — Oh, welch großartiger Tumult! Der Jakob lacht dem Peter zu und entdeckt den Michel. Ja, sogar der Michel hat es sich nicht nehmen lassen, hierherzukommen und dem Jakob die Stange zu halten.

Der Richter, der inzwischen bedenkenlos den Gummischlauch ergriff, schlägt damit gestreng auf den Tisch und gibt der Polizei den Befehl, den Saal zu räumen. Die macht sich an die Arbeit, treibt Freund und Feind aus dem Parkett. Wer sich nicht fügen will, lernt ihre Macht kennen. Dort jagen sie den Michel und den Peter mit harten Gummiprügeln aus dem Hause. Der Michel hebt abwehrend den Krückstock vor das Gesicht. Aber dennoch kommt er nicht ungeschlagen davon. Ächzend taumelt er ins Freie. Ein Hieb über den Nacken hat ihm die Haut zerrissen. Was will auch ein Mann gegen die Gewalt, wenn er an einem Greisenstocke einhergehen muß? Er sollte zu Hause bleiben und in einem Sonnenwinkel sitzen. Das wäre besser. Dieser aber mußte hinter dem Peter aufs Rad steigen und ungerufen zu Gericht fahren ...

Allerdings, auch der Neuigkeitsdirektor kam abends mit einem blauen Auge heim und war nicht einmal dem Peter in den Weg gelaufen. Jaja, so kann es zugehen, wenn von Staats wegen einer halben Elle alten Gummirohres der Prozeß gemacht wird.

Was nun den Jakob betrifft, so wird bei ihm nicht mit halben Ellen gemessen; nein, gewiß nicht. Soundsoviele Tage Gefängnis, heißt es, für den Knüppel. »Dies zum ersten«, sagt der Richter. Soundsoviele Tage Gefängnis für ungebührliche Rede. »Dies zum zweiten«, sagt der Richter. Und da der Jakob bezüglich der Person des Staatsanwaltes erklärt hatte, es könne der Jud vielleicht des Christen Henker, nicht aber sein Ankläger sein, so gibt man ihm dieserhalb noch soundsoviele Tage darein. »Dies zum dritten«, sagt der Richter, »für den Juden, wohlgemerkt.«

Der Jakob verzieht keine Miene, erwidert, er sei nun ganz und gar davon überzeugt, daß alsbald in Deutschland schon allein darum Revolution gemacht werden müsse, damit nicht am Ende noch Neger auf die Richterstühle gesetzt würden. Da schreiben sie ihm abermals ein paar Tage auf die Rechnung, und so ergibt sich dann eine ganz ansehnliche Bilanz von soundsovielen Wochen, um nicht zu sagen Monaten. Dann wird der Jakob wie ein Verbrecher abgeführt. Die Frau Apotheker hätte ihre helle Freude daran haben müssen, wäre sie nur in diesem Augenblick zur Stelle gewesen. Der Chinese betrinkt sich am Abend dieses Tages mit scharfem Schnaps und kichert den Ochsenwirt an: Hihi, es sei ein guter Brauch, nach der Jagd auf die Beute zu trinken. Prost! — Fragt ihn einer, warum er im Hochglanz einhergehe, dann zupft er zuerst die Schnurrbartspitzen ein wenig und antwortet, er habe heute eine wichtige Sache erledigen müssen. Und sie sei erledigt worden, darauf dürfe sich ein jeder verlassen . . .

Um diese Zeit sitzt der Jakob in einer engen Zelle und würgt an seinem eigenen Atem. Ja, das heißt man einen hänfernen Kragen tragen und doch nicht gehenkt sein! Der Jakob ist sehr bleich. Er weiß, daß er sehr bleich ist. Zwischen den schwarzen Gitterstäben schwebt ein großer Stern. Der Jakob sieht ihn durch die kleinen, blauen Gevierte des Fensters wandern. Der Stern wandert unendlich langsam und still.

Tags darauf steht im Neuigkeitsblatt fett zu lesen, daß einen Aufwiegler und Gewalttäter die gerechte Strafe ereilt habe. Der Neuigkeitsdirektor ließ den Jakob sein blaues Auge wohl entgelten. Das Hoftor beim Peter und der Schaukasten am Hause vom Heini hatten darauf nichts zu entgegnen.

*

Wie sprach der Richter? »Soundsoviele Tage für das und das, Angeklagter. Dies zum ersten. — Soundsoviele Tage für jenes, Angeklagter. Dies zum zweiten; und so fort«, sprach der Richter. Der Jakob verzog keine Miene. Der Jakob lachte und war eitel Hohn.

Nun sind bereits viele Tage verstrichen, und sie reichen dennoch nicht aus, um wenigstens das erste Maß voll zu machen. Nun ist noch nicht einmal das erste Maß voll, und der Jakob lacht schon längst nicht mehr und schluckt den Hohn wie Essig und kann ihn nicht von sich speien. Er brennt ihm in der Kehle, er brennt ihm in den Eingeweiden, er brennt ihm in den Adern, in Herz und Hirn . . .

Hier sitzt ein Mann auf einem Holzschemel. Er zählt die Minuten, die vertropfen. Sie tropfen ohne Unterlaß; sie tropfen langsamer als das Wasser. Sie rinnen dahin. Aber sie rinnen langsamer als das Blut, halten mit ihm nicht Schritt. Sie verrieseln. Aber sie verrieseln langsamer als die trägen Gedanken, die gar nichts sind und nirgends hinwollen. Sie kommen, kommen, kommen und sind ohne Zahl; sind zahlloser als alles Korn, das je auf allen Halmen wuchs.

Dieser Mann sitzt hier und zählt die Minuten, wurde gesagt. Es ist die Unwahrheit. Dieser Mann sitzt da und belauert die Zeit! Würde sie plötzlich ihren endlosen Faden vor seinen Augen sichtbar abspinnen, er würde ihn ergreifen und zerreißen. Wollte sie Gestalt annehmen und vor seine Hände kommen, er würde sie erwürgen, erdrosseln; gleichgültig,

was danach geschähe. Ja, dieser Mann lauert wie der Tiger im Dickicht und will der Zeit das Genick durchbeißen, wenn sie nur des Weges kommt. Aber sie kommt nicht. Sie läßt nur ihre Minuten aus dem Nichts herabtropfen, eine um die andere, und auf die andere eine neue, und auf diese wieder eine, ... unzählige ... Niemand kann sie zwingen, wenigstens eine einzige Stunde auf einmal auszugießen. Dieser Mann hier dürstet nach dem herrlichen Überfluß allerarmseligster Freiheit; er lechzt danach. Aber es fallen nur Tropfen auf ihn nieder; immer fällt nur ein Tropfen, keinmal ein Schluck. Es sind bereits viele Tage verstrichen. Die vielen Tage jedoch gehen alle auf eine Hand; soundsoviele Wochen dagegen gehen auf viele Hände. Die vielen Tage hatten so viele Stunden, daß sie nicht auf zehn Hände gingen. Ihre Minuten sind ein Meer von Tropfen gewesen und ließen sich nicht mehr zählen. Aber sie machten nicht einmal das erste Maß voll von dem, was der Richter an Tagen und Wochen zugemessen hat.

Wie sprach der Richter? »Soundsoviele Tage, bitte sehr. Und dies nur zum ersten!«

Es ist unerträglich, daran zu denken ...

Der Jakob springt auf, geht hastig hin und her. Drei Schritte. Immer nur drei Schritte auf, drei Schritte nieder. Nicht mehr, nicht weniger. Auch dies geschieht zum tausendsten Male. Und doch ist damit das erste Maß noch immer nicht gefüllt. Er könnte seine Schritte gewiß ganz langsam machen. Es würden deren dann um Hunderte weniger am Ganzen. Das Maß, dieses erste, es wäre darum trotzdem nicht eher voll. Auch wenn er rasend hin und her rennte, wenn er sich Tag für Tag außer Atem brächte, es bleibt, wie es ist: die Zeit ist das elendeste Rinnsal der Welt, und das Maß, dieses erste, hat sozusagen keinen Boden.

Der Jakob bleibt eine Weile ganz dicht vor der hohen Wand stehen. Könnte sie nicht ebensogut ein Berg sein, von dem es heißt, daß niemand ihn zu ersteigen vermag? Es könnte heißen,

wie es will, es ist ohne Belang. — Der Jakob setzt sich auf die knarrende Pritsche und stützt den Kopf in die gesunde Hand, um die kranke im Verband mißmutig zu betrachten. Selbst dies tat er bereits hundertmal zuvor. Er hätte es zehn mal hundertmal tun können, es wäre ebenfalls ohne jeden Belang, und hätte er auch gar kein mißmutiges Gesicht dazu gemacht. Der Jakob legt sich hin, streckt sich aus, pfeift unhörbar eine Melodie, pfeift nicht mehr unhörbar, sondern horcht auf das beinerne Krachen seiner mahlenden Zähne, das mit seiner Eintönigkeit die Ohren zu peinigen pflegt. Jawohl, es pflegt alles zu peinigen, was er beginnt, weil alles ohne Belang ist in bezug auf jenes Maß, um das es hier geht. Der Jakob blickt hinauf in das enge Fensterloch und zählt die Eisenstäbe, die davorgeflochten sind und das bißchen Licht, das da hereinfällt, in lauter kleine, viereckige Scherben schneiden. Also zählt er nicht nur die Stäbe, sondern auch die Scherben. Er mag zählen, was er will, es ist samt und sonders ganz und gar belanglos. Der Zeit kann niemand den Faden zerreißen, niemand kann ihr wie ein Tiger an die Gurgel springen. Wer im Kerker sitzt, liegt, geht oder steht, der weiß das. Weiß er es nicht, so muß er es erfahren ... Der Jakob blickt nicht mehr zu dem engen Fensterloch hinauf; er verachtet es, er schließt die Augen und öffnet seinen gärenden Gedanken auf diese Weise eine andere Sicht. Auch sie ist längst bis in das Allerletzte ausgespäht. Aber sie hört wenigstens nicht bei zweimal drei Schritten auf, sie ist nicht mit Betonwänden ummauert, an denen man sich den Schädel einschlagen kann. Allerdings muß man dabei die Augen schließen und das Gitter dort droben vergessen, ja. Dann mag man beliebig in die Welt da draußen hinausschauen, in der nun bald Revolution sein wird. Bald, sehr bald; jawohl. Denn schließlich muß doch die Geduld dieses Volkes einmal ein Ende nehmen, wo der Hunger und das Elend kein Ende nehmen wollen. Sagte nicht der Doktor, diesem Angriff müsse der Gegner erliegen, er habe ihm nichts mehr entgegenzusetzen

als die Angst vor der Vergeltung für ein Jahrzehnt der Versprechungen, der Verfolgungen und der Verzweiflung? Die Gewaltherren seien nun eingekreist, sagte er. Im ganzen Lande säßen sie in ihren Amtsstuben und seien längst die Gefangenen einer geheimen Millionenarmee, die über Nacht losschlagen könne, wenn nur der Befehl dazu komme . . .

Der Jakob liegt da, die gesunde Hand unter dem Kopfe; die kranke, der Klumpen, gibt einen hohlen Ton, sobald er mit ihr gegen die Pfosten der Pritsche klopft. Das tut er eine ganze Weile. Auf einmal hat er einen festen Rhythmus dabei herausgefunden. Man könnte darauf marschieren. Trommelschläge: Ramm, taratatam, taratatam, tamm-tamm! Hört ihr? Mit Trommeln und mit Pfeifen! Er liegt mit geschlossenen Augen da, trommelt darauf los und beginnt in sich hineinzulachen; er hebt die Beine wie im Marsch und macht mit den Stiefelhacken die Paukenschläge darein. Er spitzt die Lippen und läßt die Pfeifen dazwischentrillern. Er bläst die Backen auf und brummt sich Bombardon und Baß dazu. Schließlich trompetet er mit der ganzen Kraft seiner Lungen, läßt Posaunen und Fanfaren schmettern und hämmert eine heillose Parade auf das Schlafgestell. Davon ist er so besessen und belustigt, daß er ein gewisses Schlüsselgerassel und Knacken an der Tür völlig überhört. Plötzlich steht der Aufseher vor ihm, hält ihm einen Gummistock vor die Nase und fragt, ob er mit diesem Stabe vielleicht den rechten Takt in den Spektakel bringen solle? Der Jakob ist zwar ein wenig überrascht und stellt sein Konzert ein, das muß um der Wahrheit willen zugegeben werden. Aber er bleibt ruhig liegen und lacht: »Guter Mann, oh, daß Sie doch ein wenig früher gekommen wären!« — Der Wächter zeigt ihm die Zähne: Er sei gewiß früh genug zur Stelle, um ihm, wenn es sein müsse, Räson beizubringen. Im übrigen, ‚guter Mann' und dergleichen, davon wolle er nichts mehr hören. Darauf sagt der Jakob, dann müsse er ihn hinfort gewiß einen schlechten Mann heißen.

wenn er richtig verstanden habe. Der Kerkermeister klopft versuchsweise mit seinem Knüppel ein wenig in der Luft herum und meint, es sei nun nicht mehr allzuweit hin bis zu einigen Schlägen auf einem staubigen Pelz. Nun, erwidert der Jakob, für diesen Fall sei zu bedenken, daß immerhin morgen schon Revolution sein könne. Dann müsse zweifellos manch einem der Staub in der Tat gründlich aus dem Pelze gestriegelt werden. Wer weiß, vielleicht gelte jeder Hieb von heute bereits morgen das Doppelte.

Der Wächter lacht hämisch. Hähähähä ... Was jene Revolution betreffe, höhnt er, so werde wohl bald niemand mehr jung genug sein, um sie noch zu erleben. Der Jakob gibt ihm unverdrossen heraus. »Ihr müßtet uns alle in Ketten schmieden«, sagt er, »wenn Ihr sie aufhalten wolltet. Dazu aber reicht Euer Eisen schon längst nicht mehr.«

Da macht der Aufpasser eine Geste, die allerorten gemacht wird, wo man einen anderen nicht mehr bei gesunden Sinnen wähnt. Dann klappt die schwere Tür ins Schloß. Jaja, man hat hier nicht nur einen Missetäter, sondern auch einen Narren aufgebracht. Man muß den Schlüssel zweimal hinter ihm umdrehen. — Der Jakob spürt wieder die Bitterkeit des Hasses auf der Zunge. Er bleibt reglos liegen und schluckt das Gift langsam hinunter. Damit hat er für Stunden hinaus genug zu tun. Wenn sie nur endlich draußen Revolution machen würden, denkt er. Meinetwegen könnte das ganze Land dabei in Flammen aufgehen ...

Dann wird langsam aus dem Tag ein Abend, aus dem Abend eine Nacht. Die Stadt klirrt und braust nicht mehr so nah, es ist, als ob sie heimlich auf rollenden Eisenbahnzügen in die Ferne gefahren wäre. Aufgeregte Lokomotivschreie von weither, dunkles Rauschen; man kann es immer wieder davonwogen hören. Der Jakob liegt noch immer da und lauscht auf den verhaltenen Atem der Welt. Die Unendlichkeit wird tiefer und tiefer; in den kleinen Gevierten zwischen den eisernen Stä-

ben funkeln tausend Gestirne. Man muß nur Geduld genug haben, sie zu zählen. Vielleicht sind es auch nur fünf oder sechs, die durcheinanderstrahlen und soviel flimmernde Fünkchen versprühen. Auch der große Stern steht wieder vor dem Fenster. Jede Nacht steht er eine lange Weile dort, und der Jakob sagt ihm »Guten Abend«, wenn er ums Gemäuer kommt, und »Auf Wiedersehen«, wenn er geht. Wem sollte der Jakob dies sonst sagen? Der Jakob hat eine gute Meinung von diesem Stern; denn vielleicht — es ist gewiß nicht von der Hand zu weisen — wandert der in diesen Nächten auch an den Fenstern eines gewissen Spitales vorüber. Wenn er auch stumm ist, er könnte immerhin manchen Blick und manches geheime Wort herüberbringen und hinübertragen. — »Karin!« — Da ist das Wort. — »Du wirst wieder gesund werden«, flüstert der Jakob, »und wir werden einmal Brot haben, ein Haus bauen und unseren Kindern eine Heimat und ein Reich. Aber Du mußt dableiben, Du. — Du darfst mir nicht fortgehen, Karin . . .«

Draußen klingelt grell eine Straßenbahn, zum Verwünschen grell. In dieser Stadt liegt Karin hilflos in dem großen Saal dort drüben irgendwo; vielleicht quält sie der Lärm solcher Klingeln, denkt der Jakob. Ich möchte ihr die Hand geben und ihr ins Gesicht schauen können. Aber sie lassen mich ja nicht hinaus, nein. Sie wissen gut zu foltern, verflucht . . . Er springt auf. Der Holzschemel bekommt einen Fußtritt und fliegt krachend wider die schwere Tür. Die macht sich daraus gar nichts. Der Jakob ärgert sich, windet den Kopf hin und her, als ob er Wolle in der Kehle stecken hätte und um Luft schreien müßte. Er setzt sich wieder, brütet in die heile Hand hinein. Dann streckt er sich von neuem lang. Er ist sehr müde, obschon er sich den ganzen Tag nicht zu plagen brauchte. Er überlegt, ob er sich nicht auskleiden soll. Was gibt es da zu überlegen? — »Nein«, sagt er trotzig, »wenn die andern heute nacht Revolution machen, mußt du gestiefelt dastehen.« — Er

lächelt über sich selbst. Dennoch will er von sich wissen, warum die andern etwa nicht in dieser Nacht Revolution machen sollten, falls der Befehl käme?

Ja, die andern, die sind jetzt da und da, greifen an, haben ordentlich Zorn im Leibe und schlagen sich gut mit den Gegnern. Bald machen sie Revolution. In diesen Nächten kann es geschehen. Und du, Kollege Jakob? Da liegst du, hörst geduldig deinem eigenen Geflüster zu: eingemauert, die Hände und die Gedanken zu nichts nütze ... Von weither summt die einschläfernde Melodie des Lebens, das in diesem Lande nie Rast macht und auch in den Nächten noch in die Ferne pulst. Durch ein enges, vergittertes Guckloch summt es diese Melodie herein.

»Man muß wohl zuerst die Einsamkeit ertragen können«, murmelt er, »wenn man stärker sein will als das Schicksal!«

Er schiebt abermals die gesunde Hand unter den Kopf und träumt mit offenen Augen zwischen den Eisenstäben dort droben hinaus. Das Ticken der Armbanduhr dringt in sein Ohr. Ja. Da rieselt die Zeit hinab in die Unendlichkeit. So hört sich das also an. Hier ist ein Mann unter vier Augen mit ihr allein. Mit wem? Mit nichts weiter als der Zeit. Da beginnt er plötzlich laut zu fabulieren, als hätte sie Ohr und Verstand, die Zeit.

»Ich lag in einer leuchtenden Nacht«, sagt er — und Wort um Wort sinkt langsam in die Stille —, »wie ein Tier des Waldes, wie eine Scholle im Acker, wie ein Tropfen im Meere. Und ich sah in die Tiefe des Himmels hinab, wie in einen schimmernden Brunnen, und zählte die Tropfen des Lichtes dort unten. Sie aber waren unzählbar. Die Erde lag mir auf den Schultern, hart und kalt und schwer wie Eisen, und stürzte mich hinaus. Ich fiel und fiel hinab. Immer hinab. Und des Sturzes war kein Ende. Keine Furcht und kein Schrei. Still und starr war alles ringsum. Und ich sah und war doch blind, denn ich sah kein Ende. Und ich zählte und

wußte nicht die Zahl. Und ich war und war doch nicht, denn alles war unendlich. Und ich starb und war dennoch das Leben. Denn ich verstand nicht und wußte doch, daß die Einsamkeit die Unendlichkeit trägt ...«

— Fieber? —

»Nein«, erwidert der Jakob so ruhig, wie er sich gefragt hat. »Nein. Zwischen Himmel und Erde muß jeder wohl einmal allein stehen, wenn er als Geschöpf Gottes mit ihm Zwiesprache halten will. Auf das Wort kommt es dann nicht an. Das Herz in der Faust behalten, das ist es, das ist alles ...«

Draußen klingelt grell eine Straßenbahn.

*

Eines Tages bleibt der Aufseher in der Zelle vom Jakob vor der Wand stehen und beginnt zu knirschen. Es muß hier nachgetragen werden, daß er ein recht großgewachsener Mann ist und einen Schnurrbart hat, fast aufs Haar genau wie der Chinese. Nun also bleibt der Wärter vor der Wand stehen, knirscht, zwirbelt sich den Bart krumm, sieht gefährlich auf den Jakob herab und geht, ohne ein Wort. Das Türschloß mag wohl selten solch gewaltiges Knacken erlebt haben. Der Gefängnisdirektor muß von diesem Wächter erfahren, daß der Häftling Jakob Soundso in seiner Zelle eine Untat allererster Ordnung vollbracht habe. Und so ist es. Der Gefangene Jakob Soundso hat an die Wand seines Kerkers einige wohlgelungene Galgen gezeichnet; er hat an diese Galgen einen vollzähligen Gerichtshof mitsamt einem sehr großgewachsenen Kerkermeister aufgehängt. Er hat darunter geschrieben: »Dies zum ersten, dies zum zweiten, dies zum dritten« und so fort. Unter den beispielshalber Gehängten befinden sich auch einige Personen, die zweifellos als Minister und hohe Herren des Staates identifiziert werden könnten. Er hat in deutlich lesbaren Buchstaben darüber gesetzt: »Einst kommt der Tag der Rache.« — Der Gefangene Jakob

Soundso ist demnach zweifellos ein bösartiger, gefährlicher und blutdürstiger Mensch.

»Es wird gut sein, ihn so lange wie möglich in Strafe zu halten«, meint der Wachtmann. — »Jawohl«, antwortet der Gefängnisdirektor. »Es ist festzustellen, mit welchen gesetzwidrigen Mitteln der Gefangene Jakob Soundso gearbeitet hat.« Der Aufseher nimmt seinen Gummistock zur Hand, begibt sich zum Jakob, sucht ihm alle Taschen aus und findet ein fingernagelgroßes Stückchen Bleistift. Welch unheilvoller Gegenstand! Es ergibt sich, daß das ungeheuerliche Wandbild nicht nur auf gewöhnliche Art mit schwarzen Strichen gezeichnet, sondern sogar mit zäher Energie in den harten Stein geritzt wurde. Es ergibt sich ferner, daß dies mit dem Stiele des Eßlöffels bewerkstelligt wurde, den der Gefangene Jakob Soundso unbemerkt zurückbehielt, mißbrauchte und verdarb. Der Gefangene Jakob Soundso wird dem Gefängnisdirektor unter die Augen geführt. Er vertritt vor diesem die Meinung, daß das umstrittene Bildwerk dem Charakter des Ortes zweifellos ebenso gut anstünde, wie Engel und Heilige einem Kirchengewölbe, wie der Humpen dem Wirtshause und gewisse Farben einer gewissen Republik. Der Gefängnisdirektor verfügt darob: Der Arrest des Gefangenen Jakob Soundso wird um erkleckliche Tage verlängert.

Er sagt: »Soundsoviele Tage für die Untat, wie sie ist, samt der dreisten Rede. Dies zum ersten.« Er sagt weiter: »Einen Tag für den unerlaubten Besitz eines fingernagelgroßen Stückes von einem Bleistift. Dies zum zweiten.« Er fügt hinzu: »Einen weiteren Tag für die Verunstaltung eines Löffelstieles, welcher Besitz des Staates und Eigentum des Volkes war. Dies zum dritten.«

Der Jakob bedankt sich, stellt sich kerzengerade hin, hebt die verbundene Hand empor und spricht seinen Abschiedsgruß. Der lautet: »Heil Hitler!«

Der Gefängnisdirektor gibt ihm dafür einen letzten Tag

hinterdrein. — Dann wird der Gefangene Jakob Soundso in eine andere Zelle gebracht, die unbemalte Wände und nur mehr für zwei Schritte Raum hat. Beim dritten stößt man sich den Schädel an der Mauer an. Von einem Fenster kann darin im Ernst keine Rede mehr sein, und das Atemholen ist im Grunde auch nicht mehr vorgesehen. Denn die uralte Luft scheint längst vom Angstschweiß vieler Gerichteten bis auf den letzten Hauch verdorben zu sein.

Kein Fetzen Himmel und kein großer Stern mehr, nein; Schluß mit solchem Luxus für ein paar bettelarme Menschenaugen und ihre törichten Träumereien! Hinter einem engmaschigen Eisennetz von einer halben Elle in die Länge und Breite ist nichts als verwetterte, verstaubte Backsteinwand zu sehen. Eine boshaftere, trübseligere und dümmere Backsteinwand als diese hier ist vielleicht nirgends je in der Welt gebaut worden. Sie bewirkt, daß der Jakob sich nun nicht mehr schlechtweg von Revolution vorerzählt, sondern von Barrikaden. Er fragt sogar den neuen Aufseher, ob er nicht wisse, wie man Barrikaden machen müsse, wie? — Der neue Aufseher ist nur ein kleiner, mürrischer Mann. Der schweigt und ist taub für den Jakob. Dieser aber stellt ihm jedesmal von neuem seine Frage, sooft sie auch unbeantwortet bleibt. Einmal jedoch trifft es sich, daß der Wärter dem Jakob zuvorkommt und nicht nur nicht mehr schweigt, sondern seinerseits wissen will: »Barrikaden? Warum?« — Und er fügt hinzu: »Wir sind doch schließlich alle Deutsche, meine ich.«

Der Jakob fällt geradezu aus den Wolken. Wankt dieser Staat in seinen Fugen? Ist vielleicht Revolution draußen? Sieg? ...

»O nein«, versichert ihm der mürrische Mann; er kann sich eines mitleidigen Lächelns nicht enthalten.

Er las dem Jakob Mißtrauen und Triumph gut vom Gesicht ab. Dann reden sie eine Weile miteinander wie vernünftige Menschen; man könnte sogar sagen, sie reden nicht

ganz unbrüderlich miteinander. Der Jakob meint: »Wenn wir doch alle Deutsche sind, warum quält man uns dann so? Wir wollen ja nichts anderes, als Deutschland den Deutschen wiedergewinnen!«

»Ich kann es nicht ändern«, erwidert der andere und zuckt mit den Schultern. Kleine Pause. Vielleicht tut sich selbst ein Wärter in dieser Luft mit dem Sprechen nicht leicht. Er resigniert: »Ich erfülle meine Pflicht. Nichts davon, nichts dazu. Unsereiner darf nicht sagen, was er denkt. Sonst riskiert er Kopf und Kragen.« — Der Jakob sieht den mürrischen Mann maßlos erstaunt an. Da dreht der sich um und geht. Er macht jedoch die Tür noch einmal auf und spricht halblaut herein, sehr rasch, gleichsam nur aus Versehen und im Vorübergehen. Vier Jahre sei er draußen gewesen und habe sich einen Bauchschuß mitgebracht. Das sei alles, was er davon gehabt habe. »Sehen Sie, unsereiner hat nichts mitzureden. So nicht und so nicht!« — Dann ist er fort.

Der Jakob grübelt. Nein, diese Republik ist nicht in Ordnung. Sie hat das Volk krank, klein und mürrisch gemacht wie jenen Mann. Sie hat Zweifel gesät und guten Glauben brachgelegt. Sie hat alle Leidenschaftlichkeit niedergebrochen, aus den Soldaten großer Schlachten kleinmütige Rentner werden lassen. Die Heißblütigen, die Jungen des Landes aber sollen vor ihr kapitulieren, weil sie die Schlüsselgewalt über die Kerkertore besitzt?

Die Tür geht wieder auf. Der Aufseher reicht mißmutig einen Brief durch den Spalt herein. »Hier. Bitte. Aber sagen Sie um Gottes willen kein Wort davon; es kann mich Kopf und Kragen kosten.« — Der Jakob möchte lachen. Erstens ein wenig über die Furcht dieses Mannes. Zweitens ein wenig über dessen griesgrämige Freundlichkeit, drittens über den Staat, in dessen Dienst jener steht und vor dem er zittert. Viertens aber über den Brief selbst. Schließlich schüttelt er nur den Kopf. Das ist soviel wie gelacht und gezürnt, gespottet

und gedankt. Das ist alles in einem. Dann reißt er recht hastig den Bogen aus dem Umschlag und liest mit viel Mühe, was der Heini daraufgekritzelt hat. Dem Heini wird er darüber Vortrag halten, daß Briefe in dunkle Zellen mit guten Buchstaben geschrieben sein müssen. Er schwört, daß er dies tun wolle, sobald er nach Hause kommt; und er lächelt über seinen Schwur. Ja.

In dem Briefe heißt es, daß es Karin gut gehe und daß sie bald die Macht haben werden. »Die Revolution marschiert! Wir holen Dich vielleicht schon bald aus dem Kasten.«

»Vielleicht schon bald«, steht da, steht schon seit Wochen auf diesem geduldigen Papier. Der Teufel soll diesen Heini heimgeigen, der das geschrieben hat und dennoch nicht kam, um einen gewissen Jakob Soundso aus dem Gefängnis herauszuholen, im Namen der Revolution ... Hier muß nun der Jakob wahrhaftig laut lachen. Oh, dieser Heini! Der Jakob hätte allerdings auch über sich selbst lachen können. Zwar hat er es längst aufgegeben, in den Kleidern zu schlafen. Aber trotzdem lauscht er im Wachen und im Träumen, ob nicht irgendwo plötzlich Alarm geblasen wird. Nachts pflegt er zuweilen aus dem tiefsten Schlafe aufzufahren. Aber dann ist nichts weiter zu hören als das Läuten einer Straßenbahn oder der grelle Pfiff einer fernen Lokomotive.

Es steht dahin, worüber er soeben laut gelacht hat.

✠

Gott sei Lob und Gott sei Dank: Noch eine Stunde, dann kann der Gefangene Jakob Soundso gehen. In einer Stunde wird der Aufseher kommen, mit den Schlüsseln rasseln, die Tür aufmachen, auf den Flur hinausdeuten und sagen: »Bitte!« — Vielleicht wird dort bereits ein anderer auf diesen Platz warten, irgendeiner, der auch den Nacken nicht beugen wollte. Der Jakob beschließt, eine Abschiedsrede zu halten. An wen?

»Meine Herren«, beginnt er feierlich, »morgen ist Sonntag. Morgen hat das Volk das Wort; morgen haben wir, die Delinquenten, ein kleines Wörtchen mit Euch zu reden. Morgen am Abend wird sich zeigen, ob der Gerichtete nicht in Wahrheit der Richter gewesen ist; ob die Verfolgten nicht in Wirklichkeit die Verfolger geworden sind und die Unterdrückten die Herren ihrer Unterdrücker. Wenn ich mich nicht ganz und gar täusche, so ist morgen der Sieg da, der große Sieg, unser großer Sieg. Die kühlen Köpfe, die Rechner und Amtsstubenkönige werden zwar behaupten, es sei Wahnsinn, morgen auf diesen Sieg zu warten. Mögen sie das tun. Es ist ihr Beruf, Wasser in die Feuer zu gießen. Es wird ihr Verhängnis sein. Und selbst dann, wenn morgen auch noch das letzte Gramm in unserer Wagschale fehlen sollte, meine Herren, wir werden dieses Spiel gewinnen, denn Sie sind seit langem immer leichter geworden; wir aber haben nur an Gewicht gewonnen, weil Sie uns ordentlich behämmern und härten ließen. Das kann nicht mehr widerrufen werden. Nein. Sehen Sie zum Beispiel nur mich an! Ich bin nie ein geduldiges Lamm gewesen. Nun aber habe ich das Warten gelernt; in Ihrer Schule, wohlgemerkt: Haha. Ein paar Tage mehr oder weniger, ein paar Wochen mehr oder weniger, was wäre daran noch viel gelegen? Sie würden nicht nur zu wenig Schergen haben, um uns alle einzufangen. Sie würden auch nicht genug Kerkerzellen besitzen, um uns alle sicher einzuschließen! Ja, Sie würden nicht Steine genug finden, um die Gefängnisse zu bauen, die Sie dazu brauchen!«

Da steht er, der weiland Gefangene Jakob Soundso, und hält seinen vier engen Wänden die Abschiedsrede, einen grimmigen, übermütigen Toast, Gericht mit seinen Richtern. Die Öffentlichkeit ist ausgeschlossen, kann man wohl sagen. Da steht er, sieht sie alle leibhaftig vor sich, obschon nicht einmal eine Spur von einem Abbild von ihnen an die Mauer geritzt ist, und hält ihnen seine flammende Rede.

»Nerven, meine Herren!« ruft er. »Hören Sie mich an! Es könnte Ihnen nützen. Sie könnten daraus lernen. Man wird nicht stärker, wenn man sich auf listige Gesetze und Sprüche verlegt, o nein! So nicht. Wenn man aber durch Hinterlist und Tücke, gegen das Recht und ohne wahre Schuld gestraft wird, meine Herren, das macht zäh und trotzig. Nur das! Jawohl. Blasen Sie nur in die Glut, hämmern Sie nur, bringen Sie sich ordentlich in Schweiß und Eifer! Unsere Eisen werden nur besser davon. Eines Tages fällt Euch das Werkzeug aus den müden Händen. Dann sind wir an der Reihe. Dann zeigen wir Euch, wie man schmiedet. Wenn wir Euch dann in die Zange nehmen und Euch ein wenig heiß machen, oh, wir werden dann wissen, was recht und was unrecht, was weich und was hart ist, was sein muß und was nicht mehr sein darf! Jawohl . . .«

Atempause. Das Plädoyer strengt an.

Es ist auch gut, einmal auf den Gang hinauszuhorchen. Die Stunde könnte plötzlich um sein. Man müßte dann gegen die Tür schlagen, mit den Stiefeln dagegen trampeln, einen Holzschemel dawiderschleudern und den Betrug an den Tag bringen. Ein Blick auf die Armbanduhr: Nein, die Stunde, die letzte von soundsoviel hundert, soundsoviel tausend Stunden, ist noch nicht um. Der Jakob hebt die Uhr an das Ohr. Sie tickt. Es hat seine Richtigkeit damit: Das Maß ist noch nicht ganz voll. Noch einige Tropfen fehlen. Man könnte ihnen nun höhnisch zuhören, wie sie fallen. Einer um den andern. Jetzt ist es eine satanische Lust, zu lauschen, wie sie dahinschnurren, in einem kleinen Räderwerk müssen sie schnurren und surren, kommen und gehen; sie können gar nicht anders. Laßt sie nur! Nicht lange, und man braucht sie nicht mehr zu zählen, man kann sie im Überfluß vergeuden, wie man will. Nein, man wird sie gründlich nützen, man wird vielleicht damit geizen. Denn es wird bald Revolution gemacht, Rache genommen. Die Zeit wird kostbar sein, sie soll fürwahr nicht mehr ver-

gebens rieseln. Der Jakob brennt vor wilder Lust. Er gleißt vor Spott. Er muß diesen Spott hören, seine Freude daran haben. Er nimmt seine Rede wieder auf. Er spricht mit der verweisenden, vernichtenden Stimme seines Richters, er schürzt die Lippen wie jener.

»Ihr Bettelvolk«, sagt er, »Geld habt Ihr, Macht habt Ihr, Totschläger und Gendarmen habt Ihr, Waffen, Gesetze, Gerichte und Gefängnisse habt Ihr, alles habt Ihr, nur kein ehrliches Gewissen, nur kein zorniges, gerechtes Blut habt Ihr mehr in den Kadavern! In der ganzen Welt geht Ihr betteln: ‚Helft uns gegen diese Halsstarrigen in unserem Volke, die nach der Befreiung des Reiches verlangen! Helft uns, und wir wollen alles daransetzen, daß Deutschland für Kind und Kindeskinder das Land der Knechte bleibt. Helft uns, und wir lassen sie verhungern oder totschlagen, und es wird alles bleiben, wie Ihr es in Euerer Übermacht und in Euerem Übermut einst bestimmt habt . . .'

Dies ist die eine Rechnung, meine Herren Angeklagten! Sie ist nicht die einzige. Ihr habt von der Einigkeit geredet. Ihr habt jahrelang gerufen: ‚Drängt Euch zusammen, Ihr Zuhälter, Ihr Raffer und Gaffer, Ihr Christen und Antichristen, seid einig, einig, einig gegen jene, die das Vaterland über alles stellen wollen! Schlagt sie, schlagt sie, womit Ihr sie trefft, womit Ihr könnt. Unserthalben: Schlagt sie tot!'

So habt Ihr jahrelang gerufen. Dies soll die andere Rechnung sein, die zu begleichen ist!«

Dem Jakob ist leichter geworden. Der Haß hat soeben gesprochen, der tiefe, unbändige Haß. — Diesem Manne ist er heilig. Dieser Mann ist einer von denen, die beten können: Herr, laß mir den Haß gegen jene nicht erlöschen, die mein liebes Volk und Land ins Unglück brachten!

Der Jakob hat nun genug gebetet. Kein Wort mehr. Während er darüber nachsinnt, ob er alle seine Kameraden so draußen wiederfinden mag, wie er sie zurückließ — wer weiß,

ob die Meute nicht inzwischen wieder einen von ihnen zur Strecke gebracht hat —, da kommt er plötzlich auch auf Karin. Sein Gesicht verliert jäh die straffe Verbissenheit und nimmt einen hilflosen, ja geradezu schlaffen Ausdruck an. Karin, ach! Vielleicht hat Karin nicht auf ihn gewartet. Sie lag so reglos und leblos, als er das letztemal bei ihr war ... Nein, nein! Karin wird lächeln. Der Heini hat doch geschrieben, es sei keine Gefahr für sie! Der Heini lügt nicht. Wehe, Heini, wenn du doch gelogen hättest!

Aber kann schließlich der Heini sein Wort verbürgen, wo Menschen überhaupt nicht mitzureden haben? Der Jakob preßt die Hände gegen die Schläfen, beide Hände, die gesunde und die kranke. Er sieht plötzlich einen endlosen Weg daliegen, steht auf einem wolkenhohen Turme, schaut hinab. Der Weg ist weit, weiter als der Horizont. Er geht über lebendige Leiber, Männer — die Millionen; und Frauen; Frauen auch! Sogar Kinder und Ungeborene. Der Weg ist rot von Blut und von Tränen verschwemmt. Man muß die Fäuste ins Gesicht drücken, um nicht schwindelig zu werden. Aber die Leiber dort unten stehen auf, sie flehen, sie zürnen, sie drohen und befehlen: »Geht den Weg zu Ende! Marsch!« Sie beschwören, sie schreien: »Um Gottes willen, so geht ihn doch zu Ende und fragt nur jetzt nicht, was dieser Marsch noch kostet, dieser furchtbare, endlose Marsch, der bald zwei Jahrzehnte dauert und nicht umsonst sein darf! Laßt den andern das Händefalten, laßt sie betteln; laßt sie betrügen, besudeln und bedrücken. Aber laßt Euch nicht aufhalten. Weiter! Es kommt nur auf Euch an. Nur mehr auf Euch! Ihr seid nun Deutschland, nur noch Ihr. Laßt Euch verfluchen oder totschlagen! Aber laßt nicht nach, jetzt nicht und nie mehr, jetzt nie mehr! Es liegen schon zu viele hinter Euch!«

Der Jakob sah das Antlitz des Vaters unter dem Helmschatten, die versonnenen Augen. Auf einmal waren dort leere, schwarze Höhlen ...

Der Jakob bewegt die Lippen. Nun betet er wirklich. »Herrgott! Alles haben wir eingesetzt! Du brauchst uns nicht gerechter zu sein als den andern. Aber hilf ihnen wenigstens nicht mehr als uns!« — Ach, Jakob, dieses Vaterunser ist nicht neu. Nein. Gewiß nicht. Ob es nützen wird? — Das liegt am Beter. So war es immer, und so wird es bleiben . . .

Die letzte Stunde ist um. Die Lektion ist aus. Die Schlüssel rasseln, der Aufseher öffnet die Zelle. Ein mürrischer Mann. »Sie können gehen.« Er tut, als hätte er den Jakob nie vorher im Leben gesehen; kurz angebunden und keine großen Umstände. »Hm«, sagt der Jakob, »Heil Hitler!«

Dann geht er. Er läuft nicht etwa, nein, er geht, aufgereckt, gemächlich, mit Würde. Er schreitet. Er schreitet stolz über den langen Flur und trägt das Kinn ein wenig hochgehoben. Bevor er das Haus verläßt, dreht er sich noch einmal um. Dieser Augenblick ist ein Triumph. Der Aufseher kommt vorüber und kennt den Gefangenen von vordem nicht mehr. Der Jakob atmet tief auf. Dann tritt er hinaus auf die Straße.

Ein herzergreifendes Geheul hat dort seiner gewartet.

»Jakob! — Jakob! — Jakob! Da bist Du ja! Bist Du es nicht? Natürlich bist Du es!«

Der Doktor und der Heini, der Peter und der Michel reißen einander den Jakob mit Worten und Händen aus den Fingern. Was die Hände betrifft, so bleibt der Peter Sieger. Fast rüttelt er dem Jakob die Arme aus den Schultern. Was tut der Jakob? »Heil Hitler!« schreit er, »jawohl, ich bin wieder da!« Er lacht und lacht. Er wendet sich zu dem Gefängnisgebäude um und schreit auch dorthin einmal ordentlich »Heil Hitler!« Die anderen verstehen wohl, was damit gesagt sein soll, und lachen nun ihrerseits. Hinter der Tür drüben aber steht einer und betrachtet sich dieses Fest durch eine vergitterte Scheibe. Ein mürrischer Mann, der den Kopf schüttelt.

Der Heini hat einen Blumenstrauß. Dies sei Karins Willkomm, sagt er und drückt dem Jakob das Bukett in den Arm.

Ein großer Bund roter Rosen. Der Jakob hebt ihn vor das Gesicht, er bleibt eine geraume Weile mit Mund, Nase und Augen dahinter verborgen. Als er wieder aufblickt, sieht er, daß die vier hier braune Hemden tragen. Da fragt er, ob etwa sie jetzt seinen Platz da drinnen haben wollten? »Mitnichten«, erwidert der Doktor. »Wie Du siehst, habe ich wieder einmal recht behalten; die Büttel haben uns alles wieder hergeben müssen.«

Dann entsteht plötzlich eine sonderbare Stille. Der Jakob betrachtet von neuem den Blumenstrauß. Der Doktor wittert die Bewandtnis und sagt, es gehe Karin verhältnismäßig gut, und er wolle den Jakob sogleich zum Krankenhaus hinüberfahren. Unterwegs will er ihm eine Freude machen, und so läßt er ihn wissen, daß sie daheim die ganze Gemeinde zur Versammlung an diesem Abend aufgerufen hätten. Der Jakob werde ein volles Haus finden, zweifellos, und er könne sich also noch heute für ein gewisses Silentium revanchieren. Nun habe er gleichsam doch das letzte Wort. Der Jakob sagt »jaja« und macht »haha«; im übrigen jedoch hängt er zu tief in seinen Rosen, als daß der Doktor ihn weiter stören wollte. Der Heini fängt dann noch einen Bericht über das Kind an; der Kleine sei munter und krähe den lieben langen Tag vor Wohlsein und Lust am Leben. Seine, des Heini Frau, wisse gar nicht mehr, wem der Junge eigentlich gehöre ... Er wolle ihnen das nicht vergessen, sagt der Jakob. Der Heini wird rot. »Mach keine Geschichten«, knurrt er verlegen. — »Ich weiß schon, was ich meine«, erwidert der Jakob. Er hat ein flüchtiges Zucken um die Mundwinkel und schluckt. Da verbirgt er sich wieder hinter den Blumen.

*

Karin vermochte dem Jakob nur mühsam die Hand entgegenzustrecken, als er an ihr Bett trat. Obschon er sich vorgenommen hatte, heiter zu sein, ihr einen Kuß zu geben und zu sagen: »Sieh, Karin, diesmal bin ich zwar lange ausgeblieben,

jedoch es soll nicht wieder vorkommen«, schrak er in diesem Augenblick doch jäh zusammen, gab ihr den Kuß nicht und sprach auch den Spruch nicht. Karin mußte wohl meinen, daß er sich vor ihrem verfallenen Antlitz fürchte. So versuchte sie, ihm durch ein Lächeln entgegenzukommen. Dieses Lächeln aber nahm ihm vollends die Kraft, sein Entsetzen zu verbergen. Er brachte es nicht über sich, diesen vom Schmerz schief verzogenen Mund etwa mit den eigenen Lippen zu berühren. Denn dieser Mund schrie lautlos um Hilfe, nicht nach Liebkosung. Der Jakob dachte: Das Herz in die Fäuste nehmen! — Nun, so nimm doch das Herz jetzt in die Fäuste!

Er senkte das Haupt, er fand kein Wort für Karin, er hielt ihre ermattete Hand in seinen Händen — zwischen der gesunden und der kranken. Die kranke Hand empfand nichts, die gesunde dagegen alles, sogar die Furcht vor dem Sterben. Er suchte in diesem verwelkten Gesicht verzweifelt ein liebes, altes Bild. Karin? Ist das Karin? Um Gottes willen, ist das hier Wirklichkeit, ist das die wahrhaftige Wirklichkeit? Die Augen, die so stumpf, der blonde Scheitel, der so spröde geworden, war das noch Karin? Und dann dieser trockene Mund, der hinter einem Aufschrei entstellt zurückblieb! — Nein, Herrgott, nein! Gib mir Karin wieder! Ich kam doch, um Karin wieder zu sehen, wieder zu küssen; um ihr das und das zu sagen, von gestern, für morgen, von der Zukunft! Ich kam doch, um mir Karin wieder heimzuholen! Herrgott, was tat ich Dir, daß Du mir solches wiedertun durftest . . . ?

Ja, Karins ausgeglühte Augen hatten das reglose Licht derer, die bereits über die Grenze des Lebens hinausschauen. Der Jakob sah alles, und er fand kein Wort und konnte auch das Herz nicht in seinen Fäusten halten. Nein. Da mühte sich Karin von neuem und lächelte dieses bittere, erschreckende Lächeln. Und sie flüsterte gar: »Du bist wieder da, es ist gut; morgen wirst Du sehen: es ist nichts umsonst gewesen. Ich freue mich, daß Ihr das alles geschafft habt.«

Sie hielt ein. Auch ihre Stimme war zerbrochen, armselig und leblos. Des Jakobs Gesicht wurde eine zuckende Maske. Es war ein schlechter Schild, den er über seine verzweifelte Seele hielt. Er rang nach einem Worte, das Karin streicheln und ihn selbst trösten sollte. Er fand es nicht. Karin sah es wohl. — »Ich will nun auch bald wieder heimkommen«, sagte sie leise. Ihre Lippen bewegten sich kaum, und ein jeder Laut schien ihren letzten Atem zu kosten. Aber da sie noch immer Karin war, jene tapfere Karin, fuhr sie dennoch fort und sprach noch einmal davon, daß sie nun bald wieder daheim sein wolle, bei ihm, dem Jakob, und dem Kinde. Und wieder lächelte sie. »Ihr beiden braucht mich doch auch, nicht wahr? Ich darf nicht machen, was ich will, gelt, nein?«

Der Jakob nickte, drückte ihre Hand sachte zwischen seinen Händen — zwischen der gesunden und der kranken — und verbiß sich inwendig die Lippen. Und dann lächelte er. Es ward eine Grimasse von einem Lächeln, und es hätte zerreißen müssen, wenn er nur die Zähne von den Lippen gelassen hätte. Jedoch er trieb die Zähne tief ins Fleisch und hielt stand. Auf diese Weise würgte er sich das Schluchzen hinab, immer wieder, immer gewaltsamer. Hier gab es keine Hilfe und keinen Trost; nur die Lippen blutig beißen! So lächelte er und begann über ihre abgemagerte, ausgebleichte Hand zu streichen. Karin wußte alles, was in ihm vorging, wollte ihm zur Seite stehen und quälte sich abermals mit hoffender Zurede und sagte, es werde alles wieder gut, und es werde nicht mehr lange dauern, dann könne sie wieder aufstehen. Und bis sie wieder zurückkehre, hätten sie es im Lande auch geschafft, sicher.

»Ja, Karin, liebe Karin«, murmelte der Jakob.

Er hörte sich nahezu heulen und mußte allsogleich die Zähne wieder gewalttätig zusammenpressen. Um seine Wangen und um seine Schläfen zeichneten sich weiße Ränder. So verfaß er dann Stunde um Stunde wortlos an ihrem Bette. Bis zum Abend blieb er dort. Der Arzt kam vorbei und sprach ihn an.

Der Arzt zeigte ein freundliches, kluges Gesicht und meinte, es werde schon wieder werden. Das Schlimmste sei überstanden, und sie müßten nur noch Geduld haben. »Wir müssen nur die Geduld behalten, lieber Mann«, sagte er. Der Jakob stotterte: »Jaja«, und der Arzt ging weiter. Auf einen Patienten mehr oder weniger durfte es ihm nicht ankommen; sie wollten wohl alle nur von neuem Leben und dergleichen hören. Dies war Allerweltsmedizin, und der Arzt mochte wissen, wem sie guttat. — Es wurde dämmerig im Saale. Eine Schwester schaltete die Lichter unter den blauen Schirmen ein. Da wünschte der Jakob Karin die gute Nacht und küßte sie doch. Er küßte sie auf die Stirn; denn in diesem hellerleuchteten Saale stand ja schließlich Bett an Bett, und in jedem lagen ein Paar sehnsüchtige Augen. Dann ging er. Auf der Treppe hielt er sich nicht nur an dem Geländer, sondern auch an dem fest, was der Arzt ihm mitgegeben hatte. Und der Arzt hatte ja wohl gemeint, daß es nun wieder werden würde. Er mußte es wissen. Der Jakob ließ ein wenig von seiner Sorge hinter sich und gab sich selbst Pardon. Mein Gott, wenn man sich nicht auf solche Dinge versteht, konnte man gewiß über ein welkes Gesicht erschrecken. Sie ist eine junge Frau, sie wird es schon schaffen. Gott sei Dank, daß der Arzt sich da besser auskennt und ihm die Wahrheit gesagt hat. Geduld!? — Daran soll es nicht fehlen. Ja, er versprach sich dies und jenes, als er die Treppe hinabstieg und dabei wie ein alter Mann oder ein Patient das Geländer gebrauchte. Drunten vor dem Spital stand der Peter, rief »Hallo!« und knatterte mit der Maschine seines Motorrades ein wenig auf Probe. Darüber, daß er auf den Jakob bereits seit zwei Stunden hier gewartet hatte, verlor er kein Wort. Er fragte, ob Karin sich sehr gefreut habe, und gab sich hinterdrein selbst einen Verweis: Nun ja, natürlich werde sich Karin sehr gefreut haben, und wie man nur so dumm fragen könne. Aber der Jakob wisse ja, daß es bei ihm, dem Peter, mit dem Wortemachen nicht weit her sei. Nun möge der Jakob aufsitzen. Diesen

Abend müsse es noch ein richtiges Fest geben. Ob er heute gut aufgelegt sei, der Jakob? Der Jakob verneinte nicht und bejahte nicht. Er erwiderte, er sei es gewiß nicht mehr gewohnt, sich so mir nichts, dir nichts vor ein paar hundert Menschen hinzustellen und ihnen die Meinung zu sagen. Immerhin habe er manchen Gedanken parat, sozusagen ein Mitbringsel für alle aus einer gewissen Zelle. Da lachte der Peter, gab dem Motor die Zügel frei und trieb das Rad ungestüm voran.

Nur im Teufelsgraben fuhr er um ein Geringes langsamer und schrie über die Schulter, ob der Jakob sein Testament gemacht habe, für alle Fälle, hahaha... Als die Laternen beim Ortseingang in Sicht kamen, signalisierte der Peter lang anhaltend und drosselte die Maschine auf halbe Kraft, als wolle er dem Jakob Gelegenheit geben, nun jedem einzelnen Hause in die Fenster zu schauen und zu rufen: »Da bin ich nun doch wieder!« — Der Jakob spähte neugierig voraus, sah nichts als Gewimmel und hundert kleine Feuerbrände. Dann hielt der Peter an.

Scharfes Kommando; Trompeten und Fanfaren. Eine Kolonne. Der Fackelschein zitterte gelb und rot über die Reihen der Männer und machte ihre Augen unter den Sturmmützen aufblitzen. Der Doktor kam und sagte: »Mein lieber Jakob, nun werden wir ihnen zeigen, daß Du wieder da bist!« Der Jakob war sprachlos. Er sah den Peter an. Der grinste. Er sah den Doktor an. Der legte ihm die Hände auf die Schultern und ließ seinen Baß wohlgefällig brummen. Der Heini kam und hatte nichts als listige Fältchen in seinem vergnügten Gesicht. Der Michel stand wie angewachsen vor der Front und durfte sich nicht rühren. Aber sein Antlitz glänzte vor Stolz und Freude. Oh, hättet Ihr ihn nur gesehen! Keine Spur mehr von einem Greisenstock. — Nein, ein junger, gesunder Mensch, der alle seine Knochen bewundernswert in Zucht hatte. Die braune Uniform schien ihm geradezu auf den schlanken Leib gegossen. Die Instrumente der Spielleute, die

silberne Fahnenspitze glitzerten, die Brände zuckten unruhig und ungeduldig auf und nieder. Als die Kapelle ihren Marsch zu Ende gespielt hatte, stellte sich der Doktor breitbeinig vor den Männerblock hin und rief: Alle für einen, einer für alle, so laute die Parole! Vor ein paar Wochen habe man den Jakob wie einen Verbrecher aus dem Ort geführt, dafür wollten sie ihm jetzt bei der Heimkehr ein um so besseres Geleit geben. Sieg Heil!

Drohend wie Donner rollte der Ruf von hundert Männern die Straße gegen den Ort hinauf. Dann hieß es: Die Fahne hoch! Musik voran, Kolonne, marsch! Allen voraus marschierte der Jakob an der Seite des Doktors. So brachten sie ihn nach Hause. Hundert Flammen flackerten in hundert Fäusten und leuchteten nicht schlecht in manche dunkle Stube; die Trompeten aber schmetterten grell und hochfahrend. Wer hätte von diesem Triumphe etwa sagen können, daß er einem jeden Beliebigen am Wege wüchse? Ja, wie marschierte der Jakob da neben dem Doktor vor der Fahne! Er war bleich vor Aufregung, er hatte das Gefühl, er müsse in den Himmel hinaufwachsen; und das Herz schlug ihm darob im Halse.

Es muß nachgetragen werden, daß er zu beiden Seiten von einer Reihe von Fackelträgern eskortiert wurde, die ihn gleichsam vor der ganzen Gemeinde mit wildem Glanze umgaben. So denkt doch nur: ein trotziges Mannsgesicht mit der vulkanischen Gloriole leckenden Feuers! Wer wollte das von heute auf morgen wieder vergessen? Jawohl, so zog ein Habenichts und abgestrafter Aufwiegler in diesen Ort wieder ein. Oh, hättet Ihr es doch alle gesehen! Oder hättet Ihr wenigstens den Chinesen gesehen, wie er im Gemeindehaus hinter einem dunklen Fenster das Glas drückte, die altbekannten Schnurrbartspitzen abwärts strich, hastig atmete und sich die Stirn unausgesetzt wischte. Aber vielleicht war dies auch ganz und gar unerheblich, wenn man bedenkt, was sonst alles geschah. — Auf dem Markt gab es wiederum scharfes Kom-

mando und Halt. Der Doktor stellte sich abermals breitbeinig vor den Männerblock hin, machte seinen Baß stark und rief, es sei jenes Gericht noch nicht gewesen, das in Deutschland einmal müsse gehalten werden. Bis dahin aber sei es eine Ehre, für die Freiheit in den Kerker zu gehen. Dies möge ein jeder gut behalten, bis das Gericht gemacht würde ...

Der grauköpfige Kommissar stand währenddessen im Schatten des Gemeindehauses und wollte nichts gehört haben; denn der Männer in den braunen Hemden waren heute gut hundert, wenn nicht mehr. Der Chinese aber hatte nicht gewagt, das Fenster zu öffnen; und so vermochte er in der Tat nicht zu hören, was drunten auf dem Platze laut gesprochen ward. Als der Jakob dann endlich in sein, das heißt, des Heini Haus gehen durfte, da hielt die Frau vom Heini ihm noch unter der Tür Karins Kind, seinen kleinen Buben entgegen. Die hellen Tränen rannen ihr über die Wangen, und sie sagte gegen allen Sinn und Verstand immer wieder: »Nun, Jakob, da bist Du ja wieder, ich meinte, Ihr wäret schon ein paar Jahre fort gewesen, Du und Karin.« — Der Jakob nahm schließlich Anlauf zu einem Lächeln und erwiderte, nein, so lange sei es nun doch nicht gewesen. Er koste dem Knaben das seidiggoldene Haar und meinte, dies sei Karins Haar. Die Frau vom Heini meinte dies auch. Er schien jedoch sodann daran zu zweifeln, jedenfalls wollte er von solcher Rede plötzlich nichts weiter mehr wissen, denn er schwieg, als die Frau vom Heini sagte: »Jawohl, ganz das feine Gespinst wie bei seiner Mutter.«

Der Kleine rollte seine großen Strahlaugen neugierig und verwundert hin und her. Da tat der Jakob gestreng und beleidigt: »Oh, nun schaue sich einer diesen Kerl an, der seinen Vater wie einen Mann aus der Fremde mustert, haha.« Und die Frau vom Heini bekam ein Lob für die gute Pflege an dem Kinde und dies und das. »Ach, und die Tür habt Ihr auch geschmückt«, hieß es, »mein Gott, welche Mühe habt Ihr Euch nur wieder gemacht.« Am Ende gab es ein ordentliches Mahl

mit Bier im Humpen, tüchtigem Messergeklirr und Gabelgeklapper; viel freundliche Worte vom Heini und seinem Weibe.

Es wurde Zeit, in den Versammlungssaal hinaufzugehen. Der Jakob zeigte sich bestürzt, daß er ganz darauf vergessen hatte, die Uniform anzuziehen. Im Gegenteil, erklärte der Heini; er müsse so, wie er aus dem Gefängnis komme, auftreten. In diesen Kleidern stecke noch die richtige Luft. Der Doktor habe sich vorhin etwa so ausgedrückt. Daraufhin machte sich der Jakob in der Gestalt auf, in welcher er noch heute morgen der Gefangene Soundso in dem und dem Kerker war. Droben an Ort und Stelle wurde er von den Kameraden mit jubelnden Zurufen begrüßt. Der Heini ließ sich ein wenig anmerken, wie stolz er darauf war, neben diesem gefeierten Jakob durch das stürmische Spalier zu schreiten. Der Jakob bestieg ohne Zögern sogleich das Podium und sagte ganz einfach:

»Da bin ich wieder, meine Volksgenossen!« Oh, dies war ein wahres und unumstößliches Wort! Es löste hinter sich eine Lawine. Der Saal drohte im Sturme des Beifalles einzustürzen. Ja, dort unten waren fürwahr feinhörige Ohren in Hülle und Fülle versammelt. Nun gut, fuhr der Jakob fort, in dieser Beziehung brauche er wohl nichts weiter hinzuzufügen. Es sei ihm nicht um seine Person zu tun, gewiß nicht. Aber er sei ja nun einmal ganz gegen seinen eigenen Willen eine Art von Beweisstück dafür geworden, daß der Kerker allein die Leidenschaftlichkeit für eine gerechte Sache nicht umbringen könne. Und eben auf diese Leidenschaftlichkeit komme es ganz allein an, wenn einem Volke alle anderen Waffen für die Behauptung seines Lebensrechtes und seiner Freiheit genommen seien. Man könne ein armer Teufel mit dem letzten Hemd auf dem Leib und dennoch ein reicher Mann sein, wenn man einen großen Glauben im Herzen trage. Man könne ein großer Herr sein und mit zehn Pferden vor der Kalesche daherfahren — wenn man inwendig ohne Gewissen und Trotz für die Not der Nation sei, so führe eben ein armer Schlucker und elender

Wicht in dieser betreffenden Galakutsche. Man könne auch soundsolange in einer dunklen Zelle eingesperrt sein und dennoch der beste Patriot bleiben. — Hier ließen die feinhörigen Ohren von neuem erkennen, daß sie in Hülle und Fülle in diesem Saale versammelt waren. Es gab hundertfaches »Bravo«, das sich viele Male wiederholte. Es brachte den Jakob erst recht scharf in den Trab, und er sprach:

»So hört mir nur zu! Seht, ich habe gewiß kein Rittergut, aber ich habe den Glauben, daß eine bessere Zeit kommt, wenn Ihr auf den Mann hört, der den Glauben an die Heiligkeit Deutschlands predigt. Andere sind in ihrer Art besser daran, haben Gold in der Truhe und ihre guten hundert Stück Vieh im Stalle und verstehen sich darauf, dem Hunger aus dem Wege zu gehen. Es schiert sie nichts als die Sorge um ein bequemes Leben in dieser Zeit und einen hübschen Platz in der seligen Ewigkeit. Um dieser Ziele willen geizen sie mit jeder Pflicht, lassen sie Ehre, Anstand und Gerechtigkeit fahren wie Tand und Plunder. Aber noch keiner hat ewig gelebt. Nein. Alle sind noch gestorben, die sich vor uns einst hier mit Plagen abmühten oder am Wohlsein freuten. Nicht darin besteht einer fort, was er an wohlfeilem Besitz hinterläßt, sondern in dem Beispiel, das er in einer selbstlosen Tat zur rechten Zeit gegeben hat. — Das müssen wir endlich begreifen, daß es nicht angeht, dieses Land nur dann zu lieben, wenn wir satt sind. Haben vor uns nicht auch Deutsche gehungert und geblutet, sind sie vor uns nicht auch in die Kerker, in die Verbannungen gegangen, auf den Schlachtfeldern gefallen? Waren das nicht unsere Väter? Und wie viele von ihnen hatten immer einen baren Nutzen davon, wenn sie sich mit aller Leidenschaftlichkeit dem Schicksal in den Weg stellten? Aber sie wußten: Die nach uns, die werden dort Früchte ernten, wo wir säen mußten! Sie waren anständig, hielten auf das Herz mehr als auf den Bauch und sprangen für uns in die Bresche. Sind wir heute die Söhne, so werden wir morgen

die Väter sein; und wir alle werden einst von unseren Kindern nach jenem unantastbaren Erbe gefragt, das Deutschland heißt! Dann gilt die Rede wenig, die besagt, dies Erbe sei um des Hungers willen verschachert worden; dann wiegt die Rede schwer, die besagt, es sei um der günstigen Geschäfte willen verkauft worden; dann klingt die Rede übel, die besagt, Deutschland sei um der Furcht und der Feigheit willen verraten worden!«

Danach wurde das Echo bedächtig und besinnlich, ja feierlich. Es erwies sich, daß der Jakob daran keinen Schaden genommen hatte, daß er soundsoviele Wochen lang seine heißblütigen Predigten vier engen, tauben Wänden oder einem Fetzen vergitterten Himmels hatte halten müssen. Nun wußte er gleichsam im vornhinein um jede Note auf dem Blatte, und er spielte ihnen fürwahr ein gutes Konzert, das die einen ein wenig angriff und den andern den Mut nahm, mißfällig zu lachen oder gar dareinzupfeifen. Ja, der Jakob hatte keinen schlechten Tag heute. Er empfand dies wohl und wurde davon selbst erfrischt und begeistert. Der Sieg, dachte er, morgen wird er Wahrheit werden. Das war ein Gedanke, der ihn schließlich mächtig hinriß, und dem wiederum verdankte er es, daß manch einer, der nur aus Mißtrauen seine Ohren in diesen Saal hinaufgetragen hatte, dennoch eine alte Melodie darin nach Hause nahm. Diese Melodie hieß: Deutschland, mein Land, erwache! Viele gingen heim und sagten zu ihren Weibern im guten oder im bösen Sinne: Dieser mißliebige, junge Mensch — gerade aus dem Gefängnis entlassen — habe sich heute ein unerklärliches Ansehen gewonnen. Sie sagten es in diesem oder jenem Sinne. Aber sie sagten es. Folglich mochten sie an diesem Abend manches Für oder Wider gefunden haben. Darauf aber kam es an, daß alle sich endlich und endgültig für oder wider den Glauben an die Heiligkeit des Landes erklärten ...

Darauf mußte es heute ankommen; denn morgen sollte die Entscheidung fallen.

Der Doktor, der Michel, der Peter, der Jakob und der Heini saßen noch ein gut Teil dieser Nacht bei einem Glas Wein beisammen. Der Doktor machte den Gastgeber, stieß auf das Wohl vom Jakob, auf den Sieg und die Freiheit an und sagte: »Lieber Jakob, Du hast heute Deine Sache gut gemacht.« Jawohl, er sagte diesen Abend des öfteren »lieber Jakob«, wo er es sonst gewiß bei einem einfachen Jakob belassen hätte. Er sprach: »Morgen werden wir sehen, ob sie alle begriffen haben. Und übermorgen greifen wir wieder an, wenn es wirklich sein müßte!« Ja, so zelebrierten sie auf ihre Weise das Tedeum für den Sieg, der morgen werden mußte. Und der Jakob sollte erzählen. Er erzählte, warum er hatte länger sitzen müssen, als es ihm vom Richter selbst bestimmt war. Was sollte er auch sonst von einer Zeit zum besten geben, in der er nur mit sich und seiner mißliebigen Leidenschaftlichkeit allein gewesen war? Er meinte, es sei zweifellos ein Glück, wenn man seine guten Worte und Gedanken wieder bei vielen an den Mann bringen könne. Für sich selbst wolle auf die Dauer nicht einmal der Herr Pfarrer seine Predigten halten. Da lachten die andern. Nur der Peter blieb bei seiner tiefgründigen und ein wenig mürrischen Miene, die er bereits den ganzen Abend zur Schau trug. So mußte er sich die Nachfrage gefallen lassen, ob ihn heute etwa seine Rappen zum Narren gehalten hätten oder wie? Der Peter aber verachtete die Frager mitsamt ihrer Neugier und schwieg bösartig. Als es gar nicht mehr anders ging, erklärte er geradeheraus, sie sollten endlich mit dem Wettermachen bei Hinz und Kunz aufhören und Revolution machen. Ohne das säßen sie in zehn Jahren auch noch da und würden auf [illegible] Sieg warten. Der Doktor war guter Laune und ließ es bei der Bemerkung bewenden, daß aus einem Bullen kein Schaf würde, selbst wenn man jenem die Hörner stutzen wollte ...

*

Heute ist der Tag des Sieges, wie es gestern abend mit Gewißheit hieß. Am Abend wird Freund und Feind wissen, daß Deutschland, das Volk, das Land weit und breit, ohne Kanonen und Granaten, gleichsam mit der blanken Faust von der braunen Armee erobert worden ist. Es kann sich heute nur mehr darum handeln, daß die Größe des Sieges schwarz auf weiß zusammengerechnet wird. Der Sieg selbst? Darüber braucht kein Wort mehr verloren zu werden. Der Jakob geht auf das Gemeindehaus, nimmt den Bleistift zur Hand und schreibt mit zwei Strichen auf einen kleinen Zettel der Zwietracht das Urteil. Millionen werden heute auf solchen Zetteln Urteil schreiben. Ein Gottesurteil wird es sein. Wenn ein ganzes Volk seinen Willen zu Eintracht, Ehrbarkeit und Freiheit niederschreibt, dann ist dies gewiß ein Gottesurteil. Auf den kleinen Zetteln sind nahezu drei Dutzend Parolen zu lesen, aber nur mehr eine einzige, die für die Befreiung der Nation ohne Wenn und Aber gutsteht! Wer sollte unter solchen Umständen noch im Zweifel sein, wozu er sich bekennen muß?

Als der Jakob das Gemeindehaus verläßt, kommt der Michel ihm entgegen. Der Jakob sagt recht laut und hoffärtig, heute würde wohl die Spreu vom Weizen gesiebt. Er sagt dies weniger dem Michel zuliebe als vielmehr dem Chinesen und dem Großbauern zuleide, die beide vor der Ratstür stehen und verdrossene Gesichter und lange Ohren machen. Der Michel gibt zurück, jawohl, heute werde gewiß gründlich ausgedroschen. Er wolle kein Prophet sein, aber so viel ließe sich wohl sagen, daß dieser schöne Tag nicht jeden gleich erfreue. »Jaja«, antwortet der Jakob, »vielleicht sitzen morgen ganz andere in gewissen Kerkern als gestern. Was weiß man schon?«

So reden sie eine Weile übereinander hinaus und lassen dabei gewissen anderen Leuten sozusagen Steine über den

Zaun fallen. Die aber schweigen heute dazu. Dann geht der Michel, um sein Kreuz unter den Urteilszettel zu schreiben, und der Jakob macht sich auf den Weg zur Stadt.

Ein Sommertag, blank und drall, Sieg fährt in der Sonne; jawohl, wenn sie heute sinkt, ist er da, der Sieg. Warum sollte der Jakob da nicht frischweg in die Welt pfeifen? Auf den Feldern liegt voll und duftend das erste Heu. Weiße Wölkchen schaukeln gemächlich im blaudurchstrahlten Gewölbe droben fürbaß. Man könnte sie fast vor Wohlbehagen herunterlachen hören. Das ganze, weite Land sonnt sich ohne Sorge. Es hat lange genug gedauert, bis dieser helle Tag kam, denkt der Jakob hintergründig. Am Waldrande stehen blaue Kerzen. Hohe Edelinge im Jedermannsgarten. Das Volk hat sie einst nach den Königen benannt. Das Volk muß nicht immer nur kleinmütige Könige gehabt haben ... Die Republik übersah wohl offenbar, daß diese aristokratischen Blumen sich nichts aus ihr machten und nach wie vor bei ihrem königlichen Wuchs und Namen geblieben waren? Der Jakob findet aus mancherlei Gründen einen großen Gefallen an ihnen, füllt sich die Arme davon und trägt die Garbe zu Karin. Er sagt: »Ich würde sie fast Karinsblumen nennen, wenn sie ihren alten Namen nicht mehr behalten dürfen.«

Sicherlich erfreut er Karin damit nicht wenig; sie erscheint ihm nicht mehr so fremd wie gestern, und ihr Lächeln erschreckt ihn heute auch nicht mehr. Ja, es sieht sich heute manches besser an als gestern. Er berichtet ihr, wie großartig sie ihn am vergangenen Abend heimgeholt haben. »Ach, wenn Du das nur hättest miterleben können. Ich kann es Dir kaum beschreiben, Karin.« Dann kommt die Rede auf das Gottesurteil; ja, der Jakob spricht nicht anders als von einem Gottesurteil. Heute abend sei wohl nur noch die Frage zu klären, ob die Gewaltherren sich dem Volksgerichte beugen wollten oder nicht! Er für seinen Teil hätte nichts dagegen, wenn ihnen in dieser Beziehung ein wenig nachgeholfen werden dürfe. Karin ist ganz

bei der Sache. Sie meint, vielleicht müßten sie dann in dieser Nacht noch marschieren, wer weiß? Ach ja, sie denkt an alles. Sie liegt recht armselig da und denkt an den Sieg und sagt zum Jakob, er solle dann wohl bald wieder nach Hause gehen, damit er nichts verfehle. »O nein«, antwortet der Jakob. Er werde am Abend früh genug zurechtkommen, und der Doktor habe ihm ausdrücklich erklärt, daß er sich heute einmal um nichts kümmern möge. So bleibt er bei Karin, bis es zu dunkeln beginnt. Mittlerweile kam wohl eine Schwester, tippte ihm auf die Schulter und bemerkte, es sei an der Zeit, den Saal zu verlassen. Der Jakob hat geantwortet, er habe erstens viel nachzuholen, und zweitens wisse er noch nicht, ob er morgen wiederkommen könne. Er bleibt sitzen und damit basta.

Nun wird es also dunkel. Er gibt Karin einen Kuß auf die Stirn und dann gar auf den Mund: »Gute Nacht« und »Auf Wiedersehen« und »Heil Hitler«. Oh, er weiß, was er damit meint, und Karin hebt sogar die magere, müde Hand, seht nur!

Ja, Karin, so ist sie, denkt der Jakob. Sie läßt den Kopf nicht hängen und hebt unter allen Umständen die Hand. Wenn die Fronvögte wirklich wüßten, mit wem sie es alles zu tun haben, sie dürften gar nicht mehr warten, bis in dieser Nacht die Millionen Urteilszettel ausgezählt sind. Sie müßten alles stehen und liegen lassen und fliehen, fliehen ...

Während der Jakob nach Hause geht, klimmt ein spindeldürrer, gelber Mond zwischen den schwarzen Telephondrähten über der Straße in den grünglutigen Himmel hinauf. Der Jakob redet ihn spottlustig an, heißt ihn einen griesgrämigen Kerl, der gar dem Herrn Pfarrer das Gesicht gestohlen habe. Er sagt: »Hoho. Ei, Du machst ja heute eine spitze Nase, mein Lieber. Du warst gewiß neugierig und hast bereits in gewisse Amtsstuben hineingeschaut und Dir die Laune verdorben, wie? Du schleichst fürwahr einher, als ob Du heute der Herr Pfarrer sein müßtest. Ich kann mir nicht helfen, aber Du siehst ihm

heute verteufelt ähnlich...« Der liebe Gott mag dem Jakob seinen Übermut verzeihen. Der Hochwürdige würde es sowieso nicht tun, und es ließe sich ihm nicht einmal verübeln.

Der Heini daheim ist ungeduldig und erregt. Er habe schon lange auf ihn gewartet, sagt er zum Jakob. Sie sollten beide zum Doktor kommen und dort die drahtlosen Meldungen abhören, nun müsse sich wohl bald herausstellen, wer morgen Herr im Lande sein solle. Dann lauschen sie in der Doktorstube bis in die tiefe Nacht vor dem Lautsprecher. Jedes Wort daraus ist ihr Schicksal. Sie wissen es nur zu gut. Sie fiebern; sollte gar immer noch nicht der Sieg da sein, der letzte, entscheidende Sieg? — Der Peter knurrt: »Wollt Ihr heute wieder über mich lachen, wie? Bitte sehr, warum werdet Ihr heute so unlustig?« — Der Doktor hat einen roten Schädel und fährt dem Peter über den Mund, er möge sich seine Weisheit sparen. Auf alle Fälle sei eine gewaltige Schlacht gewonnen, und wenn der Gegner auch diesmal noch nicht ganz vernichtet sei, so müsse er eben morgen von neuem angegriffen werden. Der Jakob sieht den dürren Mond draußen ein spitzes Gesicht machen und ärgert sich; ja, hätte er den Pfarrer aus dem Spiel gelassen! Über den Mond allein hat sich noch selten ein Mann geärgert ...

*

Nach der Schlacht kam schon mancher, um Viktoria schreien zu helfen. Nach dieser Schlacht kamen viele, sehr viele. Sie sagten: »Von nun ab wollen wir dabei sein. Denn Ihr werdet am Ende doch die Herren.« Andere wieder sprachen anders. Sie sagten einfach: »Hier sind wir, wenn Ihr uns brauchen könnt.« Das hörten die Alten lieber, die da jetzt in Reih und Glied ausgerichtet stehen. Drüben warten die Neuen, die kamen und so oder so oder zum Teil gar nichts redeten. Die letzteren allerdings ließen sich an den Fingern einer Hand abzählen. Zwischen den beiden Gruppen hält der Peter die Fahne und ist gleichsam

der Bug am Schiff; rechts und links von ihm, wie immer, der Heini und der Jakob. Vorhin knurrte der Peter zum Jakob hin, er möge sich einmal die Beute besehen; ihm scheine wenig Großartiges darunter zu sein. Der Jakob gab ihm keine Antwort. Aber der Heini hatte wohl auch zugehört und fragte flüsternd zurück, ob der Peter am Ende Deutschland alleine zu erobern gedächte? Wie? »Das zwar nicht«, erwiderte der Peter, »aber lieber mit ein paar Bataillonen, die schon mit dem Teufel geritten sind, als mit einer Armee solcher, die immer nur auf gutes Wetter warten, ehe sie sich auf den Weg trauen.«

Dann gab der Doktor ein Kommando, und die Diskussion kam auf diese Weise zu einem vorzeitigen Ende. Jetzt stellt er sich zwischen die beiden Fronten und nennt sie alle zusammen seine Kameraden. Sie hätten eine große Schlacht für den Führer und ihr Volk gewonnen, sagt er zu der alten Mannschaft. Ein neues, starkes und freies Reich, in dem jeder gute Deutsche Heimat und Brot haben solle, dies werde einmal der Lohn für alle Kämpfe sein. Dann wendet er sich der neuen, bunten Gruppe zu und macht seinen Baß ein wenig schärfer. »Wer heute zu uns kommt, weil er sich davon einen müheloſen Vorteil für sich selbst verspricht, der soll sogleich umkehren, bevor der letzte Angriff beginnt. Denn dieser Angriff kann noch manch einem das Leben kosten, und das ist ein teurer Preis für einen solchen, der billig zu kaufen gedachte. Der Gegner ist geschlagen wie nie, jawohl; aber er will das Urteil des Volkes nicht anerkennen und wird vielleicht nun die blanke Waffe ziehen. Wir fürchten das keineswegs. Wir werden ihm zu begegnen verstehen, komme, was da wolle. Der Weg zum Sieg ist nicht mehr weit. Das weiß ich. Aber er könnte auch das härteste Stück vom Ganzen werden. Wir von gestern und vorgestern werden nicht vor ihm zurückschrecken. Wer aber heute, nach dieser großen, siegreichen Schlacht zu uns gekommen ist, der soll nicht denken, daß hier lange Sieg gefeiert wird, sondern wissen, daß ein neuer Angriff begonnen hat, bei dem es

keinen Pardon gibt. Versteht mich wohl: uns hat ein mitleidsloser Gott zum Appell gerufen. Wer uns den Handschlag gibt, der wird von uns nicht im Stich gelassen, solange er Wort und Treue hält. Wer das nicht wagt, der mag von dannen gehen. Noch ist es Zeit dazu.«

Dies war die Rede, die dem Peter aus dem Herzen gesprochen wurde. Man kann seine wilden Augen vor Lust und Besessenheit blitzen sehen.

Drüben in der neuen Kolonne rührt sich keiner. Keiner tritt vor und sagt: Ich will ehrlich sein und gehen. Da läßt der Doktor den Peter die Fahne herübertragen, das alte, verblichene rote Tuch mit den zerfetzten Enden und dem von vielen Wettern ausgeblaßten Hakenkreuz. Und der Doktor läßt einen jeden neuen Mann, der nach diesem Siege kam und nicht wieder ging, dieses Tuch anrühren und in die Hand hinein schwören:

»Ich schwöre unverbrüchliche Treue und unbedingten Gehorsam meinem Führer . . .«

Ja, diese Männer hier stellen ihr eigenes Gesetz mitten in einen Staat hinein, der den Handschlag nicht mehr kennt. Und bei jedem Schwur spürt ein jeder sein Blut rieseln, hüben und drüben. Der Peter bekommt ganz eckige Kinnladen, so preßt er das Gebiß zusammen. Seine Fäuste am Fahnenschaft haben weiße Knöchel. Es ist, als ob er jeden, der den Eid spricht, zum letzten und gründlichsten Male hassen wollte. Wie gesagt, es trat keiner von den Neuen vor, um noch beizeiten von dannen zu gehen. Nein. Drüben aber stehen nun die Alten und lassen in verschlossenen Gesichtern den Stolz und das Mißtrauen einander widerstreiten wie Feuer und Rauch. Als der Peter an seinen Platz zwischen den Fronten zurückkommt, flüstert der Heini ihm zu, ob er nun mit der Beute zufrieden sei. Der Peter hätte ihm beinahe den Fahnenschaft über den Schädel geschlagen vor Zorn. Jedenfalls bot er ihm dies durch die Zähne an. Aber wieder kam ein Kommando vom Doktor dazwischen.

Nun marschieren sie, die Alten und die Neuen, durch den Ort, und der Peter ist der Bug am Schiff, der die Fahne trägt. Mancher in der Sturmabteilung, der das Braunhemd noch nicht oder zum ersten Male auf dem Leibe hat, duckt sich scheu zwischen den Nebenmännern, hinter dem Vordermann, wie es sich gerade trifft. Die Fahne aber weht hoch vorauf und kennt keinen Pardon. Denn hinter ihr folgt stolz und gelassen die verwitterte Mannschaft, die um alte Siege weiß und um neue nicht Viktoria schreit, bis sie erfochten sind. Das Ziel? — Das Ziel ist ein neues Reich und ein neues Volk. Die Gewaltherren haben dagegen das letzte Register bereits gezogen. Vielleicht werden sie morgen schon schießen lassen. Was die alte Mannschaft betrifft, sie wird ihnen zu begegnen wissen. Auch dann! Und die neue hat jedenfalls geschworen, Wort und Treue zu halten, wenn sich auch noch mancher darin zwischen den Nebenmännern und hinter dem Vordermanne duckt.

Der Doktor weiß das, obwohl er an der Spitze des Zuges marschiert und sich nicht umdreht. Er weiß auch, warum der Peter heute ein so viereckiges Gesicht macht. Nach dem Marsch sagt er zu ihm, es sei eine alte Regel, daß die siegreichen Bataillone mehr Freiwillige bekämen als die geschlagenen. Im übrigen, meine er, sei es gut, daß der Kampf noch weitergehen müsse. Er allein sei das wahre Gericht und scheide die Schlacke vom Eisen.

*

Ein Abend wie blaue Seide. Lauer Wind verhaucht sich gegen einen glanzvollen Nachthimmel. Leuchtkäfer spinnen phantastisches Gewirk in das schimmernde Dunkel; grüngoldene, flimmernde Gespinste. Der Peter sitzt auf der Milchbank vor dem Hause, hat die krumme Pfeife über Eck in den Zähnen hängen und macht ein wenig geheime Kalkulation über Handel und Wandel auf seinem Hofe. Es kommt offen-

bar nicht allzuviel Neues dabei heraus. Jedenfalls schweigt er sich darüber aus. Wäre ihm etwas Bedeutendes eingefallen, er würde dem Jakob in diesem Augenblick aus Herzenslust damit auftrumpfen. So sagt er nur zu ihm: »Ach Gott, welch silbernes Geschwätz!«

Der Jakob hatte ihn soeben herausgefordert. Er fragte töricht, ob er, der Peter, den Mond über dem glitzernden First reiten sähe? »Sieh doch nur, wie großartig er heute in blitzendem Harnisch daherreitet!« sagte er.

Warum hätte der Peter den dicken alten Stern nicht sehen sollen? Aber von reiten und Harnisch und dergleichen zu fabulieren, das war zuviel.

Drüben klirren die Hengste im Stall mit Ketten und Hufen. Wildes Gestampfe. Sie scheinen sich auch nicht über alles und jedes einig zu sein. »Reiten«, brummt der Peter, »ja, wenn er meine Rappen hätte, Dein Mond, dann könnte er vielleicht lernen, was Reiten heißt . . .«

Der Jakob lacht: »Jawohl, und Deinen Harnisch könnte er auch gut gebrauchen, haha.«

Nun hört ihn nur! Tut er nicht gerade so, als ob es ihm ganz und gar nur darauf angekommen wäre, den Peter zum Narren zu halten? Der Peter nimmt die Pfeife aus dem Mund und wiegt sie in der Hand.

»Mein Sohn, Du willst doch nicht, daß ich Dich dem Mond zuliebe züchtige?«

Das Gelächter der beiden schallt derb umher und ist fürwahr alles andere als poetisches Gesäusel. Es steigert sich sogar zu einem richtigen Kampfgeschrei, als der Jakob dem Peter die Pfeife aus der schlagbereiten Hand zu winden sucht. Oh, da hört man Getümmel und Lärm, die Männer zausen einander nicht schlecht, poltern, lachen und stöhnen vor Eifer; der Hofhund beginnt wüst zu keifen, und plötzlich gibt es ein barbarisches Geklapper von stürzenden Melkeimern und Milchkannen. Das ist das Ende dieses Streites auf der Milchbank.

Das Weib vom Peter reißt das Küchenfenster auf und zankt die Übeltäter weidlich aus. Aber der Peter sagt, sie möge nicht noch lauter rasseln als die leeren Bottiche, wenn ihr am Abendfrieden so viel gelegen sei.

Unter diesen Umständen mußte natürlich das Kommen vom Heini überhört werden. Jedenfalls steht der auf einmal in voller Uniform da und stößt atemlos hervor, sie sollten sich sogleich fertig machen. »Alarm! Es geht los!«

»Was?«

Der Peter packt den Heini bei den Schultern, duckt sich, um ihm genau unter die Mütze zu schauen. »Heini, Du bist eine Leiche, wenn Du jetzt nicht die Wahrheit gesagt hast!« Der Peter sieht sehr danach aus, als ob er die Drohung wahrmachen könnte. Der Heini heisert, der Peter möge nun seine Späße beiseite lassen, es sei nicht Zeit dazu.

»Es geht los. Der Doktor hat den Befehl bekommen. Wir sollen sofort antreten. In einer halben Stunde steht alles drüben!« Er weist mit dem Kopf nach dem Markt hinüber und will davon. Aber der Peter gibt ihn noch nicht frei, zerrt ihn im Kreise herum, als wolle er einen Veitstanz mit ihm tanzen. »Heini!« ächzt er, »Heini!« ... Ein Besessener!

Der Heini reißt sich von ihm los, schreit ihn an, er solle — zum Kuckuck — jetzt endlich voranmachen, fährt den Jakob an, wie lange er noch hier herumstehen wolle. »So geh doch heim und zieh das Braunhemd an! Lauf zum Michel. Der Michel muß doch auch Bescheid wissen! Der Doktor hat gesagt, daß der Führer heute noch Reichskanzler wird. Dann müssen wir marschieren. Ja, heiliger Birnbaum hört Ihr denn nicht?«

Oh, sie hören, die beiden anderen. Sie hören und fallen einander in die Arme, und der Peter hebt diesen kleinen Jakob gleichsam aus Schuh und Strumpf. Er setzt ihn wieder zu Boden, rüttelt und schüttelt ihn, läßt ihn los und greift sich den Heini. Der Heini gibt seinen Zorn auf und achtet nur mehr darauf, daß er nicht an Ort und Stelle erdrückt wird.

Ja, seht nur, wie diese erwachsenen, groben Männer miteinander umgehen. Man hat sie zweifellos um den Verstand gebracht. Der Jakob steht da, legt langsam den Kopf in den Nacken und sieht in den hohen, blauüberstrahlten Himmel hinauf. Senkrecht über ihm blinkt ein großer Stern. Der Jakob hört sich inwendig flüstern: »Herrgott! So hast Du uns doch nicht vergessen!«

Wenig später ist die Mannschaft auf dem Marktplatz versammelt. Aus allen Gassen kommen die Männer in den braunen Uniformen herbeigeströmt. Mit geballten Fäusten und heißen Gesichtern. Der Doktor läßt antreten, abzählen. Ein paar Leute fehlen. Der Teufel soll sie holen, wenn sie jetzt andere Geschäft haben. Die Alten sind alle da, darüber ist kein Wort zu verlieren. Das ist ihre Stunde. Wie lange haben sie darauf gewartet! Heuduft weht aus den Feldern über alle Straßen herein. Der Geruch von reifem Korn schwängert die Nachtluft. Ja, die Zeit der Ernte ist da. Wer gesät hat, will nun nicht fehlen. Nein. Die Mahd ist reif.

Der Doktor läßt wegtreten. Aber die Männer sollen am Platze bleiben und dort die weiteren Befehle abwarten. In losen Rudeln stehen sie nun beisammen. Gedämpfte Stimmen. Fragen und Antworten, in denen bereits die Revolution zittert. Habt Ihr gehört?: A l a r m . . . .!! Mann um Mann, Kolonne um Kolonne; jetzt tritt die Freiheitsarmee im ganzen Reiche an, um die Macht zu nehmen. Die Sturmriemen herunter! Die Entscheidung soll fallen. Sie haben den Führer gerufen; er wird nun sein Recht von den Gewaltherren abfordern.

Da stehen seine Soldaten mit verhaltenem Atem, eisenheiß, bereit, mit blanken Fäusten anzugreifen, einzugreifen; bereit, in Stürmen und Bataillonen jeden Gegner anzuspringen, der die Hand noch heben will, wenn jetzt der Führer Herr über Deutschland wird. Mit blanken Fäusten stehen sie. Fäuste, in denen das Blut glüht, siedet. Nun, in dieser Nacht wird der

Befehl kommen: »Im Namen Deutschlands, im Namen des neuen Reiches: Hoch die Fahnen! — Marsch!«

Der Doktor sagte zum Heini, er möge das Gemeindehaus gut im Auge behalten. Er gab noch einige andere vorsorgliche Befehle. Der Jakob fragte den Heini nach den Flinten. Der Heini schmunzelte, vielleicht müsse man sie bald aus dem Werg wickeln ... »Wie die Stunden so gleichgültig und träge dahinschleichen«, meint der Michel. »Viertel, halb, dreiviertel, voll! Immer wieder. Ich könnte heute auf den Turm steigen und die Glocke herunterwerfen.«

Der Jakob lacht dazu. Das Warten sei eine hohe Kunst. Ob der Michel sie noch immer nicht erlernt habe? Aber dann gibt er zu, daß ihm nicht anders zumute sei als dem Michel.

»Hoffenlich warten wir heute das letztemal«, sagt er.

»Hoffentlich?« fragt der Peter, »was soll das heißen?«

Die Antwort mag er sich selbst geben. Der Jakob gibt sie ihm nicht.

Ja, in allen diesen Männern brodelt das Blut und will aufständisch werden. Es ist wohl die letzte Zerreißprobe. Eiskalt hält der Doktor die Mannschaft in Zucht. Bis der Befehl kommt, so lange muß sie gebändigt werden. Diesen einen Befehl wird einer geben, ein einziger! Wenn der Führer nun des Reiches Macht in seine Hände nehmen wird, wenn der Befehl jetzt kommt, dieser größte, stolzeste Befehl, dann werden sie einander die Fäuste zerquetschen, werden sie aufbrüllen; sie werden erbleichen und heiße, fiebernd heiße Augen haben und sich voneinander abwenden, wenn er jetzt kommt. Vielleicht werden sie ihn nicht fassen können; vielleicht haben sie alle die Furcht, sie könnten ihn nicht fassen, wenn er nun endlich kommen wird.

Der Peter, der Heini, der Jakob und der Michel stehen nun schon seit Stunden beieinander. Gelegentlich fiel ein Wort. Aber die Worte quälen nur, weil sie die Unrast an den Tag bringen, um derentwillen diese Männer nun schon seit Stunden die Lippen zusammenpressen und zernagen. Wieviel Jahre

stehen auf dem Spiele! Was geschah alles in diesen unendlich langen Jahren! Gut, man mag vom Glauben sprechen. Aber das läßt sich nicht sagen, wie wahnwitzig alles war. Wie ungeheuerlich alles ist: Jetzt wird der Befehl kommen. Bald. In einer Stunde vielleicht. Vielleicht bringt ihn schon einer auf der Straße draußen heran. Einer, der verstaubt, abgehetzt, gepeitscht von diesem Befehl daherjagt und ihnen entgegenschreit: »Auf! Auf! Das Reich ist unser! Im Namen des Führers: Marsch!« Wer sich ihnen dann entgegenstellt, den werden sie einfach überrennen; sie werden alles überrennen, was sich etwa noch zu stellen wagt. Mögen die Gegner aller Klassen ihnen Waffen und Gewehre entgegenhalten. Sie werden ihnen alles aus den Händen schlagen. Bei Gott. Im Namen Deutschlands! Das braucht längst nicht mehr beschworen zu werden.

Der Doktor schickt seine Männer hinüber in den Roten Ochsen. Dort sollen sie warten. Der dicke Ochsenwirt macht große Augen über so viel späte, ungewohnte und ungeduldige Gäste. Sie hocken an den Tischen und flüstern halblaut miteinander. Sie sagen zum Wirt, er solle den Rundfunkapparat über der Schenke in Gang setzen. Der Wirt zögert, es gäbe gewiß zu viel Lärm für die Schläfer im Hause. Sie fragen, ob er nicht gehört habe? — Da gehorcht der Ochsenwirt. Tändelnde Tanzmusik klingt aus dem Instrument. — »Wir werden einen Hammer nehmen und Dir diesen Klimperkasten in Stücke schlagen«, heißt es da. Aber der Jakob ruft: »Nein, laßt nur, der Pöbel in Dielen und Kaschemmen mag sich dabei in Sorglosigkeit wiegen; uns kann es recht sein.« —

Sie lauschen und lauschen, ob nicht plötzlich eine gewisse Nachricht aus dem Äther in diese Wirtsstube dringt, eine aufregende Nachricht, ein Blitz von einer Nachricht ...

Sie lauschen bis um Mitternacht. Da sagt der Kasten: »Angenehme Ruhe!« und verstummt. Die Welt hat ihren Tag beendet. Diese Männer hier aber warten auf den Befehl ihres Lebens. Sie wachen, weil sie für diesen Befehl leben.

Er ist ihr Schicksal. Wenn er jetzt kommt . . .! Er muß doch nun bald kommen! Vom Kirchturm fällt eintönig und gleichgültig der Uhrschlag. Man hört das Metall unsauber und grell klirren. Immer wieder: Viertel, halb, dreiviertel, voll. Der Ochsenwirt murrt, er wolle die Tür zusperren gehen. Das möge er tun, sagen sie. Er solle jedoch den Kellerschlüssel zurücklassen, man werde bald gründlich auf das Wohl gewisser Leute trinken müssen. —

Aber allmählich wird es immer stiller im Roten Ochsen. Die Männer sitzen schläfrig mit glasigen Augen an den Tischen, bis der neue Morgen grün über die Dächer fahlt. Da kommt das Kommando:

»Abrücken!«

Hier ist der Blitz!

Sie erbleichen. Vorbei? — Umsonst? Was ist geschehen? — Rückzug? — Niederlage? — Zusammenbruch? — Ende? —

»Ich weiß es nicht«, sagt der Doktor kurz angebunden, »vielleicht war es nur die Generalprobe.« —

Der Peter flucht dergestalt, daß der Doktor ihn gewaltig anschreien muß, er möge sich zu seinen Ochsen scheren, wenn er nicht Disziplin halten wolle. Weibernerven könne man hier am Platze nicht gebrauchen. Der Peter knickt sichtbar zusammen und ist auf einmal gar nicht mehr so groß und breitbrüstig wie sonst. Nur weiß ist er, ganz weiß. Die Alten schlagen die Zähne knirschend ineinander; die Neuen gehen verstört nach Hause.

Es kann keinen Zweifel mehr geben: jetzt vermag nur mehr die Gewalt allein zu entscheiden. Früher oder später muß die Katastrophe kommen . . .

*

Der Neuigkeitsdirektor hat geschrieben: Ein Seiltänzer sei ins Wasser gefallen; man könne das Volk lachen hören. Das Volk habe recht damit. Hier sei nicht einmal ein Seiltänzer

vom Trapez in den kalten Bach gefallen, nein; hier habe nur einen das Schicksal ereilt, der seit gut zehn Jahren von sich behauptet habe, daß er der beste Seiltänzer der Welt sei ...

Der Neuigkeitsdirektor hat ferner geschrieben: Ein gewisser Herr, der seit Jahr und Tag das Volk gegen die Regenten und Präsidenten aufgewiegelt habe, sei entlarvt. Wie habe er bisher Weh und Ach geschrien, daß man ihn nicht am Ruder des Staates mitdrehen lasse! Nun sei er auf die Kommandobrücke gerufen worden, man habe ihm gesagt, daß ein zweiter Steuermann nötig sei, und er möge seine Talente also unter Beweis stellen. Da aber habe der gewisse Herr den Mut verloren und sich darauf hinausgeredet, das Schiff sei schlecht, man müsse ein neues Schiff nehmen ...

Der Neuigkeitsdirektor ist nur ein kleiner Geiferer unter seinesgleichen, sozusagen ein Zwerg unter den Riesen, die mit Tinte und schwarz auf weiß gedruckten Buchstaben in Deutschland die Mannhaftigkeit ausrotten wollen. Dennoch schrieb er, wie berichtet wurde. Dabei hat er nur geschrieben, was allerorten zu lesen steht. Er hat zu den Riesen hinaufgeschielt und getan, was er, der Zwerg, tun konnte. Nicht mehr und nicht weniger. Die Riesen der Gehässigkeit aber sitzen in den großen Häusern, wo Mammutmaschinen das Gift ins Papier pressen. Ja, die Riesen haben ebenfalls geschrieben. Auf ihre Schrift schaut die Welt, hört das Volk. In diesen Tagen haben sie die Mammutmaschinen heißlaufen lassen vor Hohn und Haß gegen einen einzigen Mann in Deutschland. Sie haben eine Orgie ihres Metiers gefeiert. Es ist die Orgie des gedruckten Giftes für ein ganzes Jahrhundert; eines Jahrhunderts, das lacht, wenn einer von Ehre oder Tapferkeit, statt von Profit und Geschäften ein Wort verliert ... Noch weiter läßt sich selbst der allerniederste Spott nicht treiben; auch dann nicht, wenn der blindeste Haß ihn diktiert. —

So oft der Heini aus dem Hause tritt oder einer von den andern über die Straße geht, müssen sie eines hämischen, tücki-

schen Gelächters gewärtig sein, das mit Ohren nicht zu hören ist und dennoch wie beizender Rauch in der Luft liegt. Es ist Terror auf Distanz; in der Nähe, auf Greifweite, zerfällt der Hochmut der Spötter wie mürbes Papier. Man müsse sich auf alle Fälle vorsehen vor diesen Irren, raten sie einander. Der Herr Apotheker riet es dem Neuigkeitsdirektor. Der Neuigkeitsdirektor sagte: »Pah! Sie werden nun aussterben, verhungern wie die wilden Hunde in der Steppe. Sie hätten eine Chance gehabt; man hat sie ihnen großmütig gegeben. Sie haben sie ausgeschlagen. Die Chance ist vertan. Die Tore sind vermauert. Mehr ist nicht zu sagen.«

Dies schrieb der Neuigkeitsdirektor überdies ins Gemeindeblatt, damit es außer dem Apotheker auch noch mancher andere erfahren sollte.

In eben diesen Tagen tauchte auch der Rothaarige wieder auf, der nach dem geheimnisvollen Sturz von Peter und Jakob lange nicht mehr gesehen worden war. Nun ist er wieder von früh bis spät vor dem Gemeindehause mit seiner Horde im Gange und läßt sie das Haus vom Heini von weitem mit Reden, Gesten und Blicken belagern, aus denen das gelesene Gift und der gelesene Haß hervorlauern. So oft der Jakob von der Arbeit beim Peter nach Hause geht, muß er also durch diesen Schwaden aus gehässigem Geknurr und Gepfiff hindurch, dem man mit Händen nicht beikommen kann: Ein Pfuhl stinkender Gedanken läßt sich nicht wie eine Jauchegrube ausschöpfen ...

Inzwischen ist der Heini immerhin auch zu der Meinung gelangt, daß man auf den Rothaarigen ein scharfes Auge haben müsse. Ja, so kann es gehen. Was nun die Ereignisse selbst betrifft, die den Neuigkeitsdirektor und den Roten — jeden in seiner Art natürlich — auf den Plan riefen, so gab der Doktor seiner Meinung darüber in dem Sinne Ausdruck, daß wohl kein rechter Bauer die Ernte auf dem Halme verkaufe. Wer zu säen wage, müsse gewiß und jederzeit damit rechnen, daß ihm ein Hagelwetter in das Feld schlüge. Dennoch aber ließe sich

kein anständiger Bauer die Ernte auf dem Halme für einen Apfel und ein Ei abschwindeln. Er fragte den Peter: »Peter, habe ich recht oder habe ich nicht recht?« Und der Peter erwiderte, oh, hier habe er, der Doktor, nur eine alte Wahrheit ausgesprochen. Er brüstete sich offenbar, der Peter; denn in derlei Fragen von Erntehandel und dergleichen war er zweifellos die natürliche Autorität in diesem Kreise.

Der Doktor läßt es jedoch nicht bei diesem einen Gespräch über diesen Punkt bewenden. Nein, er kommt immer wieder darauf zurück. Er will sie, seine Gesellen, in dieser Angelegenheit zweifellos mit allen Wassern waschen. Er ruft sie zusammen und sagt: »Ihr müßt Euch das einmal richtig durch den Kopf gehen lassen: Man will uns jetzt vor dem Volke in den Verdacht der Feigheit bringen. Keine schlechte Taktik, das gebe ich zu. Aber keine Strategie. Nein, bei weitem keine Strategie. Seht Ihr, man hat den Führer unterschätzt. Man hielt ihn für einen Händler oder Dummkopf: Er hätte das Recht der Erstgeburt für ein Linsenmus hergeben sollen! Haha. Habt Ihr das schon bedacht? — Was? — Wie? — Wir können warten. Uns steht die Ernte auch auf dem Halme gut genug, jawohl; und wir können abwarten, bis das Volk den Hunger noch besser zu spüren bekommt und die Speicher stürmt. Aber die andern können nicht mehr warten. Ihre Scheunen sind leer. Sie haben nicht geackert und haben nichts gesät. Jetzt verbacken sie bereits das Saatgut. Wenn auch dieser Kuchen gegessen ist, haben sie alles vertan. Dann wird das Volk ihnen die Türen aufbrechen und sehen, daß ihre Säcke leer sind. Und dann wird man uns um den Hals fallen, verlaßt Euch darauf, weil wir die Ernte nicht auf dem Halme verkauft haben . . .«

Nein, gegen den Doktor kann keiner an. Er ist ein alter Prophet, sozusagen einer von den Weisen, die jedes Wetter machen können. Die den Regen herbeischwören, wenn die Hitze allzusehr sengt, und die Sonne, wenn das Eis allzu hartnäckig liegenbleibt.

Der Jakob muß lächeln, wenn er ihn reden hört. Seht diesen alten Graufuchs nur an! Da sitzt er, macht das gleichgültigste Gesicht von der Welt, gibt beiläufig seine Bauernregeln zum besten, raucht eine Zigarette nach der anderen und klopft mit dem Zeigefinger nach jedem Zuge die Asche ab. Wer sich auf diesen Zeigefinger versteht, kann an seiner Heftigkeit genau ablesen, wie weit die Unruhe dem Doktor bereits in die Knochen gestiegen ist. Der Jakob kennt ihn, o ja; darum lächelt er und stimmt kopfnickend zu, so oft der Doktor ihm die Rede zuwendet.

So finden sie sich an jedem dieser Abende zusammen, die samt und sonders voll schwüler Spannung sind, ob nun Gewitter über den Himmel irren oder nicht. Der Doktor trinkt neuerdings das Bier aus der Flasche und gibt diese Art des Pokulierens für besonders bedeutsam aus, da sie den Trunk großartig frisch erhalte. Auch darüber lächelt der Jakob im stillen. Denn es ist ja kein Geheimnis, daß der Doktor nun bereits seit Tagen und Wochen kein Stück Vieh mehr unter die Hände bekommen hat. Was aber einen guten Schluck betrifft, so ist er wahrhaftig keiner von denen, die etwa beim ersten tiefen Zuge aus der vollen Kanne umfallen und tot sind. Nein. Beileibe nicht... Jaja, er hat seine Rezepte, dieser brave, alte Soldat, und weiß sie sogar im richtigen Augenblicke anzuwenden. Das soll niemand glauben, daß die feindlichen Bauern weit und breit ihn etwa damit in Verlegenheit bringen könnten, daß sie ihm das Bier in dieser heißen Sommerszeit rar machen! Auch darüber gibt es keinen Gram bei ihm, daß in diesen mißlichen Tagen viele von den Neuen ihren Eid in den Wind schlagen und dem Neuigkeitsdirektor recht geben. Man kann sie offen sagen hören, was sie von jenem kleinen Geiferer gelernt haben: Die Chance sei vertan, und sie wollten nicht so dumm sein, auf ein sinkendes Schiff zu steigen und elend mitzuversaufen. Und was den Schwur betreffe, so könne von keinem vernünftigen Menschen angenommen werden, daß er sich selbst den Tod schwöre...

Der Peter pflegt wegen solcher Reden wieder seine Ohren in den Wirtsstuben umherzutragen. Aber er ist ein schlechter Jäger, dem der Schatten stets ein wenig zu früh vorausfällt. Manch einer bezahlt und geht von dannen, wenn er diesen Schatten durchs Fenster sieht oder die Stimme vom Peter vor der Tür hört. So kommt es, daß der Peter vergebens jagt und seinen Zorn beim Heini, Jakob oder Doktor abladen muß. Der Doktor lacht dann nur und sagt, er, der Peter möge nicht vergessen, daß sie die Ernte noch auf dem Halme stehen hätten und die Schlacke müsse vom Eisen gebrannt werden. Dies sei nun einmal nicht anders.

*

Das Hochzeitmachen ist bei den Menschen seit alters her im Schwange. In dieser Zeit allerdings gibt es auch in diesem Punkte manches Für und manches Wider. Die einen halten weniger davon, die anderen mehr. Der Willi jedenfalls hielt etwas davon und wollte Hochzeit machen.

Der Willi ist ein Maurergeselle; und Maurergesellen haben ihr Handwerk gelernt, um anderen Leuten Häuser zu bauen. Was aber den Willi betrifft, so hat ihn seit Jahr und Tag kein Mensch mehr ein Haus bauen heißen. So ist es dazu gekommen, daß aus dem Maurergesellen Willi Soundso der Nichtstuer Willi Soundso wurde. Das will nichts weiter besagen; er ist nur einer unter Hunderttausenden und Millionen solcher, die mit den Jahren das Nichtstuen erlernen mußten, weil das Häuserbauen aus dem Schwange kam. Das Häuserbauen und manches andere dazu.

Trotzdem wollte der Willi Hochzeit machen. Denn es braucht ja wohl nicht verheimlicht zu werden, daß er ein Mann war und sich eine Häuslerstochter zum Weibe genommen hatte, der zuliebe er also Hochzeit machen wollte. Er ging zum Bürgermeister, begehrte Protokoll und gab seine Unterschrift. Er ging zum Pfarrherrn und begehrte nach Brauch und Sitte

Spruch und Segen. Der Pfarrer aber begab sich mit ihm auf den Handel und sagte, er könne ihm, dem Willi Soundso, das Sakrament nicht geben, solange er, der Willi Soundso, nicht Reue und Buße betreffs gewisser Ketzerei getan habe. Der Willi fragte, was mit solchem Gerede gemeint sei, und ob er, der Hochwürdige, ihm etwa das Hakenkreuz schlecht machen wolle? Der Pfarrer ergrünte, berief sich auf Gottes Wort und Buch und nannte den Willi ein räudiges Schaf, das in die Schur müsse, bevor es in die Herde heimdürfe. Der Willi machte es kurz und ließ wissen, daß er auf dem Buckel, nicht aber auf beiden Achseln zu tragen pflege; und wenn dieses Pfarrhaus ein Wechselladen sei, so habe er, der Willi, sich gewiß in der Tür geirrt. »Guten Tag, Herr Pfarrer«, und »Heil Hitler!«

Damit ging er. Der geistliche Herr aber stieg den folgenden Sonntag auf die Kanzel und predigte von den räudigen Schafen und von solchen Sündern, welche die Hochzeit nach der Art der Tiere machten. Sie seien verworfen und aussätzig. Ja, so sprach er; und die Frau Apotheker sagte zu der Frau vom Schullehrer, der Herr Lehrer solle die Kinder in der Schule mit den Fingern auf jene zeigen lehren, auf den Willi und sein Weib.

*

Der Peter hat Korn, Hafer und Weizen diesmal vor allen anderen Bauern auf der Tenne. Demnach wäre er also entweder der fleißigste Mäher oder der faulste Säer der Gemeinde gewesen. Darüber ließe sich gewiß dies und das sagen, je nachdem einer dem Peter gesinnt ist. Der Großbauer zum Beispiel könnte darauf hinweisen, daß er selbst da irgendwo noch viele Garben auf einem Tagwerk stehen hat, auf dem das Jahr zuvor, ja, zehn und mehr Jahre zuvor, ein gewisser Peter pflügen und schneiden ging. Und vor diesem Peter war es der alte Peter gewesen und so fort. Sei dem, wie ihm wolle. Der

Peter ist früh fertig und fuhr um einen Acker weniger ein; der Großbauer hat heuer ein paar Tagwerke mehr draußen stehen und wird vielleicht als letzter mit der Ernte unter Dach kommen. Mag ein jeder seinen Stolz auf das Seine setzen ...

Als der Peter sich hinter der letzten Fuhre den Schweiß aus dem Gesicht wischte, wurde er plötzlich wieder recht aufständisch und rief dem Jakob zu, so, nun möge man seinethalben Barrikaden bauen. Der Jakob meinte, dazu sei wohl auch noch nach dem Drusche Zeit genug; auf ein paar Tage früher oder später komme es fürwahr längst nicht mehr an. Der Peter aber erwiderte, oho, wenn sie nicht für die Spatzen auf dem Dache dreschen wollten, so käme es auf eine baldige Revolution doch verteufelt genau an. Kurzum, sie waren die ersten bei dieser Ernte und hatten nichts dawider, weil eine andere Mahd vorerst noch auf dem Halme stand. Niemand konnte wissen, ob sie nicht über Nacht geschnitten werden mußte.

Der Jakob für seinen Teil hatte überdies an das Spital in der Stadt zu denken und pflegte nun, so oft es anging, das Fahrrad beim Heini auszuleihen und allmählich fast aus Gewohnheit zu Karin zu fahren. Er hatte, was Karin betraf, alles Wunderbare und alles Unheilvolle, das vielleicht noch hätte eintreten können, bereits außer Betracht gestellt. Er erschrak nicht mehr vor ihrem Aussehen und quälte sich auch nicht mehr über einen möglichen schlimmen Ausgang ihrer Krankheit. Er verließ sich in jeder Beziehung auf die Zeit, die alles, ohne ihn zu fragen, gebracht hatte, und nun auch ebenso wieder beseitigen mußte. Er empfand es nachgerade als eine Art von natürlicher Ordnung, zu Karin guten Tag sagen zu gehen und vom Arzte zu hören, daß alles seinen guten Gang habe. Wenn er kam, war er sicher, daß Karin die Hand ein wenig zum Gruße erhob; und dies durfte gewiß als ein Zeichen dafür gelten, daß sie an allem in alter Weise ihren Anteil nahm, was ihn selbst von Herzen anging, und daß sie jedenfalls das Leben mit guter Erwartung fortzusetzen gedachte. Karin

war sehr schwach und blaß. Aber dafür lag sie in einem Spital; und dort liegen nun einmal keine pausbäckigen und kraftstrotzenden Leute. Sobald sie nicht mehr schwach und blaß ist, wird sie auch nicht mehr im Spital liegen. Was gibt es daran zu deuten? Der Arzt sagte, es sei nichts Schlimmes mehr zu befürchten; und das konnte nichts anderes heißen, als daß Karin eines Tages wieder von diesem Krankenbette aufstehen mußte. Bis dahin tat es einfach not, oft zu ihr hinzufahren und sie wissen zu lassen, daß daheim und draußen alles den gewohnten Lauf nehme. Im ganzen betrachtet, konnte es sich nur um die Aufrechterhaltung einer von selbst erwachsenen Ordnung handeln. Die Frau vom Heini brachte dann und wann den kleinen Buben zu Karin. Auch dies gehörte zu jener Ordnung.

Ja, der Jakob war mit seiner familiären Sorge in Waffenstillstand getreten, wenn man so sagen darf. Überdies hatte er sich sogar an gewisse Briefe gewöhnt, die von Zeit zu Zeit von da und da kamen und Banknoten für eine verlorene Tochter enthielten. Das geschähe aus Gründen der Redlichkeit gegenüber der Spitalverwaltung, stand jeweils dazu geschrieben. Karin lag zwar in dem großen Saale, gleichsam im Niemandsland, wo diejenigen Kranken ihren Platz hatten, die nur auf die billigste Art und zum billigsten Preise krank sein durften. Aber die Spitalverwaltung hatte doch keinen Zweifel darüber gelassen, daß auch dort keine Almosen verschenkt würden. Sie besaß zweifellos ihre Redlichkeit in diesen Dingen, und der Jakob war im Grunde damit zufrieden, daß gewisse Briefe kamen und dieser Redlichkeit Rechnung trugen. Oh, er hatte sich mit allerlei abgefunden, das stand fest.

Nun, an einem schönen Sonntagmorgen, macht er sich auf den üblichen Weg. Wegen des strahlenden Wetters läßt er das Fahrrad vom Heini beiseite und geht zu Fuß. Er sagt, als er an Karins Bett sitzt, es sei heute ein herrlicher Tag draußen; und Karin sieht den hellen Himmel vor den großen Fenstern gleißen und nickt. Der Jakob hat ihr einen Buschen Ähren

mitgebracht mit rotem Mohn; lauter große, goldbraune, lastgebeugte Ähren und roter Mohn. Ein kleines Stück Acker und Ernte. Karin freut sich sichtlich darüber und meint, ja, es müsse schön sein, heute draußen spazieren zu gehen. »O ja, Karin«, erwidert der Jakob, »ich wollte wirklich, Du könntest auch bald wieder hinaus.« Sie schweigen eine Weile; Karin läßt Korndolden und Mohnköpfe zärtlich durch ihre matten Hände gleiten. Der Jakob ist mit den Augen draußen in der sonnengeladenen Welt.

Karin sagt, er möge nur nicht allzulange dableiben. »Du sollst meinethalben nicht diesen prächtigen Sonnentag versäumen . . .«

»Karin, ich habe ja Zeit genug . . .«

Es wird kein Gespräch aus diesen Worten, die sie da einander machen. Schließlich fragt Karin, ob es etwas Neues gäbe. — Nein, nein, es sei alles beim alten geblieben. — »So lassen sie Euch also wirklich nicht zu Euerem Recht kommen?« — »Nein, Karin. Sie stellen den Teufel an aus Angst vor uns. Ich weiß wirklich nicht, was sie sich davon versprechen.«

Karin fällt wohl das Sprechen noch immer schwer. Sie gerät alsogleich außer Atem. Selbst daran hat sich der Jakob gewöhnt . . .

Er ist heute nicht sehr lange in dem Krankenhaus geblieben. Er hat sich dieserhalb auf der Landstraße einige Vorwürfe gemacht; wohlgemerkt: Erst auf der Straße. Er hat sich damit entschuldigt, daß Karin ihm riet, er möge diesen prächtigen Sonnentag doch nicht in der schlechten Luft eines Siechenhauses versäumen. Er hat beschlossen, am Nachmittag noch einmal zu ihr zu gehen, am Nachmittag oder gegen Abend. Mit dem Fahrrad ist es eine Bagatelle. Er redet sich einen Gedanken aus dem Kopfe: Wieso sollte Karin eines Tages gar nicht mehr da sein und auf ihn warten müssen? — Wieso? — Nein. Nein. Daran läßt sich überhaupt nicht denken. Das ist ganz und gar unmöglich. Heute erst recht.

Nun biegt er von der Chaussee ab, schlendert über gedörrte Stoppelfelder und läßt sich von dem klaren Hochsommerhimmel begütigen. Darin drehen sich ganz langsam und geruhsam ein paar blütenweiße, runde Flockenwolken. Drüben lassen sich die Felder vom Peter erkennen; sie sind sauber abgeräumt. Auf vielen anderen Fluren aber reihen sich noch die breiten, fruchtschweren Garbentürme in endlosen Zeilen. In weiter Ferne kränzt eine blaue Gebirgskrone wachsam den Horizont mit ihren Zacken und macht Menschen und Land sehr sicher und ein wenig erhaben. Der Jakob nimmt sich vor, dem Heini die Frage zu stellen, warum dieses Volk nicht mehr für einen solchen Platz kämpfen wolle. Er, der Jakob, vermöge das nicht zu begreifen. Jeder Acker voll Frucht und Kraft, Himmel und Berge hoch und königlich, und dieses Volk ist zufrieden damit, der Bettler unter den Nationen zu sein! Mit dem Peter läßt sich in dieser Tonart nicht sprechen. Er sagt verächtlich: »Silbernes Geschwätz!«

Der Jakob wird daher mit dem Heini plaudern, wenn er nach Hause kommt.

Da geht er und fühlt sich im Segen dieser Erde so recht geborgen, obwohl er einer von denen ist, die ihre Scheffel in die Stoppeln tragen müssen, wenn sie voll werden sollen. Es begibt sich, daß auch der gelbe Hund des Großbauern im reifen Feld umherstreicht, den Jakob erspäht und ihm aus freien Stücken entgegenläuft. Es wird eine herzliche Begegnung von zwei gutgesinnten Müßiggängern daraus. Der Wolf wiegt den schlanken Kopf hin und her und stellt sich in freudiger Erregung vor dem Jakob auf die Hinterläufe.

Ja, dies ist heute ein heiterer und lachender Jakob, den er hier traf. Sie entbieten einander, ein jeder in seiner Art, den Willkomm alter Freundschaft. Das Tier steigt an dem Manne hoch, legt ihm die festen Pranken auf die Brust und zeigt ihm den frohen Glanz, den es in seinen braunen Augen mitbrachte. Der Mann widmet ihm eine richtiggehende An-

sprache mit »Guten Tag, mein lieber Freund!« und: »Wo bist Du denn so lange gewesen? Wir haben uns lange nicht mehr gesehen.« — Er klopft ihm die Schultern, klopft ihm ein wenig das glatte Fell. Damit ist der ersten Freude genug Ausdruck gegeben, und nun wandeln die beiden also gemeinsam über die Felder, die nach frischem Brot riechen und flimmen und simmen vom eingespeicherten Sonnenlicht. Der Hund, immer ein Stück voraus, hat die Nase am Boden und zieht unermüdlich seine Kreise, von einem Übermaß an Eifer, Neugierde und Lust geplagt. Wenn der Jakob an einem wogenden Kleefeld stehenbleibt und ein paar purpurrote Dolden oder wilde Pfefferminzen abbricht, dann schießt das Tier wie ein blankes Boot durch die grünbunte Flut, daß sie aufrauscht und das flirrende Insektenvolk entsetzt aus den spätreifen Blüten davonflieht. — Heda, Freund Jakob! Ist es nicht ein teuflischer Spaß, mit schnaubenden Nüstern hinter einem fettleibigen Brummer einherzurasen und ihn ganz wider seinen Willen und angeborenen Kleinmut endlich steil gen Himmel zu jagen? Der Jakob folgt dem Treiben des Hundes mit erheiterten Blicken, belustigt sich laut und stichelt schadenfroh, wenn der Jäger das Nachsehen hat, die Hatz überrascht einstellt und mit schräggestelltem Kopfe gespannt lauscht, wohin die schwirrende Beute wohl verschwunden sein mag. Schrickt dann wieder plötzlich an anderer Stelle im Revier so ein dicker, schmausender Brummelmeister auf, so beginnt das Spiel von neuem, um wie das alte zu enden. Der Jakob könnte heute um des Wolfes willen hundert Kleefelder aufsuchen. — Ja, so ist er.

Sie gelangen schließlich auf die Hügelkuppe mit den beiden mächtigen Eichen, von denen die alten Weiber den Kindern weismachen, daß sie ehedem wilde Männer gewesen seien, die einmal einen armen Heiligen an einem Aste aufgehängt hätten. Der Mär ungeachtet legt sich der Jakob in den Schatten dieser knorrigen Riesen und mustert die Korngilden des Groß-

bauern in der Nähe mit kritischen Blicken. Aber es ist nichts an den Gilden auszusetzen, obschon sie dem Geier gehören. Im übrigen ist dies hier wahrhaftig ein königlicher Platz, vor dem sich die Fernen rundum zu verneigen scheinen. Es ist nicht angebracht, daran zu denken, daß solch ein Mittelpunkt der Welt einem Geier gehört ... Dort unten schaffen Männer in hellen Hemden und weiten Hüten, rudern sich durch ein pralles, gelbes Meer hindurch, und hinter ihnen tauchen die weißen Kopftücher der Frauen in der braungold gefällten Mahd auf und nieder. Die spitzgiebeligen Getreideschütten wachsen wie Zelte in geraden, langen Reihen aus dem Boden.

Der Großbauer braucht heuer hohe Scheunen, denkt der Jakob. Er hat nun einen Acker mehr einzufahren. Im vorigen Jahr ging hier noch der Peter hinter seiner Sense her. Gut, daß er jetzt nicht neben dir liegt ... Rote und schwarze Pferde stampfen und stauben überall in der Weite vor mächtigen Leiterwagen. Es ist eine Schlacht in dieser Landschaft im Gange. Es läßt sich genau sehen, wie die Front planmäßig voranwogt. Und dahinter türmt sich Sieg und Segen auf Feldern und Fuhren. Ferne Hügel schwimmen mit Wäldern und Dörfern scheinbar dem blaßschimmernden Horizont entgegen. Weite und Breite ringsum und herrliche Tiefe. Gott gab dem Jakob heute das ruhige, zufriedene Auge dazu, das alles ermessen darf und ein wenig herrisch wird, wenn es über die scharfen Grate der großen Berge gleitet, die sich nach dem fahrenden Himmelsgewölk recken. Überall ein Überfluß von Blau und Gold. Fürwahr, das Land ist heute edel geschmückt, und kein schönerer Tag konnte geschaffen werden, um es liebzugewinnen, wenn es überhaupt je gehaßt wurde, dies gute, starke, stolze Land. Drüben blinkt ein See, hier blitzt ein Strom, und dort droben drehen sich geruhsam ein paar blütenweiße, runde Flockenwolken.

Dort vorne buddelt der Wolf ein Loch unter die Stoppeln. Er spreizt die Hinterläufe, macht einen runden Buckel, ganz

ein gefoppter Kater, und baggert mit den Vorderpfoten besessen darauflos. Nun hält er ein und wühlt mit der Schnauze weiter, ist gebannt und hat die Lauscher zipfelspitz gespannt. steckt die Rute kerzengrade auf und pinselt mit der Schwanzspitze unaufhörlich erregte Buchstaben in die Luft. Er pruſtet, er niest und beginnt wieder mit den Pfoten zu graben. Der Jakob in seinem guten Schatten, spottet ihn aus, stachelt ihn an und spielt auf diese Weise vollwertig mit. Zauberhafter Ernst, lohende Lust, alles in einem; und sie teilen beides brüderlich miteinander — Mann und Hund.

Schließlich kommt das Tier mit schäumender Zunge und pumpenden Flanken zurück, legt sich neben den Jakob und wedelt ein wenig mit der Rute. Das heißt: Das war jetzt schön, Du! Aber nun bin ich redlich müde! — Der Jakob sagt: »Jawohl, Wolf, ich verstehe. Aber Du hast es ja so haben wollen.«

Dann pflegen sie der Beschaulichkeit, die für den Jakob ein wenig durch die Erinnerung an seinen heutigen Besuch bei Karin, für den Wolf aber dann und wann durch eine dreiste Fliege beeinträchtigt wird. Der Hund schnappt sich von der Nase, was ihn stört. Der Mann hat das Seine inwendig im Kopfe und hilft sich mit ritterlichen Gedanken darüber hinweg. Karin würde sich gewiß freuen, denkt er also, sofern sie dabei sein könnte. Und sie würde davon auch wieder ein wenig Farbe in ihr blasses Gesicht bekommen. Wenn sie nun noch eine Zeitlang geduldig und achtsam gepflegt wird, dann kann sie gewiß noch nach Hause kommen, bevor der Herbst zu Ende geht. Und der Spätherbst bringt gewiß auch diesen und jenen schönen Tag. Ich werde sie dann hier auf die Felder und über die Wiesen führen und ihr zeigen, was wir alles geschafft haben, der Peter und ich. Eigentlich könnte der Peter mir die Gäule und die alte Kalesche leihen, wenn ich Karin heimholen muß. Ich werde mit dem Peter darüber reden ...

Aber es ist dem Jakob bei diesem geheimen Vorsätzen und

Plänen gar nicht freudig zumute. Er hat das Gefühl, als ob er sich zuviel damit vorgenommen hätte, oder als ob er es jedenfalls reichlich verfrüht getan hätte. Er sagt daher laut, um es auch wirklich genau gehört zu haben, daß Karin bald kommen würde. Dies ist gewiß ein notwendiger Zusatz zu allen Zukunftsprojekten. — Da der Hund daraufhin den Kopf hebt, tut der Jakob so, als ob seine Bemerkung in der Tat ihm gegolten hätte. Er fragt das Tier, ob es ihn verstanden habe. »Wolf, hörst Du? Karin kommt bald wieder! Freust Du Dich?« — Der Hund klopft mit dem Rutenende hin und her, und macht dem Jakob kluge Augen. Könnte er etwa besser antworten?

Plötzlich wittert er beunruhigt, steift die Lauscher, stellt sich auf die Vorderläufe und äugt starr über den Jakob hinweg, läßt die Lauscher jäh wieder sinken und winselt. Irgend jemand kommt hinter den Bäumen heran. Als der Jakob sich eben umdrehen will, steht bereits der Großbauer neben ihm. Noch einer. Der Großknecht.

Der Bauer mit haßlodernden Blicken: »Was hast Du hier auf meinem Acker zu suchen? Und was geht Dich mein Hund an, hä?«

Der Jakob schweigt vor Erstaunen und Zorn. Da reißt der Geier unversehens dem Knechte die Ladegabel aus der Hand und schlägt sie dem Wolf krachend über das Kreuz. Der Hund jault vor Schmerz laut auf, weicht torkelnd zurück. Noch bevor der Jakob auf den Beinen steht, schleudert der Alte dem Tier in sinnloser Wut die Gabel nach, und — Herrgott! — die Zinken fahren dem Hunde tief in den Hals. Sein Aufschrei gellt schrecklich; und dann knickt der schöne, gelbe, große Wolf mit gurgelndem Laut vornüber zusammen.

Der Jakob ist weiß wie Kalk.

Den Knecht muß der Schrecken gelähmt haben.

Da wirft sich dieser weiße Jakob, ein über und über beinerner Mann, ohne ein Wort auf den Geier, den Mörder. Der

ſtarke Großknecht aber ſtürzt ſich auf den Jakob und reißt ihn zurück. Dem Bauern kocht Schaum von den Lippen, er hält die Krallen fangbereit vor den Leib, dieſe Krallen, um derentwillen er der Geier geheißen wird. Er brüllt auf, ſeine Stimme iſt tieriſch wild, wird ſchrill, noch ſchriller.

»Ein Lumpenkerl«, ſchreit er, »will ſich hier um meine Angelegenheiten kümmern! Ein Lumpenkerl habe ich geſagt, hörſt Du?« —

Er läßt auf einmal alles Geſchrei, faucht, ja er flüſtert, wie einer, der dem Gegner ein Geheimnis preisgibt, um ihn damit zu töten. Er ſtreckt den Kopf gegen den Jakob vor, man ſieht ihn züngeln.

»Du hatteſt doch einen Freund, meine ich, und haſt doch Dein Weib nicht gar ſo ſelten mit ihm allein ſitzen laſſen, wenn ich mich nicht irre? Du ... Das wäre eine Angelegenheit für Dich; Du könnteſt den Leuten einmal die Wahrheit darüber ſagen, woher Du einen Sohn haſt. Am Ende gäbe es gar einen Vater zuviel, Du Krüppel, Du!? ...«

Der Jakob ächzt, er erzittert. Da. Dort. Dort ſteht der Geier! Dieſes Maul iſt noch offen von den Worten. Nun bückt er ſich nach der Gabel, der Geier. Oder will er davonlaufen?

Der Großknecht ſtemmt ſich gegen den Jakob, wankt plötzlich — ja, die Fauſtſchläge beinerner Männer können furchtbar ſein — dann iſt der Jakob über dem Geier und drückt ihm die Gurgel zu. Der Bauer röchelt, krallt verzweifelt die Finger in die Klammer, wälzt ſich, trampelt um ſich. Die Augen quellen ihm aus den Höhlen. Sein Geſicht wird blau. Der Jakob läßt nicht nach, heult ſchrecklich auf, zwei, drei Tränen ſchießen ihm über die Wangen. Er leckt ſie weg. Sie ſchmecken nach Blut. — Schmeckt ſo das Blut? Friſches, heißes, ſchlimmes Blut? — Der Knecht rafft ſich verzweifelt auf, rüttelt den Jakob am Genick, ſchlägt auf ihn ein.

»Du wirſt ihn umbringen! Um Gottes willen, Du bringſt ihn um!«

Schließlich hätte der Großknecht dem Jakob das Haar vom Schädel gerissen. So kommt der Geier frei. Als er endlich wieder Atem findet, hebt er sich mit entsetztem Gekreisch vom Boden.

Da geht der Jakob hin, holt weit aus. Zwei Schläge, für jede Faust einen; und wie gesagt: beinerne Männer können furchtbar schlagen. Der Großbauer fällt hintenüber in eine Korngilde. Es ist seine eigene Korngilde, er darf darin liegen bleiben, wenn es ihm beliebt. Der Knecht rührt keinen Finger mehr für ihn. Der Knecht sieht den Jakob an und murmelt: »Der ist irr, der ist jetzt gewiß irr geworden.« Aber der Jakob hört es nicht. Er steht mit schlaffen Armen da, das Kinn auf die Brust gepreßt; Tränen, siedende, glühend heiße Tränen steigen ihm in die Augen. Er sieht nichts mehr, möchte sie wegwischen. Aber er regt sich nicht, kann sich nicht regen. Eine unerträgliche, schwere Glut ist in den Gliedern. Wenn sie erkaltet, muß er wohl starres Eisen in den Adern haben? ...

Was ist nur geschehen? — Karin! — Was hat der Geier von Karin gesagt? Der Hannes? Sein kleiner Junge!? Seine Karin? Der gute, brave Kerl, der Hannes!? Was hat dieser da drüben gesagt? Hat er das wirklich gesagt? ... Jakob, du träumst. Das kann er nicht gesagt haben. So niederträchtig sprechen, nein, das kann kein Mensch, nein. Aber warum stöhnt dann jener dort drüben in den Korngarben? ...

Da liegt eine Heugabel, mit blutigen Zinken. Wieso liegt sie da und ist blutig? Zertretene Stoppeln. Blut darauf. Ja, Blut. Woher kommt das Blut? ... Ein klägliches Röcheln. Wo? — Da steht ein Mann, ein schweigender Mann. Nun hebt er die Gabel vom Boden, die Gabel mit den blutbeschmierten Zinken. Was will dieser Mann hier? Ach, das ist der Knecht! Der Großknecht. Ja. Das Hemd ist ihm auf der Brust zerrissen. Aha. — Jawohl. —

Also ist es wahr. Ist es doch wahr! Alles! Ja, da, eine niedergetrampelte Korngilde. Zerstört. Sinnlos. —

Wo ist der Geier? Wo ist er? Er stöhnte doch vorhin im

Korn? Er ist entkommen. Ha, zum Teufel! — Der Tag war golden, ganz hell, golden und blau war er. Wieso ist er plötzlich schwefelgrün und schwarz geworden? Ein Gewitter? — Jener Mann geht zu einer Korngilde. Sie steht noch spitz und aufrecht wie die andern. Jetzt nimmt er ein Bündel davon und legt es zur Seite. Das röchelnde Klagen kommt dorther, aus dieser Gilde, vor welcher der Mann steht, der Großknecht. Ach, da liegt der Hund. Das schöne gelbe Tier liegt platt da. Der Bauer hat ihm den Hals durchstochen. Ja. Wie kam das nur? Soeben jagte doch der Wolf noch eine dicke Hummel lustig über ein Kleefeld und du, der Jakob, hast lauthals dazu gelacht? — Ein guter Kamerad. Der Bauer hat ihn durch den Hals gestochen. Ja. Es ist alles wahr, alles, alles. Wie es zuging? Der Haß kam des Weges; die gemeine, hinterhältige Niedertracht kam hinter den Bäumen dort hervor, und dann geschah alles. Warum? — Warum eigentlich? Dort liegt der brave, schöne Hund wimmernd und mit verglasten Augen, und das Blut klebt in dem hellen Fell, das jetzt auf einmal häßlich struppig geworden ist. Armer Wolf, armes, braves Tier! Der Jakob wendet das Gesicht ab, das Wasser tropft ihm von den Augen. Muß sich ein Mann schämen, wenn der wilde, echte Zorn Herr über ihn ist? — Wie? —

»Ja, der Geier«, sagt der Knecht. »Das ist der Satan. Und dabei alleweil in die Kirche gerannt und ‚Herr Pfarrer' hinten und ‚Herr Pfarrer' vorne. Wenn er sich nur einmal den Hals brechen wollte, der Leutschinder . . .«

Der Jakob vermag kaum ein Wort herauszubringen. Der Knecht solle ein neues Hemd von ihm bekommen, sagt er schließlich mühsam. Der Knecht wehrt ab. Ach was, wegen dieses alten Fetzens! Er werde ihn auf den Mist werfen. »Eigentlich warst Du ja nicht schuld daran. Aber ich glaube wirklich, Du hättest den Alten umgebracht, so wie Du ausgesehen hast . . .«

»Wenn Du eine Flinte hättest«, sagt der Jakob, »könntest Du den Hund totschießen . . .«

Der Knecht erwidert, ja, er wolle den Drilling vom Bauern holen gehen. Da gibt der Jakob ihm die Hand und geht. Der Hund wimmert und röchelt leise. Am Wege unten hört man es längst nicht mehr.

*

Folgendes ist zu berichten, was zum Teil den Peter, zum Teil den Jakob und Karin betrifft. Auch der Heini, der Doktor, der grauköpfige Landgendarm und der Neuigkeitsdirektor haben in dieser oder jener Weise geringeren oder bedeutenderen Anteil daran gehabt.

Vorweggenommen sei die Sache mit dem Peter, da sie zuerst geschah. Sie ist unerheblich in bezug auf Revolution und Barrikaden, von denen der Peter nun täglich unverblümt vor jedermanns Ohren spricht. Sie ist mit allen Vorteilen und Nachteilen, die sie vielleicht noch einmal bringen könnte, des Peters ureigenste Angelegenheit gewesen. Gegenwärtig sagen die Leute, der Peter würde gewiß noch dafür bestraft werden. Dies möge dahingestellt bleiben. Jedenfalls fuhr der Peter eines Tages hinter seinen Rappen über den Markt, wie immer mit Peitschengeknall und Zungengeschnalz. Die Hengste griffen im Trabe kräftig aus. Plötzlich aber schrie der Peter gegen alle Regel und allen Sinn ein langes und lautes »Hüüüh!«, zog den Gäulen die Mäuler aufs Kummet, ließ das Gespann mitten auf dem Platze stehen und sprang vom Wagen. Dann hatte er den Neuigkeitsdirektor in der Faust. Er wolle ihm nur rasch ein wenig Tanzen beibringen, sagte er. Vom Seiltanzen solle dabei vorderhand noch geschwiegen werden. Der Neuigkeitsdirektor wand sich unter des Peters Griff und Blick so gut er konnte, blieb ein Mann aus seiner Schule, erblaßte lediglich und stammelte: Nein, davon habe er persönlich noch nie etwas geschrieben. Dies sei ein anderer gewesen und übrigens wolle er nun haben, daß man ihn seiner Wege gehen lasse. Der Peter brach in das bösartigste Gelächter seines Lebens aus, hieß den Neuigkeitsdirektor einen

Lügenbold, einen feigen Wicht, einen jämmerlichen Wicht, einen erbärmlichen Wicht und so weiter — und machte sich auf diese Weise tanzlustig. Als er jedoch mit seiner Geißel den ersten Takt schlagen wollte, war gerade der alte Landgendarm nahe genug, um ihm in den Arm zu fallen. Schließlich war dieser Gendarm ja wohl auch von Amts wegen verpflichtet, überall dort aufzutauchen, wo eine Untat verhindert werden mußte. Es gab Aufsehen, Auflauf und Protokoll. Dem Peter gelang es nicht mehr, den Neuigkeitsdirektor zum Tanzen zu bringen, und die Hengste mußten es büßen. Der Neuigkeitsdirektor nannte nunmehr den Peter einen Taugenichts und ging in Begleitung des grauköpfigen Kommissars nach Hause.

Am folgenden Tage stand im Gemeindeblatt viel von jenen zu lesen, die der Schärfe des Geistes allein mit der Gewalt schmutziger Fäuste zu begegnen wüßten. Aber ihre Zeit sei um; man werde ihnen das Handwerk binnen kurzer Frist gewiß gelegt haben und die Ordnung im Lande endgültig vor solchen Wegelagerern sichern. Ja, von Wegelagerern war diesmal die Rede. — Als sich der Jakob seinerzeit im Teufelsgraben um ein Haar das Genick gebrochen hätte, war von gar nichts die Rede.

Jetzt sagen also die Leute, daß der Peter zweifellos vor einer empfindlichen Strafe stünde. Den Peter betrübt dies wenig; und damit ist bezüglich seiner Angelegenheit alles erwähnt, was noch von Belang sein könnte.

Seinerseits nun hatte der Peter inzwischen gewissen Ärger mit dem Jakob. Dieser kümmerte sich von einem bestimmten Tage an weder um die Hengste, noch um die Maschinen, noch um den Drusch, noch um irgend etwas anderes und blieb einfach aus. Der Peter fand, daß dies keine Ordnung zwischen einem Bauern und seinem Hofgänger sei, und stellte den Jakob im Hause vom Heini darüber zur Rede. Der Jakob verlor kein Wort dazu, ließ den Peter einfach stehen und ging auf die Straße. Der Peter wollte den Zorn, der ihm aus dem Gebaren

des Jakob erwachsen war, keine allzu große Strecke weit mit sich allein herumtragen, kam zum Heini in die Werkstatt und zog dort mit der ihm eigenen Heftigkeit über einen gewissen hochnäsigen Freund vom Leder, den sie beide — Peter und Heini — hätten, und der einmal ordentlich gestaupt gehöre. Der Heini, der sogleich erkannte, daß es sich um den Jakob handelte, beschwichtigte den Peter und sagte, ja, seit einem bestimmten Tage ginge auch bei ihm ein vollkommen fremder, ja ein vollkommen verrückter Jakob im Hause seine Treppen hinauf und hinab. Er wisse selbst nicht, wie lange er von dem schon keinen Gruß mehr gehört habe. Der Heini beschrieb dem Peter alles sehr genau: Daß der Jakob nur mehr flüchtig die Hand aufhöbe, den Blick zu Boden gesenkt hielte, nicht mehr ja und nicht mehr nein sage, auch vor dem Doktor nicht; daß er ganze Nächte und Tage lang draußen herumliefe, ohne Sinn und ohne Verstand; daß er dann wiederum beim schönsten Wetter geradezu unheimlich still und gleichgültig in der Kammer droben säße, das heißt, bei dem Kinde; daß er nichts für die Zeitung schriebe; daß er wenig äße, und vieles andere mehr.

Der Peter fühlte sich dadurch in seinem Unmut bestätigt und war dieserhalb offenbar voller Genugtuung. Aber der Heini ging dann auf einmal gleichsam am anderen Ende zum Tore hinaus und meinte, der Peter möge den Jakob ruhig gewähren lassen. Es stünde neuerdings wieder schlechter um Karin. Der Jakob sei nun einmal einer von denen, die nicht so leicht trügen wie andere. Er, der Heini, habe manchen von dieser Art in Sibirien kennengelernt. Man müsse sie ihre Sachen mit sich alleine abmachen lassen. Das sei das beste. Wenn es darauf ankomme, so wolle er schon zur Stelle sein. — Dies gab nun dem Peter mächtig zu denken und er sagte: »Karin, ein so junges, hübsches Weib — das kann ich gar nicht glauben ...« — Der Heini erwiderte, nein, natürlich nicht! Sie habe nur einen Rückfall erlitten und werde nach seiner Meinung gewiß wieder auf die Beine kommen.

Dies ist das zweite gewesen, was berichtet werden mußte, und den Jakob und Karin betrifft; auch den Doktor, den Heini und den Peter; selbst den Michel und die Frau vom Heini; und schließlich — und eigentlich gar nicht zuletzt — den kleinen Buben, der gesund und fröhlich in seinem Korbe liegt und noch nichts von der Welt versteht.

*

Beim Heini in der Küche brennt noch Licht. Der Jakob nimmt davon keine Notiz und geht ohne Gutenachtgruß hinauf in seine Stube. Er kommt aus der Waldfinsternis; er treibt die Nacht auch hier nicht aus. Vor dem Fenster wogen fahrende, schwarze, ungestüme Wolken. Kein Stern, kein Mond; nichts, was diesen düsteren Himmel ein wenig aufhellt, außer dem fernen, zuckenden Wetterleuchten ringsum. Der Jakob steht und stemmt die Hände auf die Fensterbank und starrt stumpf und müde hinaus. Eine lange Weile; kaum, daß sein Atem zu hören ist. Nur das Kind, das ist zu hören in seiner schlafenden Seligkeit. Das Kind, ja! Der Jakob tastet sich zu dem Weidenkorbe. Er nimmt einen Stuhl und setzt sich vor das kleine Bett. Er beugt sich tief über den Knaben und spürt dessen warmen Odem im Gesicht. Er streicht seinem Buben mit zitternder Hand über das weiche Haar, streicht ihm vorsichtig über die zarte, kummerlose Stirn.

Er flüstert: »Karin, Karin, laß ihn nicht allein!« Er murmelt: »Lieber Herrgott, so laß diesem Kinde doch seine Mutter!«

Er bäumt sich auf. Mehr zu beten — nein, das geht nicht ...

*

Vor Tau und Tag rattert ein kleines, grünes Automobil hastig über die menschenleere Straße, über den Markt und zu des Heini Haus. Ein Mann steigt eilig aus und klopft dem Heini heftig an die Tür. Es verstreicht eine kurze Zeit, und der Heini kommt verschlafen zum Vorschein. Er will sich

lang und breit verwundern, aber der andere wechselt mit ihm nur wenig Worte. Sie scheinen schwer und atemraubend zu sein. Der Heini jedenfalls erschrickt sichtbar über sie und stammelt nur mehr: »Mein Gott, Doktor!«

Die beiden Männer gehen sogleich in die Kammer vom Jakob hinauf; sie finden diesen angekleidet auf seinem Lager schlafend; sie rütteln ihn wach; er ist sehr verwirrt und reibt sich die Augen. Der Doktor macht seinen Baß so freundlich wie möglich und sagt, ja, es sei gut, daß er ein Telephon habe, und es sei wegen Karin, und er wolle den Jakob gerne in die Stadt hineinfahren. Da springt der Jakob entsetzt auf, mit einem ächzenden Laut; es hört sich an, als ob er inwendig in sich hineinheulen würde. Es läßt sich nicht sehen, was in seinem Gesichte vorgeht, denn er hat beide Arme darübergeschlagen. Der Doktor spricht auf ihn ein, Karin habe gewünscht, daß er, der Jakob, zu ihr kommen solle, und dies sei ja gewiß auch gut und rechtschaffen von ihr, und er dürfe doch nun dieserhalb gewiß nicht ohne weiteres das Schlimmste denken. Auf einmal heult der Jakob wirklich laut auf, es ist nur ein jäher, zerbrochener Schrei. Der Doktor nimmt dem Jakob die Arme herunter, legt ihm die Hände um die Schultern, als ob er es hier mit seinem eigenen Sohn zu tun hätte. Das verzweifelte Antlitz vom Jakob jedoch vermag er nicht anzuschauen, und er senkt vor ihm das Haupt, obwohl nicht eine einzige Träne darinnen steht. Aber gerade das macht es so furchtbar, so ausgebrannt.

Ihm läßt sich nicht mehr helfen, dem Jakob.

Er preßt beide Fäuste wider die Schläfen, gegen die Augen; dann geht er hinab. Als sie abfahren, bimmelt die kleine Glocke vom Kirchturm geschäftig die alltäglichen Frühbeter herbei. Sie kommen schläfrig und schlürfend aus den Gassen.

Unterwegs versucht der Doktor noch einmal, dem Jakob ein paar gute Worte zu geben, es werde sich gewiß nur um eine verständige Vorsorge handeln, und er könne wohl verstehen, daß Karin ihn, den Jakob, zu sehen wünschte.

Der Jakob regt sich nicht, läßt den Kopf vornüber hängen und blickt von unten herauf mit stumpfen Augen voraus, immer voraus. Es muß wohl unendlich leer vor ihm sein, oder dunkel, weil sein Blick so erloschen, so glanzlos ist ...

Vor der Tür zu dem großen Spitalsaal steht eine Schwester. Es scheint, als ob sie bereits auf die beiden Männer gewartet hätte. Sie winkt ab, als der Jakob die Klinke ergreifen will, deutet über den langen Flur und geht voran. — Hier gibt es wohl nichts mehr, was Worte noch lohnen könnte? — Der Jakob zögert einen Augenblick, dann folgt er ihr doch. Der Doktor bleibt um drei ganze Schritte hinter ihm zurück. So wird er Zeuge davon, wie jene Schwester einen engen, düsteren Raum öffnet, in dem drei verdeckte Bahren aufgestellt sind; wie die Schwester ohne Umschweife an eine dieser drei Bahren herantritt und das weiße Leintuch darauf zurückschlägt; wie der Jakob die Hände vor den Mund aufhebt und ganz langsam auf die Bahre zugeht, auf einmal einhält und sich nicht mehr vom Fleck rührt. Er ist mitten zwischen Tür und Bahre plötzlich erstarrt. Er hat einen ganz hoch gewölbten Rücken, wie ein Erstickender. Aber es erschüttert ihn nichts.

Dann sieht der Doktor den Jakob wie einen Baum steif vornüberfallen.

Er kann ihn nicht mehr auffangen ...

*

Der Tod hat es heutzutage leicht in Deutschland. In der nämlichen Nacht, in der Karin starb, erschlug die Meute zwei arme Teufel, weil sie das Braunhemd trugen. Ja, sie trugen es, bis sie dafür erschlagen wurden ...

Das dritte Buch

Ein Mann sitzt im Sandgras auf hoher Düne und starrt hinaus aufs Meer. Er kam, als die greise Herbstsonne sich hinter der fernen Kimmung demütig bergen ging. Er blieb, als sie im Weltenschoße versunken war. Nun hockt er fröstelnd dort und weiß sich Besseres nicht zu tun. Dunkler Himmel und die schwarzen Wasser. Der weiße Mond beginnt mit Ring und Reif die Ronde. Irgendwoher greift ein Leuchtturm mißtrauisch mit bleichen Armen durch die Nacht.

Was aber will ein frierender Mensch an diesem Ort? Hier geht kein Boot vor Anker, wenn er darauf wartet ...

Die Brandung dröhnt und schlägt den Strand mit Donnertatzen; die Fluten rollen und rauschen. Dies ist das Echo der Unendlichkeit. Mancher schon kam, um es mit ihm aufzunehmen, und ward zermalmt ...

Ein großer Stern flammt auf und funkelt wie rotes Gold. Der Mann in der Düne verwünscht ihn. Der Mann in der Düne ist ein struppiger Kerl mit klappernden Zähnen, verwünscht den Abendstern und bleibt dennoch am Platze und erhebt sich nicht. Von See her fährt eiskalt der Wind, bläst stiebenden Sand und stechende Sprut über die dürren Gräser und kämmt dem düsteren Burschen hier nicht schlecht den wirren Besen auf dem Schädel aus. Der Mann, er flucht dem scharfen Winde, aber er regt sich nicht, um etwa von dannen zu gehen. Er kauert sich zusammen; ein Buckel, ein Schatten unter tausend Schatten und Buckeln auf einer meilenweiten, nächtlichen Düne ... Hinter dem Abendstern erwacht ein flimmernder Lichterchor im tiefen Dom der Welt. Der

kauernde Mann in der Düne verläſtert inwendig die ganze hohe Pracht; aber er ſchließt nicht die Augen, er flieht nicht davon. Er rührt ſich nicht, bebt vor Kälte an Arm und Bein und verläſtert inwendig den Himmel.

So laßt doch noch einmal fragen: Was will dieſer zerlumpte, verwilderte Menſch hier? Kam er an den Rand der Erde gegangen, um von daher das All zu ſchmähen und ihm keck die Stirn zu bieten? Oh, dies wäre fürwahr ein großartiger Schauplatz für den Zweikampf einer halbverhungerten Kreatur mit dem Herrn aller Dinge! Mancher ſchon ward verwegen und zog aufſtändiſch aus, um den Herrgott vor ſeiner Schöpfung in die Schranken zu fordern, wenn er, der Mächtige, das Beten unter Dach und Fach für ein Nichts geachtet hätte ... Mancher ſchon ſchlug bei ſolch einer Schlacht ſein kümmerliches Leben mit einem irren Lachen in die Schanze und verſcholl ...

Seht nur in die Brandung dort unten hinab, wie ſie mit aber tauſend Mäulern ſchäumt und geifert! Und wäre ſie heute nicht auch an aber tauſend Ketten gezügelt, ſie möchte gewiß dem winzigen Wicht auf der Düne im Handumdrehen das Genick brechen. Der aber krümmt ſich zuſammen und entbietet ihr in böſen Gedanken ſeinen Haß. Würde der Hunger ihm nicht die Kraft zum Geſchrei gefreſſen haben, oh, es ſollte ſich wohl erweiſen, welch ſchneidende Gewalt eine trotzige Menſchenſtimme haben kann. Jetzt aber flackert dieſem Manne der Atem in der Kehle, weil ihm die Eingeweide brennen. Das heißt man ein hitziges Feuer im Leibe haben und dennoch erbärmlich vor Froſt zittern. Wenn man den Bauch mit den Händen feſthalten muß, laſſen ſich keine Fäuſte ballen. Wenn man ſich in die Lippen beißen muß, läßt ſich kein Gebrüll machen. Ja, die Brandung hat hier allein das Wort, und ſie grollt gewaltig.

Ein Stein liegt am Saume des Strandes. Fauſtgroß. Wenn der Giſcht ſich ſchäumend über ihm verſpritzt hat und wie glattes Glas zurückfließt, ſchillert dieſer Stein in eisklaren Farben. Seht ihn nur an! Da liegt er und tut ſo, als ob er

ein Diamant und eine Kostbarkeit wäre; leuchtet blau und giftgrün auf, blitzt und blinkt und macht sich seltsam. Ein Scharlatan. Ein plumper, grober, grauer Brocken in Wahrheit; nichts anderes. Das Meer spie ihn von sich; wenn es hochkommt, mag ihn ein unlustiger Fischer vielleicht einmal verächtlich aus dem Netze geworfen haben. Nun aber spielt er sich auf, er dort unten, als ob gar er es wäre, der hier die hohen Wogen bricht; nun läßt er sich vom alten Mond ein wenig Abglanz schenken und macht sich damit dämonisch.

»Du Heuchler«, sagt der Mann auf der Düne plötzlich zu dem Stein, erhebt sich, geht zornig hinab an den Strand, ergreift den nassen Stein und schleudert ihn weit hinaus in die Wasser. Dann hohnlacht er hinterdrein, vergißt darob offenbar den mürben Magen und schreitet über den Strand fürbaß dem fernen Leuchtturm zu. Er zetert mit den züngelnden Fluten, die ihm heimtückisch das durchlöcherte Schuhwerk nässen. Und da er nun einmal ins Reden kam, läßt er es dabei und schwatzt mit sich selbst weiter. Das Brausen des Meeres verschlingt sein nichtiges Gemurmel; was aber das Meer einmal verschlungen hat, kommt nie mehr an unrechte Ohren.

»Heda«, ruft der Mann dem Meere zu, »du verstehst doch zu schweigen?« — Es erhebt sich kein Einwand. Der Mann kichert darob und beginnt auf einmal mit lautem Gejohle hinter den Schaumschlangen dreinzurennen, die sich da unaufhörlich über den Sand davonwälzen. Ja, manchem genügt nicht einmal der Lärm einer polternden See, um das Geflüster des Wahnsinns zu übertönen, und er muß selbst kräftig dareinschreien, es könne sich nur um Narrenpossen handeln . . .

Immerhin, diese Posse hier macht ein wenig warm; jedoch sie macht auch den Hunger wieder wach. Der einsame, tolle Mann gibt das Spiel auf. Er bleibt eine Weile keuchend stehen und hält sich den Bauch wieder mit den Händen fest. Er greift in die Manteltasche, zieht einen Apfel daraus hervor und beißt hinein. Er spuckt den Bissen aus und verflucht alle

Apfel, die je gewachsen sind. Er spürt, wie sich ihm der Magen umdreht, weil er soeben den tausendsoundsovielten Apfel essen wollte; einen gestohlenen Apfel noch dazu, was das betrifft. Da der Leuchtturm gerade in diesem Augenblick neugierig herüberblitzt, muß er es sich gefallen lassen, daß der Mann mit diesem Apfel nach ihm wirft, die Taschen ausleert und nochmals und abermals wirft, gleichsam der Neugier mitten ins Gesicht.

»Ich kenne dich«, sagt der Mann; er meint zweifellos den Leuchtturm. Wen anders? — »Du schleichst noch immer in der Nacht umher, wie damals.« — »Damals! . . . Damals!« schreit der Mann plötzlich und wütet mit den Fäusten gegen den Abendstern und den weißen Mond. Ach, wie töricht und krank ist dieser Mann! Er heißt den Mond einen Himmelskadaver und den Stern nicht anders. Er vermag nicht mehr laut zu lärmen, der Brustkorb könnte ihm davon zusammenfallen und der Magen zerreißen. Er geht der Brandung bis hoch an die Düne aus dem Wege und schleicht krumm und hechelnd dahin. Er schlägt den Mantelkragen hoch und verbirgt dahinter alles: Kleinmut, Wehmut und Haß. Er flüstert nur mehr, legt gleichsam den Mund ans eigene Ohr und sagt:

»Damals stand der Mond blaß mit Ring und Reif über ebendieser See und goß gauklerisches Licht in den glitzernden Gischt wie heute. Damals zitterte die Düne unter dem ungebärdigen Ansprung der Wogen wie heute. Ihr habt die Köpfe in den zausenden Wind gelegt wie junge Fohlen. Ihr. Du und sie. Sie stand ganz nahe neben dir. Du spürtest ihren Atem, ihr helles Haar flog und knisterte. Du nahmst ungefragt ihre Hand. Sie ließ es geschehen. — Oh, du warst ein Held, du warst ein Gigant, und sie sollte es erfahren, nicht wahr? — Du rannteſt plötzlich in die dunkle Düne hinauf, hast dir die Kleider vom Leibe gerissen und dich wie ein Panther in die kalten Fluten gestürzt. Ja. Wie ein Panther, glühend vor Stolz und Kühnheit. Ein wenig ratlos, ein wenig wild und

berauscht ... Nein, nein, kein Zweifel, du warst ein schönes wildes Tier damals, voller Lust und Leidenschaft am Leben; ein Titan, ein Vulkan des Jubels und der Gottesherrlichkeit.

Wie hast du dich betrogen, du Tor! ... Heute reckst du deine Fäuste in die gleiche Nacht hinauf und trittst knirschend nach dem spritzenden Schaum vor deinen Füßen, du Narr. Du armseliger Narr! Gestern einer, der mit stürmenden Segeln fahren wollte, heute schleichst du frierend und fiebernd am Rand der Erde entlang, und die Furcht vor der Welt gischtet und braust ohne Ende über dich hinweg, und du duckst dich und krümmst dich vor ihr ohne Kraft. Du bist eine Schlacke nach dem Brande. Das ist auch ein Schicksal.

Ein gewisser Doktor pflegte davon zu sprechen und kein Aufhebens dabei zu machen. Diesen Herrn mitsamt seinem Spruch hast du aus deinen Gedanken ausgejätet. Was will er hier? Kommt er etwa dahergegangen, rief er hinter dir drein? Er soll dir um Gottes willen nicht nachgehen, nicht nachrufen. Nein. Du würdest vor ihm davonfliehen. Du bist auf der Flucht vor allem, was Vergangenheit und Heimat heißt. —

Nein, niemand ruft dich, das brauchst du nicht zu fürchten. Der Mond, der Leichnam einer Sonne, schwebt kalt und gläsern über schwarzen Wassern, die den Donner gebären ... Du schleichst einher und hast ein trockenes, ersticktes Gelächter im Halse; bist ein nichtsnutziger, irrer Vagant, den niemand ruft und niemand sucht. Ein Bettelmann, der eine wohlfeile Geschichte als letzte Habe mit sich schleppt. Eine Geschichte, die niemand hören will ... hähä. — Lachst du deiner selbst? Gibst du dich geschlagen? Oder glaubst du an Rache, Herr Titan? — Warum dann aber kleine, erschreckte Augen? Warum dann für nichts und gegen nichts geballte Fäuste und ohnmächtiges und erbärmliches Geschrei, das niemand hört und niemand stört? Hat dir die See etwa dein Schifflein wrack geschlagen, weil du gegen sie anbrüllst? ... Warum kamst du an diesen Platz gegangen, wenn du ihn nicht ertragen kannst? Warum

liefst du dir erst die Füße auf endlosen Straßen wund, wenn du es nun doch nicht mit diesen Wogen aufnehmen willst? —

Damals hast du dich ihnen im Sturme entgegengeworfen und hast gejubelt. Weißt du noch? Du kamst wie ein Windspiel über ebendiesen glatten Sand gerannt und hast gejauchzt. Da sprang aus dem weißen Schaumgebrodel plötzlich das schlanke, junge Weib ahnungslos vor dir auf den Strand. Sie sah, daß du bei ihrem Anblicke staunend im Laufe einhieltest. Sie erschrak und senkte das Gesicht. Sie hob ihre schmalen Hände über ihre blütenhellen, reifen Brüste. Und ebendiese Brandung donnerte ihr Tedeum, und Gott ließ ebendiesen hohen Stern wie rotes Gold über dem Wunder strahlen. Der Mond stand still und hielt den Atem an . . .

Das schöne Spiel ist längst vergangen; das Wunder vermodert. Gott schlug dich und betrog dich damit. Nun bist du frierend, fiebernd und hohläugig wiedergekommen, nach Jahr und Tag, weil du noch immer nicht glauben wolltest, daß alles vorüber ist. Du bist ein Landstreicher geworden, der vor dem Leben auf der Flucht ist und vor dem Tod. Das ist alles. Das ist die Bilanz. Sie ist unendlich einfach . . .

Nimm einen Zettel und schreibe sie darauf, diese Geschichte, diese letzte Habe deines Herzens, die nichts mehr wert ist. Wenn du damit fertig bist, ziehst du den Heidekrautbuschen aus dem Knopfloch und faltest das Papier darüber zusammen . . . Schreib dazu: Dieser Zweig ist dort gepflückt, wo ich damals mit ihr unter dem linden Herbsthimmel lag. Sie hielt die Hände unter dem Haupte und träumte in die sanfte Bläne hinauf. Sie hatte lichtes, goldenes Haar und war sonnengebräunt, schlank, jung und schön. Da nannte ich sie die Heidebraut, und sie lächelte. Ich aber brach mir einen Zweig vom Heidebuschen und steckte ihn zwischen die Zähne, um gut zu schweigen. Als sie das sah, lachte sie, nahm mir das Reis vom Munde und steckte es auf meinen grünen Hut. ‚Nun bist Du der Heidejäger', sagte sie und sah mich freundlich mit

großen, frohen, blauen Augen an. Ich wagte es nicht, sie zu küssen ...

Gut, schreib die Geschichte auf, grab in der Düne ein Bett und leg die Fabel hinein. Wenn du den Sand wieder darübergedeckt hast, kannst du eine Handvoll Steine zusammenlesen und deinem Testament ein Denkmal daraus bauen. Wenn sie es finden, werden sie sagen: Dieser Mann ist ein gutmütiger, armer Narr gewesen. Ein Träumer und Landstreicher, der hier ins Meer sprang und versank und eine rührselige Geschichte aufgeschrieben hat, an der nicht einmal etwas Besonderes daran ist ...« —

»Hihi! ...«

Das grelle Lachen ist häßlich wie das krächzende Höhnen einer Möwe.

»... Damals! Damals war hier der Anfang der Welt! Jetzt ist es ein Ende geworden, vielleicht ein wenig unrühmlich und brutal. Was liegt schon an dem, ob es im guten oder im schlechten Gewand daherkommt, dieses Ende einer Kreatur?

Dort hineinspringen!? — Jawohl! Die Sturzseen machen kurzen Prozeß. Sie sind kalt wie Eis und schwer wie Eisen. Sie machen es kurz ...

Was willst du noch? Wohin willst du noch? Du bist doch am Ziel, wenn ich mich nicht irre. Wage doch den Sprung und laß die Arme dabei einfach fallen. Es ist schnell vorüber und du hast allem ein Schnippchen geschlagen, bevor du ganz verrückt geworden bist und von fremden Leuten ausgelacht wirst. Hier ist der Abgrund, wirf dich hinein! Es ist alles wie damals, als du das Leben noch für ein Wunder hieltest.

Hihihihi! ...

... Damals! ... Damals stand plötzlich dieses schlanke Mädchen vor dir auf dem Strand, heiß und blank und rank und prächtig den wirbelnden Wassern entstiegen. Das war das Wunder. Das war der Anfang der Welt. Jetzt kommt das Ende; begreifst du das noch nicht? ... Dein Herz ist Asche

und deiner Seele sind die Wurzeln zerschnitten. Du bist geschlagen. Ein Wrack. Wohin, warum willst du noch fahren? Du läßt nur einen steinkalten Grabhügel hinter dir. Wie fern ist er! Wie lange sind die Wege, die dich von ihm trennen! Und Grün und Kranz darauf sind längst verdorrt . . .«

Der Mann schrickt zusammen.

Niemand rief. Auch schwoll das Meer nicht plötzlich höher, um ihn anzufallen.

Aber er sah auf einmal einen kleinen Jungen schlafen und hörte den Atem eines Kindes klar und ruhig gehen . . .

Da nimmt er sich an den Zügel und führt sich mit geheimer Zurede weiter. Ein Mensch, der weiß, wie schlecht es um ihn steht und seine Seele an der Hand geleitet wie einen Blinden. Ihr mögt seiner lachen, ihr, die ihr es nun alle wißt. Aber dennoch ist es nicht leicht, auf diese Weise langsam voranzuwanken und nicht zu heulen . . .

Dieser hier heult nicht. Dieser hier muß sich nur die Finger in den Bauch krallen, während er weitergeht und sich gut zuredet. Vielleicht sei es anderswo in der Welt so, daß einer ohne Glauben und Leidenschaft darin zurechtkomme, sagt er inwendig. Das möge dann der letzte Versuch sein . . .

Ja, ein kleiner Kerl, der jetzt weit von hier ahnungslos träumt und schlummert, hat diesem Manne auf der Flucht vor dem Leben den Weg verlegt. — Der Mann fühlt keine Freude darüber und feilscht mit dem Kleinen. Das große Wasser solle zwischen allem liegen, was ihm, dem Manne, in diesem Lande einmal lieb war, fordert er. Dies müsse die letzte und unumstößliche Bedingung sein. Darüber ließe sich nicht handeln, nein. Er wolle nun den Strand entlangziehen und irgendwo ein Schiff finden, das in fremde See geht. Dann werde er an Bord springen und nicht mehr zurückkehren. Wenn sie ihn zu fassen bekämen und heimweisen wollten, oh, die Reling würde ihn dann nicht halten, droht er dem Knaben. Der letzte Versuch. Fertig. Kein Wort weiter darüber.

»In der Heimat haben sie mich schon begraben«, sagt der Mann zu dem Kinde, »und Gestorbene dürfen nicht wiederkommen, mein Sohn! ...«

Ach, er ist hohl und leer, dieser Mann, und es brennt nichts mehr in ihm. Bittere Schlacke. Das ist alles ... Ein Boot liegt da. Ein schwarzes, derbes Boot liegt auf dem dunklen Strande. Da liegen schwarze, derbe Boote mit spitzen Masten auf dem dunklen Strande und sind finsterer als diese Nacht. Weiß Gott, wer sie hier an Land gezogen hat. Aber es ist gut, daß sie daliegen; denn sie verraten, daß die Menschheit noch lebt und nicht ausgestorben ist. Und das ist gut für einen einsamen, fiebrigen Mann, gut, sehr gut. Jawohl.

Ein Pfad düstert durch die Düne herab und hinan. Der Mann schwankt diesen Pfad hinauf. Dort fahlt ein niederes, weißes Haus darüber, da drüben, gar nicht weit. Der Giebel blickt bleich und abwesend durch Föhrenwipfel. Es ist still; hier ist es auf einmal lauernd still. Der Meeresdonner blieb dünn und fern in der Düne hängen, hat sich an diesem Wall verfangen. Eine offene Hütte steht da, ohne Tür und Wand. Vielleicht läßt sich ein Bündel Stroh oder eine Schütte Heu darin finden und forttragen, stehlen. Jawohl, dieser Mann hat sich vorgenommen, ein Bündel Stroh oder Heu oder eine alte Decke zu stehlen und darauf schlafen zu gehen. Aber da klirrt eine Kette böse in das Schweigen. Ein Hund knurrt. Jetzt gibt er wütend Laut. Der Mann schrickt zusammen und lauscht einen Augenblick. Dann kehrt er um und geht dorthin, woher er kam.

Auf der Düne bleibt er stehen. Das grimmige Rauschen des Wassers erstickt das wütende Gekläff hinter ihm. Gott sei Dank. Der Mann gräbt seine Manteltaschen um. Nicht einmal mehr ein Apfel ist darin. Nur ein Zigarettenstummel. Das ist gewiß eine schmale Kost. Vor ein paar Tagen ward einer vom Wege aufgelesen, den der Hunger in den Straßengraben warf. Die Gaffer waren wohl zur Stelle, als er mit

gekrümmtem Leibe dalag. Hier wäre ein besserer Ort zum Umfallen. Der Mond allein könnte zusehen, und der gestirnte Himmel würde auch zu schweigen wissen. Wer weiß, wann es mit diesem hier so weit ist. Er hat die aufgerissenen Augen der Leute, die eines Tages vom Wege gelesen werden.

Jetzt steht er auf der Düne, kaut auf einem kalten Zigarettenstummel und ärgert sich, daß er einmal einen Leuchtturm mit Äpfeln bewarf. Aber das heißt die Rechnung ohne den Magen machen. Dieser Magen will nichts mehr von einem Apfel hören, nein, weder vom größten noch vom kleinsten und grünsten. Dieser Magen knickt den ganzen Mann einfach zusammen, reißt ihn zu Boden und schreit: Brot! Der Mann sagt zu ihm, er wolle noch einmal zu jenem Hause zurückgehen und jemanden um ein Stück Brot wachmachen; nein, er wolle einfach ein Fenster an jenem Hause aufbrechen und sich nehmen, was er fände. Dieser Magen jedoch ist eine Bestie, die ihren Herrn umwarf und nicht mehr aus den Krallen läßt. Da rupft der Mann sich hastig einen Armvoll morschen Grases und schleppt sich damit zu einem schwarzen Boote, das auf der Seite liegt wie ein gefallenes Pferd. Unter dem Steven dieses alten Kahnes steckt ein mürber Sack und ein Fetzen Segeltuch ...

Nun schläft ein frierender Mann im Bauche jenes Kutters. Vielleicht schläft er sich den Tod in den Leib. Es ist gleich. Er fiel einfach um und hatte keine andere Wahl. Der Himmel deckt sein Galazelt darüber. Die Gestirne zittern unaufhörlich in der dunkeln, eisherben Luft, bis über dem donnernden Meere finstere, rauchende Wolken auffahren.

Es darf nicht mehr länger verhehlt werden, daß der Mann, der da erschöpft in diesem groben Boote liegt, Jakob heißt. Denn schließlich ist es Brauch, sich um den Namen Sorge zu machen, wenn etwa heutzutage irgendwo ein Fremder aufgefunden wird, der das Atmen aus diesem oder jenem Grunde eingestellt hat ...

*

Von den finsteren Wolken fiel der Tau, und es wurde weißer Reif daraus. Nun klebt er auf Holz und Sand und allem, was sonst hier unter blankem Himmel liegt. Die Dünengräser hat er in mehligen Strähnen zu Boden gezwungen.

Da kommen schweigsame Männer in hohen Stiefeln jenen Pfad herab, werfen die schweren Netze von den Schultern in den Sand und hauchen sich die blauen Fäuste wieder warm. Weiber in groben Röcken und dicken Jacken schleppen Fangkörbe, Blechkannen und Beutel heran. Die langbeinigen Kerle stemmen sich wider die teerschwarzen Kutter, schieben runde Holzprügel darunter und rollen die klobigen Fahrzeuge durch den klatschenden Gischt in See.

Ein Mensch wird im Bauche eines Bootes gefunden und geweckt. Niemand fragt, ob er wohl geruht habe oder nicht; niemand verwundert sich darüber, daß er lebt und nicht tot ist, und der gute Morgen wird ihm auch nicht entboten. Ein »Heda!« und Schluß. Er erschrak ganz offenbar, als er erwachte und ihre mißtrauischen Gesichter über sich sah, raffte sein Bett zusammen und stieg holzbeinig aus. Nun packt er ungeheißen mit an. Da ihn jedoch keiner rief, gilt er als ungerufen. Gleichgültig, ja ganz und gar unlustig lassen sie ihn gewähren. Denn die Netze sind schwer, und der Fremde ist zweifellos ein Schwächling. Die Männer tauschen seinetwegen diesen und jenen verächtlichen Blick miteinander aus, und die Frauenzimmer verstehen es, ein wenig weiter von ihm wegzubleiben als von den anderen Mannsbildern.

Über den Wassern draußen hängen graugelbe Schwaden, in denen ein metallischer Schein verborgen ist, wie weißes, gefangenes Feuer. Die Männer in den schwarzen Booten setzen die Segel und entfahren in den Brodem hinein, der rasch hinter ihnen vernarbt. Noch ein paar Kommandorufe schallen geisterhaft von den Unsichtbaren ans Land zurück, dann ist hier auch für Aug und Ohr nichts mehr zu tun. Die Weiber nehmen

die gekreuzten Hände vom Leib und gehen. Es gab weder Tücherschwenken noch Abschiedsumarmung für sie. Wortlos, wie sie kamen, machen sie sich wieder von dannen. Eine nach der andern.

Der fremde Mann in dem verwitterten Mantel mit den Kronenknöpfen bleibt allein am Strande zurück. Er kämmt sich mit den Fingern die Gräser vom Nachtlager aus dem wirren Haar, er wäscht sich in der Brandung den Schlaf aus den Augen, er reibt sich die erstarrten Hände warm, er rüttelt sich, schüttelt sich und stapft dann steif und unschlüssig den Pfad zwischen den Dünen hinauf.

Hinter verkrüppelten Föhren wachsen ein paar niedere, weiße Häuser mit verwetterten Strohdächern am Wege. Der Rauch aus ihren Kaminen flackert trübe und beizend in der schweren Luft, in der das Licht eines neuen Tages noch immer um seinen Sieg ringt. Sie werden vielleicht Brot in den Herden backen, denkt der Mann. »Es wird gewiß gut schmecken, das Brot, das sie hier backen«, sagt er, beschleunigt seine Schritte und blickt nicht rechts und nicht links. »Sie wissen sicher nicht, daß du Hunger hast; du müßtest hineingehen, anklopfen: ein Stück Brot, bitte, liebe Frau. Ich habe lange kein Stück Brot mehr gegessen . . .« Ein Hund springt vor einer Tür an der Kette hin und her und wütet gierig gegen den Fremden an . . .

Dort kommt ein junges Weib daher. Sie ist von hoher Gestalt und trägt zwei volle Wasserkübel am Joch, ohne den Nacken zu beugen. Der Mann beschließt, sie um ein Stück Brot zu bitten. Nun ist sie schon ganz nahe. Sie wird dich sicher fragen, ob du Hunger hast, denkt er. Sie wird gewiß sehen, daß du ein graues, eingefallenes Gesicht hast und wird fragen . . . Aber sie fragt nicht. — Sie geht vorüber, schweigend und so stolz, wie eine hochgewachsene Frau nur immer an einem zerlumpten, gebeugten Burschen vorüberzugehen vermag. Dieser Mensch hier aber bleibt stehen und dreht sich nach ihr um. Wer ihn hätte näher betrachten können, der wäre wohl auf den Gedanken gekommen, daß er ihr nun ein Schimpfwort

nachrufen wolle. Ein Schimpfwort? Hinter einem hoheitsvollen Weibe läßt sich nicht leicht ein übles Wort finden ... Der Fremde sieht, wie sich ihre gebräunten Beine beim Schreiten kraftvoll und geschmeidig straffen. Sie hat einen rotblonden Haarknoten, prächtiges Haar, und sie scheint das zu wissen. Zweifellos trägt sie dieserhalb das Haupt so hoffärtig. Hoho, eine Herzogin in plumpen Holzgaloschen und einem härenen roten Rock, seht nur!

Dort geht sie auf das Haus zu, vor dessen Tür noch immer jener tolle Hund tobt. Nun stellt sie ihre Last im Sande ab und spricht dem Tiere begütigend zu. Es läßt sich nicht beschwichtigen. Sie wendet sich um, erblickt den unholden Gesellen am Wege, der dasteht und sie wie eine feile Stute mustert. Da reckt sie sich auf. Oh, sie gibt keinen schlechten Blick zurück! Der dreiste Gaffer im Bettelmantel zuckt zusammen und bekommt mit einem Male eilfertige Füße. Der Hund verbellt ihn noch lange wild und wütend.

Auf der Heide draußen finden sich ein paar Feldhütten aus vermooften Planken. Unter einem solchen Dache wirft der Fremde den Mantel ab und legt sich darauf. Torfdunst duftet aus schwarzen Gruben, und die Nachtkälte dampft vor dem matten Frühsonnenlicht in dünnen Schleiern davon. Das Laub an den Birken beginnt leise zu rascheln und zu tänzeln, und der Reif auf Wasen und Kraut zerrinnt wieder zu Tau. Ringsum knistert und flimmert und färbt sich der neue Tag. Ein Vogel zwirkt und bestätigt, daß keine Schlafenszeit mehr ist.

Jener Mann liegt mit verkniffenen Augen da, kaut an einer Heidefaser und späht zu dem Dorf mit den sieben Häusern hinüber. Er sieht den Himmel über den Giebeln allmählich klarer und blauer werden, er sieht den Rauch aus den Kaminen langsam höher steigen und denkt in einem fort an das Brot in fremden Herden. Sieben Häuser, sieben Herde, sollte dort nicht Brot für einen einzigen hungrigen Magen übrig sein? —

Der Mann befiehlt sich aufzustehen, hinüberzugehen und die erste beste Tür aufzumachen und zu sagen: »Ich brauche Brot, gebt her!« Es werden wohl nur Weiber im Dorfe sein, denkt er, sie werden es nicht wagen, dich hinauszuweisen.

Aber er erhebt sich dennoch nicht. Er belauert eine Weile Dorf und Pfad und schwört sich einen wilden Eid, daß er aufspringen und zu essen fordern werde, sobald ein Mensch des Weges käme. Es kommt kein Mensch des Weges. Der Mann knirscht mit den Zähnen, weil kein Mensch des Weges kommt, und er beschließt, hinüberzuschreien, daß er hier säße und zu essen haben wolle. Ob sie das nicht begriffen hätten? Ob sie vielleicht meinten, daß er vorhin umsonst mit Hand angelegt habe? »He, ihr dort drüben, so macht wenigstens einmal ein Fenster auf, damit ihr seht und hört, daß ich hier liege, daß ich euch belagere, daß ich darauf und daran bin, euch die Türen einzuschlagen und mir einfach zu nehmen, was ich brauche ... Was ich brauche? Brot will ich haben, ihr Teufelsvolk! —«

Der Mann beißt sich in die Finger. Alles ist sinnlos, was er tut. Er weiß es nur zu gut. Er lacht seiner, spottet seiner, schilt sich einen Tropf, einen Bettelmann und vieles mehr. Er redet sich zu: Geh hinüber und bitte um eine Gabe. Mach ein demütiges Gesicht, halte den Hut auf und sieh beiseite, wenn dir jemand eine Schnitte Brot hineinwirft.

Er legt sich die Faust um die Kehle. Aber niemand kann sich auf diese Weise selbst umbringen, und der Hunger läßt sich so auch nicht erwürgen. Er erklärt laut und jähzornig, nein, er wolle nicht betteln. Er wolle eher verrecken, eher ein Dieb und weiß Gott was sonst werden. Da er dies gesprochen hat, lacht er wiederum; es ist kein schönes Gelächter, gewiß nicht, aber es scheint ihn dennoch zu belustigen. Er sagt: »Sie werden deinem Sohne erzählen, welch schlimmen Vater er hatte ... Sie sollen in Dreiteufelsnamen schwätzen, was sie wollen. Der Peter wird ihnen auf die Mäuler schlagen ...«

Den Peter hätte er aus dem Spiel lassen sollen. Denn der

Peter war es, der ihn ein gutes Dutzend mal beschwor und verfluchte, als er, der Jakob, ihm Lebewohl sagen kam ...

Plötzlich fallen dem Nichtstuer unter der Torfhütte vor Schreck fast die Augen aus dem Kopfe, er springt auf: Dort kommt wahrhaftig das junge Weib im roten Rock gegangen und bringt sich einen alten, weißbärtigen Mann mit. Nun werden sie zweifellos Rechenschaft für sein dreistes Verhalten von vorhin fordern. Er wird es nicht bestreiten können, daß er die junge Frau wie eine feile Stute mit den Blicken maß ... Wahrhaftig, sie suchen ihn auf. Es sind hier viele Hütten errichtet, aber jene beiden gehen geradewegs auf diese zu, wo er, der Landstreicher, sich eingenistet hat. Da sind sie.

»Ein bißchen ausgeruht?« fragt der Alte, nimmt dabei nicht einmal die schwere Hängepfeife aus dem Mund.

Das junge Weib gibt keinen Anteil an der Frage zu erkennen, streicht sich eine Strähne aus der Stirn und knöpft ihre grobe Jacke über dem Busen zu. Die abweisende Art, wie sie über ihn hinwegschaut, bringt den Fremden um jede Antwort. Es ist gut, daß der Alte sogleich redselig erklärt, es werde gewiß bald steifer Frost fallen, und dann sei hier draußen nichts mehr anzufangen. Jaja, man müsse die guten Tage noch ein wenig nützen, und niemand könne wissen, wie lang der Winter dauern werde.

»Hierzulande ist der Winter hart, junger Freund«, sagt er. Er holt Sichel und Spaten aus der Bude, und dann steigen sie in den Bruch und stechen breite schwarze Tafeln aus dem Erdreich, der Alte und das junge Weib im roten Rock. Sie knöpft nach einer kurzen Weile die dicke Jacke wieder auf, zieht sie aus und macht sich erneut an die Arbeit. Sie trägt ein graues Leinenhemd; die kurzen Ärmel zeigen die geschmeidige Kraft ihrer blanken Arme. Ihr Nacken ist schlank und kupfern, ihr Busen voll und fest. Wenn sie sich aufrichtet, strafft sich das grobe Linnen darüber.

Der fremde Mann steht reglos dort oben und stiehlt.

Jawohl, er stiehlt das Bild dieses Weibes mit Diebesaugen. Sobald sie den Kopf mit dem glänzenden Haar ein wenig hebt, senkt er die Lider, macht sich arglos und blinzelt zu dem Alten hin. Der nickt ein paarmal herauf. Ja, ja.

»Mit dem Zuschauen wird Euch wenig geholfen sein«, sagt auf einmal der Fremde, »ich versäume wirklich nichts . . . »Dies ist ein großer Trumph, den er hier ausgespielt hat. Die beiden da unten halten vor Erstaunen im Schaffen ein. Der fremde Mensch lacht, oh, er habe jetzt eine Weile gut aufgepaßt, und er getraue sich nun schon, ein wenig mitzuhalten, wenn es ihnen recht sei. Er lüftet seinen Mantel von der Erde, legt ihn wieder hin und steigt in die Grube. Er hat plötzlich recht viel Glut im Gesicht, dieser hohläugige Kerl. Er fragt den Alten, ob er noch einen Spaten zur Hand habe. Der reicht ihm sein eigenes Werkzeug hin und meint schmunzelnd, er wolle gerne zurückstehen. Nein, nein, er habe nichts dawider, wenn ein anderer für ihn den Buckel rund mache. Ihm sei der Rücken mit den Jahren eh schon ein bißchen krumm geworden. »Jajaja, junger Freund, nur zu, nur zu . . .« Während der junge Mensch mit Leib und Seele daraufloszustechen beginnt, zündet sich der Alte die erloschene Pfeife wieder an, pafft behaglich vor sich hin und strahlt in freundlichen Lobesworten über des Fremden Geschicklichkeit eitel Wohlgefallen aus. Dann geht er in die Bude und rumort dort ein wenig herum. Bald darauf wandert er zu einem anderen Bruche hinüber.

Schweigsam werkt der Fremde neben dem Weibe im roten Rock. Keine Frage, keine Antwort. Nur die Spaten reden. Die Augen des Fremden umkreisen insgeheim die junge Frau. Es sind Habichtsaugen. Es sind Vagabundenaugen von besonderer Sorte: keck und verträumt, wild und besänftigt zugleich. Das Weib aber scheint ihrer nicht zu achten und hält ihnen nicht still. Sie stemmt sich in den Stich, biegt sich und steht breit auf ihren geschmeidigen braunen Beinen. Sie sollte eigentlich nicht solch plumpe Galoschen an ihren Füßen und keinen

so ungeschlachten Rock um ihre Hüften tragen, denkt er. Die Galoschen sind Klötze, elende Klötze an diesen schlanken Beinen, und der Rock ist ein Ungeheuer ...

Plötzlich dreht sie sich um und fängt ihm Blick und Gedanken vom Gesicht. Sie zieht die geraden Augenbrauen scharf zusammen, dunkle Röte flammt über ihre Wangen, glüht ihr bis unter das Haar hinauf. Der Fremde vermag vor Überraschung nicht einmal mehr den Spaten weiter zu führen und lehnt ihn an den Grubenrand. Vielleicht auch erwartet er nun von ihr den Befehl, sich aus dem Staube zu machen. Das junge Weib aber wirft nur mit einer jähen Bewegung das Haupt in den Nacken und geht in die Bude hinauf. Der Fremde grübelt hinter ihr drein, möchte davonlaufen und bleibt dennoch untätig am Platze.

Derweilen aber kommt sie wieder daher. Sie hat ein weißes Tuch um den Kopf geschlungen und bringt einen Schubkarren mit. Ohne Verweilen belädt sie ihn bis obenauf und schiebt die Last über den Bretterstieg unter das Trockendach droben. Sie stampft und strafft sich zwischen den Holmen wie ein junges Pferd, sie ist wunderbar biegsam bei dieser Anspannung. Der fremde Mensch verfällt bei ihrem Anblick einer Art von andächtiger Respektlosigkeit. Als sie wiederkehrt, steht er da und macht nicht mehr den mindesten Hehl daraus, daß sie ihm aus diesem oder jenem Grunde eine Augenweide ist. Er hilft ihr beim Laden der neuen Fuhre. Kein Wort zwischen ihm und ihr. Aber es läßt sich nicht vermeiden, daß ihre Hände einander bei dieser Arbeit sehr nahe kommen. Sie weicht einer zufälligen Berührung deutlich aus. Er aber scheint es darauf geradezu abzustellen ...

Als der Karrenkasten hochauf gefüllt ist, ergreift er selbst die Stangen. Da sieht sie ihn fragend an. Er nickt; ihr aber schießt darob die Röte abermals bis unter den Scheitel. Während er oben ist, löst sie das Kopftuch und ordnet sich mit merkwürdiger Hast das Haar über Stirn und Nacken, obwohl es keineswegs verwirrt wurde. Dort erscheint er schon wieder. Er

stellt den Karren hin und schaut sie einfach an. Auf einmal macht sie den Mund auf und sagt, oh, er möge diese Arbeit ruhig ihr überlassen, wenn es ihn zu sehr anstrenge ...

»Wie?« stammelt er erschrocken. »Ach nein, es strengt mich keineswegs an, nicht im mindesten.« — Er ist vollkommen aus der Fassung, er sucht nach Worten und nach einem Ausweg für seine dreisten, ertappten Augen und sieht dabei auf ihre gebräunte Hand. Aber sie macht damit eine Bewegung, und die Hand ist fort. Er verliert auch diesen Halt, und so stürzt sein Blick gleichsam wie ein umgestoßenes Licht zu Boden und erlischt. Ja, es erlischt. Es ist kein Bild mehr darin. Nur siedende Glut; Scham.

Er hört sie sprechen. Eine tiefe Stimme mit weichem Klang. Eine Cellostimme, denkt er. Er denkt an dunkeln Sammet, an altes Gold. Ihm ist, als säße er mit angehaltenem Atem in einem Versteck und würde ganz aus der Nähe beim Namen gerufen. Er horcht einen Augenblick angestrengt in das eigene Gehirn, um zu entwirren, was sie sagte. Sie meinte, er habe diese Nacht doch gewiß kaum Schlaf finden können. Von Anstrengung und Ausruhen war die Rede ...

Er zwingt sich, zu lächeln. Das junge Weib fragt, wo er hinwolle, und ob sie ihn nicht hier unnütz aufgehalten hätten? Er schüttelt den Kopf, nein, nein, er versäume nichts. Er krempelt sich die Ärmel seiner verwaschenen braunen Bluse hoch, wischt sich über die Stirn. Er komme gewiß noch früh genug hinüber, fügt er hinzu und weist mit dem Daumen über die Schulter in die Richtung der See. — Er mag vielleicht allzu flau und träge gemurmelt haben. Die Frau schweigt; verstand sie ihn nicht? Er wiederholt die Geste. Ja, sagt er. Aber die Frau schweigt dennoch. — Schließlich macht sie sich wieder ans Aufladen, und er schiebt und keucht wie vorhin. Damit ist alles wieder beim alten, was die Einsilbigkeit betrifft.

Allmählich tritt ihm der Schweiß auf die Stirn; er beginnt merklich zu zittern, wenn er die Fuhre bergan steuert. Sie

mag das wohl bemerkt haben und schlägt vor, sie sollten einander in der Karre ablösen. Es mache ihr nichts aus. Nein, gewiß nicht. Sie sei an diese Arbeit gewöhnt. Aber er wehrt ab. Nein, o nein! Das könne er nicht zulassen. Es sei nur ein wenig warm geworden. »Die Sonne ist durchgekommen, sehen Sie? Es ist ja ganz gut, daß sie scheint . . .« Und er müht sich weiterhin mit aller Verbissenheit, ein starker Mann zu bleiben, der vor einem Schubkarren nicht in die Knie geht.

Sooft er in der Bude oben ankommt, macht er kurze Rast; und jedesmal beschließt er dann, die Frau um ein Stück Brot zu bitten. Wenn er aber wieder neben ihr steht, bringt er das Wort nicht über die Lippen. Vielleicht wird sie ihn nun sowieso bald fragen, ob er etwa Appetit auf dies oder jenes habe. Dann läßt sich gewiß mit Anstand ja sagen. — Sie nimmt das Gespräch wieder auf.

»Sie haben diese Nacht im Kutter geschlafen?« fragt sie.

»Ja.« Er lacht, dies sei noch lange nicht das schlechteste Bett gewesen, das er kenne.

Aber sie wirft ein, daß es doch bereits in den Nächten sehr kalt sei. »Wenn unser Frost Sie überrascht, könnte es Ihnen sehr schlecht ergehen . . . Aber es liegt Ihnen wohl nichts daran?«

Er starrt sie verblüfft an und weiß sich keine rechte Antwort auf diese Frage. So erkundigt er sich danach, ob es von hier aus noch sehr weit bis zum großen Hafen sei. Sie verneint. Dann ist für diesmal wieder genug gesprochen.

Er schiebt Last um Last aus der Grube, sie lädt, er fährt. Das junge Weib sieht ihm jetzt ohne Scheu nach und erwartet ihn festen Blickes, wenn er zurückkommt. Das bringt ihn nun seinerseits in eine hilflose Erregung. Er zaudert, ob er seinem Zorn oder seiner Freude darüber die Oberhand lassen soll. Schließlich streitet beides in ihm mit mächtigem Ungestüm.

»Sie haben prächtiges Haar, wissen Sie«, sagt er auf einmal unvermittelt zu ihr.

Sie erwidert ohne Zögern, ja, das wisse sie wohl, und bückt sich nach einer verrosteten Harke, die gewiß schon lange in dieser Grube liegt und bis zu diesem Augenblick niemanden störte. Nun stellt sie dieses Werkzeug beiseite. Man könnte es schließlich am Boden übersehen und darauftreten. Immerhin, seine Zacken sind spitz wie Lanzen . . .

Der Fremde meint das Weib kichern zu hören. Er hätte nicht übel Lust, sie geradeheraus danach zu fragen, ob sie kichere . . . Soeben kommt der Alte wieder. Er findet die beiden mit ordentlich erhitzten Gesichtern, und dem Fremden perlt sogar der Schweiß auf der Stirn. Da lobt der Alte ihren Fleiß und meint, sie hätten ja ganz gewaltig angepackt. Er spaßt: Ja, das Umherwandern im lieben Vaterland sei natürlich ein angenehmeres Geschäft, hä? Er lacht. Aber der junge Mensch verfärbt sich gallengrün und zeigt plötzlich ein scharfes Gebiß. Der Alte erkennt sogleich, daß sein Wort diesmal auf den falschen Boden fiel und klopft dem anderen recht wohlwollend auf die Schulter.

»Du bist ja noch ein junger Kerl«, sagt er, »Du darfst Dir wohl die Welt noch genauer ansehen.«

Dem Fremden wird der Mund ganz schief, als er zur Antwort gibt, er habe gar keine Neugier, und seinethalben könne sich die Welt drehen, wie sie wolle. Der Alte macht darob ein mißmutiges Gesicht und erwidert, das sei allerdings für einen jungen Burschen eine merkwürdige Rede. Der Fremde gibt grob zurück, es sei nicht seine Schuld, daß junge Männer heutzutage keine bessere Rede mehr fänden. Da legt sich die Frau ins Mittel.

»Er will 'rüber, Vater«, sagt sie und weist mit dem Daumen über die Schulter in Richtung nach der See.

Der Alte darauf: »Sososososososo, junger Freund.«

Der Junge trotzig: »Jawohl, alter Mann!«

»Warum willst Du hinüber, junger Freund?«

»Neugier, pure Neugier, alter Mann, hahahaha . . .!«

Der Alte schüttelt nur den Kopf dazu. Der Fremde krempelt sich die Ärmel herab und sagt, er wolle sich nun wieder weitermachen. Die junge Frau bemerkt, dies sei nicht der Weg. — »Welcher Weg?« — »Sie wollten doch in die Hafenstadt?« — »Ja.« — »Dann müssen Sie hinter der Düne längs gehen.«

Der Alte bestätigt, ja, dann müsse er den Dünenpfad längs gehen. Er könne ja nun mit ihnen nach dem Dorfe kommen, der junge Freund, und noch einen Imbiß nehmen, die Arbeit habe doch sicher Hunger gemacht. »Jawohl, eine jede Arbeit ist ihr Brot wert. Du wirst Hunger bekommen haben, wenn ich mich nicht ganz täusche, junger Freund.«

Der fremde Mann spricht kein Ja und kein Nein.

»Denn so wollen wir gehen«, meint der Alte, »und Du bist also unser Gast.«

Dann schreiten sie nebeneinander dem Dorfe zu, der Fremde, das junge Weib und der Alte zwischen beiden. Sie hat das Kopftuch abgenommen, trägt ihre grobe Jacke überm Arm und einen Korb mit Torf in der Hand. Einen kleinen Korb. Weil er gerade leer in der Bude stand, füllte sie ihn und nahm ihn mit. Unterwegs macht sich der Fremde an ihre Seite und sagt, er wolle ihr gerne diesen Korb abnehmen. Aber sie wehrt lächelnd ab, ach nein, er sei wahrhaftig nicht schwer, der Korb; nein, nein und danke schön. Trotzdem er den Korb nicht zu tragen bekommt, bleibt der Fremde neben der jungen Frau.

So gelangen sie schweigend ans Haus; an ein durchaus bekanntes Haus, läßt sich wohl meinen. Dort spielen zwei Kinder mit gelben Flachsköpfen vor der Tür und lassen es sich steif und scheu gefallen, daß ihnen der struppige fremde Mann die Schöpfe streichelt. Hier stand sie heute morgen, denkt der Fremde, und warf das Haupt zurück, als sie dich herüberspähen sah. Nun ruft sie: »Kommen Sie doch herein, bitte.« Wie ist dies nur zugegangen? — Der Hund an der Kette schweifwedelt. Gab er sich nicht vor ein paar Stunden noch wild und

haßerfüllt? ... Ja, hier läßt sich wohl von einem bemerkenswerten Triumph sprechen, unbestreitbar.

»Komm nur in die Stube, junger Freund«, ermuntert ihn der Alte. Das junge Weib streift die Pantinen von den Füßen und geht barfüßig hinein. Der Fremde putzt sich mit den Händen den verworrenen Scheitel glatt, so gut es geht, und folgt dem alten Manne durch den dunklen Hausflur, der mit dem herben Geruch von Teer und Torf, gleichsam dem Urgeruch von Meerfahrten und Heidepfaden, erfüllt ist. In einem niederen Zimmer sitzt eine greise Frau am Fenster und hat einen kleinen Buben auf dem Schoß.

»Mutter«, sagt der Alte, »der junge Freund half uns draußen, und ich habe gar nichts dagegen gehabt, hehehe ...«

Die Matrone richtet blaue, ruhige Augen, die den Argwohn nicht zu kennen scheinen, auf den fremden Mann. Da verneigt der sich vor ihr. Er wuschelt dem Kleinen durch die seidigen Löckchen, hält ihm seine mageren Hände zum Spiele hin, und das Kind patscht lustig hinein. Seht nur, wie sie einander anlachen, der kleine und der große Mensch, wie altvertraut sie sich begegnen!

»Er will 'rüber, Mutter«, bemerkt der Alte und weist mit dem Daumen über die Schulter nach See. Seine Stimme hat den Klang der Leute, die wissen, daß in ihren Worten ein Geheimnis mitredet. Er sieht sich in der Stube um, als wollte er sich vergewissern, daß kein Unberufener zuhört, senkt das Haupt und sagt: »Jaja, junger Freund, von mir ist auch einer drüben. Ist schon zehn Jahre fort.« Der Fremde hat sich das Kind auf den Arm geben lassen und spielt und scherzt mit ihm. Der Alte schweigt eine Weile, ist vielleicht ein wenig enttäuscht, daß der Gast dem kleinen Burschen allein den Schwatz macht, geht ans Fenster und beginnt auf einmal gleichsam dort hinauszureden.

»Zehn Jahre«, sagt er, »ja, zehn Jahre. Nach dem Kriege ist er gegangen; hätte das Haus und das Boot haben sollen,

aber er ist fortgegangen.« Der Alte steht da, streicht sich über den kahlen Kopf und starrt vor sich hin. »Wir haben nichts mehr von ihm gehört«, murmelt er, »ja, ja . . .«

Plötzlich dreht er sich um, greift den Fremden mit einem merkwürdig lauernden Blick an und weist mit der Pfeife auf dessen braune Bluse. »Warum willst Du eigentlich 'rüber, wenn Du einer von denen bist?« — Den anderen überzuckt ein dunkelroter Blitz. Gut, daß die Stube nieder und dieses Fenster klein ist. Er schließt die Lider ganz eng und streichelt in einem fort dem blonden Buben auf seinem Arme das Köpfchen. Als er das gewahr wird, macht er die Lippen schmal, hört auf zu streicheln und schaut das Kind groß und fast erschrocken an. Der Alte bleibt hartnäckig bei der Sache und läßt den Jungen nichts als Bedenklichkeiten hören. Er wisse ja nicht, warum er, ein junger Kerl, aus dem Lande gehen wolle. Aber dort drüben sei er doch immer ein Fremder. »Der meine ist nun schon seit zehn Jahren fort. Wir haben nichts mehr von ihm gehört.« — Immer derselbe Refrain bei diesem Greis; und die Matrone sitzt da, faltet die Hände im Schoße und nickt dazu.

Man könnte meinen, diese beiden Alten hätten seit unendlich langer Zeit auf einen Menschen gewartet, der sich einen guten Rat und ein wenig Familiensorge von ihnen schenken läßt. Der Fremde hier aber macht ein Gesicht, als solle ihm ein Obolus gereicht werden, der keinen Münzwert mehr besitzt. Der alte Mann kann die verbissene Schweigsamkeit des Fremden nicht gerade als Ermunterung zu neuer Zurede auffassen. Trotzdem knüpft er an seinen eintönigen Kehrreim wieder an, und es erweist sich, daß dieser eigentlich nur das Siegel am Buche seiner Geheimnisse ist. »Fünf Söhne habe ich gehabt«, sagt er. Seine Stimme hat mit einem Male eine überraschende Härte, als ginge es um ein Kommando an Bord in aufkommendem Wetter, von dem etwas abhängt. »Ich kann schon lange nicht mehr fahren, und an Land bin ich auch nichts mehr nütze. Du hast mich einen alten Mann geheißen und

hast recht damit. An mir liegt gar nichts mehr. Aber Du und die anderen in Deinen Jahren, Ihr müßt Euch Luft machen, wenn sie Euch an der Gurgel haben. Oder hast Du etwas auf dem Kerbholz?«

Der Fremde fällt aus allen Wolken. »Wie?«

Der Alte winkt ab. »Ich wollte Dir dann nur eines sagen: Siehst Du, mein Ältester ist nach dem Kriege 'rübergegangen und nicht wiedergekommen! Wir haben nichts mehr von ihm gehört. Der Klaas liegt im Skagerrak, und der Hein ist im Kanal auf dem U-Boot abgeblieben, ganz am Schluß noch. Der Fritz war auch draußen. Er hat Haus und Boot genommen und die Mieke geheiratet. Drei Kinder; kennst sie ja. Nun ist er auch nicht mehr da. Ist zwei Jahre her. Sind alle Mann abgesoffen damals. Kannst ja mal auf den Friedhof dort drüben gehen und Dir angucken, was so ein Kutter einen dünnen Boden hat, wenn der Sturm ihn in den Fang nimmt. Jetzt sitzt die Mieke mit den drei Gören allein da, und der Jürg muß auf fremdem Kahn fahren. Du bist gerade so alt wie der Jürg, wenn ich mich nicht täusche. Wenn Du wirklich 'rüber willst ... Du mußt es ja schließlich wissen. Aber der meine ist nicht wiedergekommen, verstehst Du? So geht es ... Du hast da eine solche Bluse an, ich weiß schon, was das heißt. Drüben wirst Du sie nicht brauchen können, und wenn Du erst mal aus dem Land bist, oh, das Wiederkommen ist manchmal schwerer als das Fortgehen.«

Der Alte setzt sich hinter den Tisch auf die Wandbank, lehnt den Kopf zurück und sagt zur Decke hinauf: »Vor zehn Jahren, als meiner fort wollte, habe ich nicht viel anders mit ihm gesprochen als jetzt mit Dir. Aber Ihr jungen Leute meint ja immer, Ihr müßtet die Welt anders herumdrehen.« Er legt seine greisen Hände auf den Tisch, Hände, die sich nicht mehr ballen wollen; er senkt das Haupt, und es läßt sich sehen, daß die Falten auf seiner von Alter und Lebenslast zerfurchten Stirn hochgerafft sind. Er hat wieder den gebeugten Rücken

bekommen, einen krummen, dürren Altmännerrücken, uralt auf einmal und fast ein wenig heimtückisch. Die weißhaarige Frau ist unbemerkt hinausgegangen. Der junge Fremde sucht sich ebenfalls einen Sitz; dort hält er schweigend das Kind eines verschollenen Mannes auf den Knien. Der Alte spricht ihn abermals an; es klingt nun wie Geflüster aus einer Grotte:

»Du bist einer von den Hitlerleuten«, sagt er, »und Du willst jetzt aus dem Lande. Ich verstehe nicht mehr viel von den neuen Zeiten, nein; ich bin ein alter Mann, da hast Du recht. Aber der Jürg weiß ganz gut Bescheid und hat gesagt, daß es nur einen einzigen gibt, der den Deutschen noch helfen kann. Die Fischer hier sagen es alle, die jungen wenigstens. So, wie es jetzt ist, kann es ja auch nicht mehr lange gehen. Verliert heut einer das Boot, dann mag er wohl am besten zusehen, daß er mit absackt, dann ist Schluß mit ihm. Denn es bekommt ja keiner mehr so viel für den Fang, daß er sich ein neues bauen kann. Aber darum kümmert sich kein Mensch in diesem brüderlichen Staat, sagt der Jürg, wenn ein armer Teufel auf den Bettel kommt. In diesen Zeiten sollte keiner fortgehen, meine ich. Jetzt sollte jeder, der ein gerader Kerl ist, dazuhelfen, daß es endlich anders wird im Land. Bei schwerer See soll keiner von Bord machen, das ist kein Brauch, junger Freund!«

Der Fremde spottet: Dies sei ja gut geredet, wahrhaftig. Aber davon ließe sich nun leider auch kein Brot backen, und was ihn selbst beträfe, so wolle er nicht wie ein Hund auf der Straße verenden. Hier drüben schon gar nicht. Betteln? Nein ...

Plötzlich springt er auf, setzt den kleinen Buben hart auf die Bank neben dem alten Mann, ergreift den Mantel und will zur Tür hinaus. Im gleichen Augenblicke betritt das junge Weib die Stube und sagt, so, nun könne gegessen werden, es sei alles bereitet. Schlank und blankscheitelig steht sie vor dem Fremden; und als sie bemerkt, daß er marschfertig ist, legt sie gar ihre feste, braune Hand auf seinen Arm und meint,

er möge den Mantel doch an den Nagel hängen. Sie lächelt. Er verwundert sich, daß er ohne sein Zutun mit einem Male so nahe bei ihr ist. Ja, zum ersten Male steht er so nahe vor ihr, so unerhört nahe, daß es ihm den Atem benimmt.

Er bringt es nicht fertig, ihr einfach ins Gesicht zu schauen, so gern er ihr auch mit einem freundlichen Blick für ihr vertrauendes Begegnen danken möchte. Er fürchtet, daß sie nun seine Augen des Diebstahls bezichtigen könnte, wenn er sie ansieht. Er senkt den Kopf. Aber da schimmert der Ansatz ihrer Brüste weiß unter dem Ausschnitt ihres groben Leinenhemdes hervor ... Es bleibt ihm wohl nichts übrig, als das Haupt wieder zu heben und ihren Augen standzuhalten. Ihr kupferblondes Haar glänzt. Wie weich und üppig es ist! Wie kostbar und feurig! — Er könnte jede Strähne darin zählen. Ja, so nahe steht sie vor ihm. Er wird dunkelrot, weicht abermals ihrem klaren Blick aus, der um alle seine Unruhe zu wissen scheint, und sieht zur Erde. Sie ist nicht mehr barfüßig, hat weiche Lederschuhe angezogen. — Sagte sie etwas? Er nickt einfach. Er könnte jetzt überhaupt kein Wort sprechen. Nein. — Vielleicht ist die Stube doch ein wenig zu dunkel. Vor ihm verschwimmt alles, weicht alles in nebelhaften Dämmer. Aber sie, die junge Frau, steht so nahe vor ihm, daß er jede Strähne ihres Scheitels zählen könnte ...

Der kleine Junge klammert sich an ihrem roten Rocke fest. Sie nimmt ihn auf den Arm und geht wieder hinaus. Seht! Dieses Kind darf gar seine Fäustchen in ihre vollen Flechten krallen. — Der Fremde setzt sich auf einen Stuhl, der gerade neben der Tür steht, legt den Mantel über die Knie und stützt den Kopf in die Hände. Der alte Mann birgt umständlich seine Pfeife in der Joppentasche, räuspert sich und sagt: »Du kannst gern ein paar Tage bei uns bleiben, junger Freund. Du mußt nicht denken, daß ich Dir einen Gefallen tun will. Nein, nein. Wir haben noch Torf einzufahren. Der Jürg bleibt ein paar Tage draußen, und bis er wiederkommt, kann

gar schon Schnee liegen.« Der junge Mensch schweigt sich aus. Der Alte wirft eine neue Angel:

»Was ich sagen wollte, was hast Du denn gelernt?«

Der Fremde erwidert gleichgültig, er sei einmal ein Ingenieur gewesen.

Der Alte tut erstaunt und ungläubig: »Wie? Das hast Du also richtig gelernt?«

»Jawohl, alter Mann. Das habe ich einmal richtig gelernt«, erwidert der Junge spöttisch. »Ich hätte auch gar nichts zu lernen brauchen; es wäre ebenso gescheit gewesen . . .«

Der Alte streicht sich den weißen Bart, schabt mit dem Daumen über den Zeigefinger, wie einer, der Geld aufzählt, und meint ein wenig boshaft, ob er, der junge Freund, glaube, daß er dort drüben das Lehrgeld besser verzinst bekomme, hä?

Da steht der Junge abermals auf, geht in der Stube auf und ab und knurrt, soviel wisse er auch, daß drüben für ihn keine Girlanden hingen und keine goldenen Kälber wild umherliefen, hahaha. Aber er habe auch gehört, daß dort niemand gefragt werde, was er denke, sondern was er könne. Und ebendies sei ihm recht . . .

Das junge Weib kommt herein und stellt eine dampfende Schüssel auf den Tisch. Die alte Frau bringt Geschirr und Brot. Der Alte sagt, nun müsse er allerdings mit dieser Fischerkost vorliebnehmen, der junge Freund. Es sei vielleicht schmale Kost, aber auf dem Meere wüchse heutzutage keine bessere mehr, jaja. Es bedarf jedoch erst noch der guten Worte des jungen Weibes, ehe der Fremde an der Tafel Platz nimmt. Ein Kerl, wie ein scheues Pferd, denkt sie und lächelt.

Allgemeines Händefalten unterm Tisch, das älteste der Kinder haspelt dazu ein eilfertiges Gebet mit seinem spröden Stimmchen ab. Die Großen hören zu, und dann wünscht der Alte allen zur Mahlzeit den Segen. Der Fremde allerdings vergaß, die Hände zu falten, und drückte sie statt dessen heimlich gegen den Magen. Nun ist er der letzte, der zum Löffel greift.

Er fängt langsam zu essen an; aber anscheinend ist sein Bauch doch mächtiger als sein wohlanständiger Wille. Jedenfalls hört er sich auf einmal hastig schlürfen; und obschon er sich seiner offenkundigen Gier schämt, vermag er ihrer nicht Herr zu werden. Schließlich beschwichtigt er sich in Gedanken damit, daß niemand auf sein Ungestüm zu achten scheint. Im übrigen war er bei der Arbeit auch nicht bedächtiger . . .

Auf einmal spürt er ein inwendiges Zittern. Er schiebt den Löffel beiseite, obwohl sein Teller noch längst nicht wieder leer ist. Er kann sich nur mühsam am Tische aufrecht halten. Als endlich das Kind seinen gewohnten Gottesdank und der Weißbart den Nachsegen gesprochen haben, erhebt er sich rasch, geht hinaus und lehnt sich draußen an den Türpfosten. Es dauert lange, bis er wieder ins Haus kommt. Aber selbst dann sieht er noch immer ganz gelb aus und hat feuchte Hände und schweißverklebtes Haar.

Die junge Frau sagt gerade zu dem Alten, sie wolle zum Krugwirt hinübergehen und das Pferd holen. Sie habe mit dem Wirt gesprochen, der Gaul sei heute frei. Der Fremde nimmt seinen Mantel und will sich bedanken. »Ja, also vielen und herzlichen Dank, und nun kann ich ja wieder volle Segel setzen . . .« Der alte Mann erwidert, dies sei ja nicht der Rede wert, und ob er wohl mit einem Rosse umgehen könne? — Das wolle er doch wohl meinen, antwortet der andere großartig. — Da sagt der Alte, dann möge er nur seinen Mantel wieder auf die Stubenbank legen, und die Mieke, nein, die brauchten sie dann heute nicht mehr, und ein starker Mann sei ihm lieber als das Weibsvolk . . . »Bist uns nur im Wege, Mieke«, und dergleichen Spaß und Spötterei mehr.

Ach, sie errötet bereits wieder. Sie lacht, oh, heute bliese der Ahn das Faunsrohr, fürwahr. Aber nun gut, wenn sie ohne sie zurechtkämen, so wolle sie gerne die Zeit im Hause nützen. Dem Fremden bleibt nichts übrig, als ja und amen

zu sagen und seinen Mantel abermals an den Nagel zu hängen.

Den Nachmittag über geht es dann mit dem Gaul zwischen Dorf und Bruch hin und her, und endlich gegen Abend ist der Schuppen hinter dem Hause bis unter die Dachbalken mit Torf vollgestapelt. Der Krugwirt kann sein zottiges Steppenpferd wieder haben. »Besten Dank, und gib uns einen Korn«, sagt der Alte zu ihm. Dem Jungen geht der scharfe Schnaps wie Feuer durch den Leib. Er trinkt wie ein Spatz. Er hat noch immer feuchte Hände und ein gelbes Gesicht. Seit dem Mittag ist das so. Als der Alte ihn dieserhalb einmal fragte, ob er nicht gut auf den Beinen sei, gab er zur Antwort, er habe sich an gestohlenem Obst neulich den Magen verdorben, und dies sei ihm ja wohl recht geschehen, hahaha . . .

Nun neigt sich der Tag zur Nacht, seewärts glimmt der Horizont eisgrün, über dem Land baut die Dämmerung ihre dunkle Kuppel. »Gute Nacht, Krugwirt, und besten Dank!«

Zu Hause ist das junge Weib im roten Rock gerade dabei, die Hängelampe über dem Tische anzuzünden. »Da seid Ihr ja«, heißt es freundlich. Dann tischt sie das Mahl auf. Der junge Mann bekommt seinen alten Platz und findet sich erstaunt der jungen Frau gegenüber. Saß nicht am Mittag das kleine Mädchen dort? Die Kinder sind bereits zu Bett gebracht. Eine andere Bewandtnis? Nein, sie will nur nicht, daß du die Wand angucken mußt, denkt er. Fast möchte er ihr dafür ein Wort des Dankes sagen. Da sitzt er, und der Schein des Steinöllichtes wirft seinen friedlichen Kreis auch über ihn, als ob sich das so gehöre und nichts weiter dabei wäre.

Während des Essens wischt sich der Fremde ein paarmal über die Stirn. Dann steht er plötzlich auf und geht hinaus. Er verwünscht seinen Magen hundertmal, der ihn nun an der Raufe so elend im Stiche ließ und einfach zusammenknickte. Eine heimliche Angst, daß er an diesem Platze liegenbleiben

könnte, schnürt ihm die Kehle zu. Ihm ist, als ob ihm das Blut gefroren sei.

Auf einmal hört er hinter sich die junge Frau fragen, er habe gewiß zuviel gearbeitet heute. Sie hat einen wunderbar besorgten Klang in ihrer tiefen, strahlenden Stimme. Sie muß ganz dicht hinter ihm stehen. Da dreht er sich um und greift nach ihren Händen. Das Weib erschrickt. Aber sie kehrt nicht etwa auf dem Absatze um, nein, sie bleibt und läßt ihm ihre Hände. Er sagt »liebe Frau« zu ihr und versucht gar zu lachen: er sei nicht mehr gewohnt, daß es ihm so gut gehe. Ja. Er müsse ihr wirklich danken; sie wisse nicht einmal seinen Namen und mache sich soviel Mühe um ihn... Sie mahnt, er dürfe sich nicht hier in diese kalte Luft hinstellen. »Sie zittern ja! So kommen Sie doch nur ins Haus! Sie müssen sich einmal ordentlich ausruhen. Ich will Ihnen die Kammer weisen; kommen Sie nur . . .« — Sie löst langsam ihre Hände aus den seinigen, er läßt es geschehen; traurig sucht er ihre Augen. Aber die Dunkelheit verbirgt sie vor ihm. Das junge Weib hört ihn schlucken und ein wenig keuchen.

»Sie wissen nicht einmal meinen Namen«, wiederholt er. Da sie trotzdem nicht die erhoffte Frage stellt, sagt er, er heiße Jakob.

Sie nickt. »So? — Ja. Kommen Sie! Sie müssen zu Bett, glaube ich . . .« Dann geht sie wieder hinein. Lautlos.

Der Fremde jedoch folgt ihr nicht, lehnt sich müde an den Türpfosten und bleibt mit den aufsteigenden Gestirnen allein, bis der Alte eine Windlaterne in den Flur herausbringt und sagt, er wolle ihm nun die Kammer weisen. Droben in der kleinen Stube über der schmalen Treppe zündet der Alte eine Kerze an, dann heißt es: »So, hier bist Du zu Hause« und »Gute Nacht!«

Der Fremde bleibt eine lange Weile reglos vor seiner Liegestatt stehen, dann streicht er auf einmal vorsichtig über die blaukarierten Kissen, obwohl sie glatt und sauber daliegen und kein

krummes Fältchen an ihnen ist. Sie verströmen den prickelnden Duft von Meer und Teer und eingefangener Sonne. Er aber schmeichelt mit ihnen um des jungen Weibes willen und bestreitet sich dies keineswegs. Er nickt sich dieserhalb selbst wohlwollend zu, während er ihnen ein eitles und zärtliches Geflüster macht. Denn das müsse unverkennbar sein, daß diese Frau nicht einem jeden beliebigen Gassenburschen auf solch besondere Weise Obdach bietet, sagt er. Stand sie nicht diesen Morgen unter der Tür dieses Hauses und hob feindselig ihr stolzes Haupt? Ja fürwahr, sie konnte es nicht ahnen, daß sie am Abend in ebendiesem Hause einem unbekannten Gaste ein blankes Bett aufbereiten würde. Oh, er lächelt und rühmt sich vor sich selbst dieses und jenes Wortes und Blickes von ihr.

Da! Ist es nicht, als ob jemand auf blanken Füßen leise die Treppe heraufkäme? Er lauscht, wagt kaum zu atmen. Er nimmt die Kerze, öffnet vorsichtig die Tür und leuchtet die Stiegen hinab. Es ist niemand zu sehen. Aber irgendwo im Hause muß eine Klinke ins Schloß gefallen sein ...

Als er sich wieder in die Kammer zurückzieht, blickt ihn von der Wand plötzlich ein bleiches, verwildertes Gesicht an. Fast hätte er vor Schreck den Leuchter fallen lassen. Dann aber hält er kichernd das Licht vor den blinkenden Spiegel, kneift die Augenlider zusammen, kichert und kichert, heißt den Spiegel einen üblen Gaukler und sich selber ein tolles Gespenst.

»Nein, nein«, spottet er, »du willst mir der Jakob sein, hihihihihi? Da muß ich ja lachen! Du bist mir das Konterfei eines ganz und gar unbekannten Burschen, hörst du? Ich habe dich nie im Leben gesehen, und du willst mir weismachen, daß du der Jakob seiest? Neineinein, mein Sohn, mich kannst du nicht zum Narren halten. Ich kenne deinen Jakob doch ganz genau! Hatte er jemals solch struppiges Haar auf dem Kopf wie dieser verkommene Kerl da, wie? Hatte er jemals solch einen häßlichen Stoppelbart wie dieser Vagabund, hä, wie? Er hatte auch keinen solch grünen Schädel auf dem Halse wie

du; er war ein sonnengebräunter Mensch, als ich ihn zum letzten Male sah. Er war Knecht beim Peter, erster, einziger und Oberknecht, verstehst du? Es ist noch gar nicht lange her, da fuhren sie die Ernte ein. Die Sonne brannte ihnen gründlich auf den Pelz, und davon wird man braun, mein Lieber, nicht grün wie du ... Was machst du denn solch entsetzte Augen? Willst du heulen? Was? Wie? — Bist du gestorben? Lebst du? — Du willst der Jakob sein ... du? Der Jakob war ein fideler junger Herr, wenn du es wissen willst. Und du? Du heulst wahrhaftig? Du schämst dich gar nicht? Pfui! Pfui! ...«

Der Mann bläst die Kerze aus und wirft sich stöhnend aufs Bett.

»Karin! ... Karin!« —

Er erstickt den Aufschrei in den Kissen.

*

Am folgenden Morgen heißt es: »Du könntest mir helfen, das Dach ausflicken, junger Freund. Ich bin ein alter Mann und stehe mit meinen steifen Knochen auf keiner Leiter mehr allzugut; und bis der Jürg wiederkommt, kann schon Schnee liegen, und dann haben wir im Frühjahr das Schmelzwasser in den Kammern. Also wenn Du willst, Du könntest mir einen großen Gefallen tun ...« — Dem Fremden bleibt nichts übrig, als seinen Mantel auch diesmal wieder an den Nagel zu hängen und abermals ja und amen zu sagen.

Am Abend sind die Schäden beseitigt. Während der Mahlzeit lobt der Alte den Gast über den grünen Klee. »Mieke, was haben wir da für einen guten Fang getan!« und »Du darfst ihn nur ja noch nicht wieder laufen lassen!« — Die junge Frau lächelt und errötet. Sie errötet jedesmal, wenn der Alte das Gespräch zwischen ihr und diesem fremden Menschen hin und her zu spinnen sucht. Der Fremde sagt ja, nein, er wolle nur so lange dableiben, als er ihnen wirklich ein wenig nützlich sein könne.

Da er dem jungen Weibe dabei mit einem fragenden Blicke begegnet, erwidert sie, es sei ihnen sehr recht, wenn er noch ein paar Tage bleiben wolle, und er habe ja scheinbar alle und jede Arbeit erlernt, soviel sie gesehen habe. Sie lacht ein wenig verlegen hinter ihren Worten drein. Dann ist ihrerseits für heute alles gesagt bis auf »Gute Nacht!«

Er brauche kein Licht, meint der Fremde, als die junge Frau die Kerze für ihn anzünden will. Er kenne sich ja nun aus. Er nimmt seinen Mantel von der Wand und steigt im Dunkeln die Treppe hinauf. Er setzt sich in der finsteren Kammer auf den Bettrand, stützt lange den Kopf in die Hände und lauscht. Auf einmal vermeint er wieder leise Tritte auf der Treppe zu hören. Er rührt sich nicht, horcht nur angestrengt hinaus. Aber ihn narrt wohl das Gehirn in seinen Ohren. Schließlich erhebt er sich lautlos, schleicht auf den Zehen ans Fenster. Draußen knarrt eine Föhre im Wind, das ist alles.

Er legt sich angekleidet aufs Bett, er zieht seinen Ring aus der Tasche. Den ganzen Tag hatte er diesen Ring in der Tasche. Am Morgen streifte er ihn heimlich vom Finger, um ihn der jungen Frau zu schenken; und nun hat er ihn immer noch bei sich, und Mieke, das junge Weib im Hause, wird längst schlafen ... Vielleicht hat sie die feine Röte unter dem Scheitel, vielleicht errötet sie lächelnd im Traume. Er aber sitzt da im Dunkeln, hält diesen Ring in den Händen und schläft nicht. Zwanzigmal an diesem Tage nahm er sich vor, zu ihr zu gehen, ihr den Ring zu geben und zu sagen, er habe leider nichts Kostbareres, um sich zu bedanken; und was den Totenkopf daran beträfe — ja nun, so sei dem Hannes damals wohl nichts anderes eingefallen. Aber immerhin sei er doch ganz schön gemacht ...

Auf einmal steht er auf, wirft sich den Mantel über die Schulter und legt den Ring auf das Kopfkissen. Aber dann nimmt er ihn wieder und steckt ihn an den Finger. Wie ein Dieb tastet er sich über die Stiegen hinunter zur Haustür. Sie

ist offen. Hierzulande scheinen die Menschen die Angst um Leben und Eigentum nicht zu kennen ... Der Sand ist weich und feucht; er fängt den Laut wie Sammet, wenn ein Mann darüber hintappt. Der Hund in der Hütte schrickt gähnend zusammen, schlägt schlaftrunken an und belfert träge und mißtrauisch hinter jenem düsteren Schatten her, der sich dort drüben hinter den Föhren verbergen ging.

Ja, dort hinter der großen Föhre steht ein starrer, schwarzer Schatten, der nicht mehr zu atmen wagt. Denn aus jenem Hause trat soeben ein junges Weib im roten Rock auf die Türschwelle heraus. Sie hält ein flackerndes Windlicht in die Dunkelheit hinaus und späht ringsum. Sie spricht dem Hunde leise zu, dann geht sie wieder hinein.

Über das schiefe Gesicht des Mondes huscht finsteres Gewölk. Ein Mann streicht über die Düne. Der Nachtwind trägt die Sprut der Brandung zu ihm herauf, und der Donner der Wogen begleitet ihn grollend ins Unendliche. Ein Leuchtturm greift mit bleichen Armen durch die Nacht ...

*

Dies ist der große Hafen. In vielen Büchern steht geschrieben, er sei das Tor der Welt. Gerade so, als könne man in die Welt hinein- und aus der Welt herausgehen, ganz nach Belieben. Am Kai steht ein Mann und atmet auf. Da es sich von alters her jedoch im Sitzen besser aufatmen läßt als im Stehen, so nimmt der Mann auf einem mächtigen Eisenblock Platz, der in die Erde eingemauert und von Rost gerötet ist. Und wie gesagt, der Mann atmet auf und vertreibt sich damit eine gute Weile die Zeit.

Er kam aber nicht, um lediglich unterm Welttor Luft zu schnappen; er kam, um auch ein wenig durch dieses Tor hinauszuspähen und zu ergründen, ob es sich nicht auf diese oder jene Weise ohne Kopfgeld passieren ließe. Je länger er umherspäht, desto bekümmerter wird sein Gesicht. Es scheint unter

diesem Tore hier kein sonderliches Gedränge zu herrschen. Wo aber wenige ein- und ausgehen, ist einer gar rasch ertappt, der die Zeche prellen will. Zwar ragen hier weit und breit aber hundert Schornsteine; aber unter ihren Kesseln glüht kein Funke; und wo kein Feuer unter den Kesseln brennt, dort kann kein Rauch aus den Schornsteinen wehen. Was aber ist ein Schornstein ohne Rauch? Was ist ein Wagen ohne Räder? Ein Haus ohne Dach, das ist dasselbe. Schillerndes, faules Wasser leckt an verrosteten Eisenplanken herum. Kleine Boote, kleine Schlote ohne Zahl, gedrängt, gepfercht; würde es weniger Mühe machen, vielleicht lägen sie gehäuft aufeinander. Ein paar größere sind respektlos und regellos in dem toten Schwarm verkeilt. Dort ein hoher, schmaler Schiffsleib mit himmelhohen, leeren Masten. Drüben auch einer. Aristokraten ihrer Art auf dem Kehrichthaufen vieler Meere. Ein erstarrter Wirrwarr aus Holz und Eisen. Modergeruch von stickigen, eingerollten Segeln und zerfallendem Takelzeug. Bleichendes Fugenwerk, zermürbter Stahl und morsches Gestänge. Ein Gatter des Siechtums, in dem lahme, leblose Fahrzeuge in langen und breiten Kolonnen wahllos aneinandergetroßt und vergessen wurden. Einfach und ohne Wacht verlassen und vergessen. Wer Besseres damit anzufangen weiß: bitte sehr, da liegen sie!

Seht die vielen, vielen langen Hallen hinauf und hinunter. Eine an der anderen. Aber nicht, daß ihr denkt, die vielen Männer, die in ungezählten Rudeln an ihren Rampen stehen, würden etwa darauf warten, daß man die Türen aufmacht und hinausruft, sie sollten in hellen Haufen hereinkommen und Hand anlegen, damit Handel und Wandel in der Welt nicht in Verzug gerieten. Nein, darauf warten sie nicht.

Aber worauf warten sie sonst?

Oh, sie warten auf das Ende dieses Tages. Morgen werden sie auf das andere Tagesende warten. Übermorgen werden sie das gleiche tun; und fort und fort werden sie es so und nicht

anders halten. Die Jahre werden einander folgen, die Männer werden da stehenbleiben. Aus jungen Nichtstuern werden alte Taugenichtse werden, und schließlich wird das Leben selbst mit sicherer Gewißheit seinen Gang nehmen und diesen und jenen von seiner leeren Rampe abrufen, jenen und diesen wiederum dorthin bestellen. Viele Kinder werden arm an Blut und Brot jämmerlich umherlaufen und vor der Zeit sterben.

Hier ist womöglich ein Irrtum zu berichtigen. Denn soeben kommt über den breiten Strom ein riesenhaftes Schiff vom Meere hereingeschwommen. Ja, geschwommen und keineswegs gefahren. Hoffärtige Verachtung für die kümmerlichen Wasser hier, das ist es, was sich da von einem winzigen Dampfer, einem Gewässerzwerg gleichsam, steif und eitel heranbugsieren läßt. Vielleicht werden jetzt jene Männer die Mützen von den Köpfen reißen und Hurra schreien? Vielleicht haben sie auf nichts anderes gewartet als auf diesen stolzen Riesen, der aus der Welt kommt und beim Einpassieren durch ihr berühmtes Tor heult und posaunt: »Da bin ich!« — Er mag heulen soviel er will; er mag hundertmal so laut posaunen und tausendmal so lange heulen. Hier ist hüben und drüben keiner am ganzen Ufer, der etwa die Mütze vom Schädel reißt und Hurra schreit. Nein, bei Gott, das tun sie samt und sonders nicht. Sie stehen nur da und sehen zu, wie die Taue und Trossen von dem trägen Koloß ausgeworfen und um die angemauerten Eisenblöcke am Kai gezerrt werden. Dann spielen sie ihr Kartenspiel auf eben diesen Blöcken und auf den Rampen weiter. Verliererflüche und Gewinnersprüche wie überall auf dem Erdball . . .

Das ist das Tor der Welt. Ja.

Man verspielt darunter ein halbes Dutzend billiger Zigaretten in zehn Partien, in hundert Partien, in tausend Partien; tagaus, tagein nichts anderes. Dann und wann schwimmt ein Palast hindurch und macht großspuriges Geheul, das weder den Verlierern noch den Gewinnern die Mützen von den

Schädeln und auch keine Hand vom Trumpfe reißt. Im übrigen iſt es kalt und unwirtlich wie überall, wenn der Winter heranmarſchiert.

Der Mann, welcher dort auf jenem roſtgeröteten Eiſenblock ſitzt, iſt zuſammengeſunken und ſtützt den Kopf in die Hände. Ein müder Rücken, ein gebeugtes Haupt. Einer, der auch ſpielen ging, die letzte Karte aufgedeckt hat und ſah, daß ſie gar wenig zählt.

Man ſchiebt einen Laufſteg zu dem herriſchen Schiff hinauf, viele Menſchen gehen darüber an Land. Ein Kran ſchwingt ſchwere Laſten von Bord auf den Kai. Der Fremde belauert den Dampfer von weitem und ſieht den Poſten vor dem Steg droben auf und ab gehen, wie einen Wächter auf feindlicher Burgmauer. Das Tor der Welt! Dieſer eine Kerl dort oben kann es zumauern. Dieſer eine Kerl ſtellt ſich hin und das Tor iſt verſperrt! . . .

*

Es begab ſich, daß in der erſten Nacht, da jenes mächtige Schiff am Kai vor Anker lag und von großer Fahrt ausruhte, ein Menſch in einem alten Feldmantel herbeiſchlich. Er vernahm das eintönige Auf und Ab des Wachmannes hoch droben vor dem Steg. Da kehrte er um und verkroch ſich unter einer finſteren Rampe wie ein Tier in einen Haufen alten, ſtinkenden Strohes. Dort krümmte er ſich und wurde vom Froſt gerüttelt und vom Hunger geſchüttelt, bis es am Himmel zu tagen begann.

Am folgenden Tag ging er viele Male dorthin, wo das mächtige Schiff an den dicken Troſſen von großer Fahrt ausruhte. Sooft er kam, ſah er den Wachmann droben vor dem Steg auf und nieder gehen; und darum machte er ſich wieder von dannen. Er ſtand in engen Höfen und begann klägliche Lieder zu den trüben Fenſtern hinaufzuſingen und auf der Mundharmonika winſelnde Weiſen zu ſpielen. Er nahm den

Hut vom Kopfe und hielt ihn auf, wenn irgendwo ein Fensterspalt sich öffnete und eine ärgerliche Hand einen Kupferpfennig hinabfallen ließ. Er hielt auch den Hut auf für viele üble Worte, die aus den Fensterspalten herabfielen. Aber er hielt ihn auf um der kärglichen Münzen willen, und so fielen auch die üblen Worte mit hinein. Er sang, weil er sich in der Herberge ein Lager kaufen und nicht wieder vom Frost gerüttelt werden wollte. Als er genug beisammen hatte, schüttelte ihn jedoch der Hunger. Da gab er das Geld seinem Magen preis; und da er gesättigt war, wollte er nicht mehr singen. Da er aber nicht mehr singen wollte, mußte er des Abends unter der finsteren Rampe ins Stroh schlüpfen und sich abermals vom bitteren Frost rütteln lassen. Dies war die zweite Nacht, da jenes mächtige Schiff am Kai vor Anker lag; und es begab sich wiederum, daß ein Mensch im zerschlissenen Feldmantel herbeischlich und umkehrte, als er hoch droben vor dem Steg das eintönige Auf und Ab des Wachmannes vernahm.

Auch an dem neuen Tag, der einfach kam und sich nicht halten ließ, ging der Mann im Mantel viele Male zu dem Schiffe und machte sich wieder von dannen, weil allemal vor dem Stege droben einer die Wache hielt. Der neue Tag brachte auch neuen Hunger mit sich. Und da jener Mensch sich sättigen und von nun an nicht mehr im stinkenden Stroh vom Frost gerüttelt werden wollte, so mußte er in gar vielen engen Höfen klägliche Lieder singen und winselnde Weisen spielen. Er hielt den Hut auf, und es fielen wenige kärgliche Münzen und viele üble Worte hinein. Ja, es kam sogar so weit, daß dieser Mann mit Holzscheiten und Kohlestücken beworfen wurde wie ein Hund, der niemanden gehört und stehlen geht; und dies alles, obwohl der Mann im Mantel an dem Platze, wo das geschah, weder gesungen noch gespielt, noch gestohlen hatte.

Er ging mit seinen müden Beinen durch eine enge Gasse mit schmutzigem Pflaster und schmutzigen Häusern; und da er eine Schar bleichgesichtiger Kinder dort spielen sah, so blieb er stehen

und dachte daran, daß diese hohläugigen, struppigen Geschöpfe leicht vor der Zeit sterben könnten. Ja, er dachte dies und jenes. Er dachte auch mit rechtem Unbehagen darüber nach, warum er beim Anblick dieser kleinen Menschen eine gewisse Feindseligkeit empfand und keineswegs ein mitleidiges Wohlwollen. Er grübelte hin und her und kam mit sich selbst überein, daß er einen Widerwillen gegen die Krankhaftigkeit und Verschlagenheit in ihren Zügen habe; er würde die Hand nicht ausstrecken wollen, um etwa einem dieser Kinder das Haar zu streicheln, sagte er. Es sei nun einmal so, und er wisse auch nicht warum.

Während er aber dastand, mochte er wohl jenen Knaben übersehen haben, der ihn mit bösen Blicken ausspionierte. Als er sich zum Gehen wandte, hob der Junge die geballte Faust und schrie hinter ihm drein — dem Manne erstarrte das Blut in den Adern —: »Nazisau!«

Der ganze, graue Kinderschwarm schrillte und schäumte plötzlich: »Nazisau!«

Ein Dutzend Fenster wurden aufgerissen. Ein Dutzend Weiber, zerzauste Weiber mit gierigen und verschlagenen Zügen in den von Hunger, Haß oder sonstiger Häßlichkeit verzerrten Gesichtern. Sie zerfleischten den Fremden mit ihren Augen, sie hoben die Hände gegen ihn hinaus, als ob sie ihm die Krallen in den Leib schlagen wollten; sie schleuderten ihm alles nach, was zur Hand war, Verwünschungen, Holzscheiter, Kohlebrocken und selbst Ziegelsteine. Ja, alles dies war zur Hand.

Der Mann im Mantel flüchtete wie ein Hund, der gestohlen hat und ertappt wurde. Das Haßgeschrei schnellte wie eine züngelnde Viper hinter ihm her und jagte ihn die Gasse entlang. Als er endlich keuchend auf einer großen Straße anlangte und sich in Sicherheit wähnte, sah er, daß sein Mantel offenstand und jedermann das braune Hemd erkennen konnte, das er darunter trug, so verblaßt es auch sein mochte. Da knöpfte er den Feldmantel bis an den Hals hinauf zu und nahm sich

vor, das Hemd auszuziehen und vom Kai ins Wasser fallen zu lassen. Ja, das nahm er sich vor; und er machte dieserhalb ein ingrimmiges Gespräch mit sich und sagte, daß er hierzulande nicht mehr zu Hause sei, und daß es ihn also auch kein Jota mehr anginge, was die Leute in diesem Lande miteinander auszumachen hätten ... Er ging keine kläglichen Lieder mehr singen, er spielte keine winselnden Weisen mehr und hielt auch nirgendwo mehr seinen Hut auf. Er gab seinem Magen nach und sättigte ihn für die Münze, die er gerade hatte, und vertat dabei Zehrgeld und Schlafgeld in einem. Er lief zum Hafen hinab, sah den Wachmann auf dem großen Dampfer droben vor dem Steg stehen und kehrte um. Er strich auf den breiten Straßen dieser Stadt umher, bis der Tag sich neigte und der Abend kam. Da ging er abermals zum Kai, hörte das eintönige Auf und Ab oben auf dem Schiffe und verfluchte den Wächter insgeheim auf die niederträchtigste Weise seines ganzen Lebens.

So begann die dritte Nacht, in der jenes mächtige Boot an den dicken Trossen von großer Fahrt ausruhte. Der Mann in dem zerschlissenen Feldmantel stieg in das stinkende Stroh unter der dunkeln Rampe und wurde jämmerlich vom Frost gerüttelt. Er streifte sich das braune Hemd keineswegs vom Leibe und hätte viel darum gegeben, wenn er deren nun ein Dutzend gehabt hätte, um sie allesamt auf einmal anzuziehen. Er fürchtete, daß er sich in dieser Kälte vielleicht am Ende gar nicht mehr wieder würde erheben können, sobald er erst einmal dem Schlaf verfiele; und er stand auf und wanderte von neuem zu dem Dampfer, fluchte dem Wächter und irrte die Straßen und Gassen hinauf und hinunter wie am Tage.

Es gab helle Straßen mit gleißenden Lichtern, an denen sich wenigstens die Augen erwärmen ließen; und es gab finstere Gassen mit schwarzen Geheimnissen in engen Hausfluren, vor denen sie fröstelten. Und alles zusammen war dazu angetan, einem Menschen die Zeit zu vertreiben, der stumpf und dumpf einherwankte, um in dieser Nacht aus guten Gründen nicht

einzuschlafen. Er trieb dahin wie ein Boot ohne Steuer und Segel auf einem trägen Fluß. Und immerfort quälte ihn der Gedanke, daß morgen der Kai vielleicht leer sein könnte. Er schalt sich einen Feigling und geriet in einen unbändigen Zorn wider sich selber und wider jenen Burschen, der ihm seit drei Tagen und drei Nächten vor einem gewissen Steg im Wege stand. Der einfach dastand und ihm die Flucht in die Welt verlegte und gar dafür Brot und Lohn bekam.

Er werde ihn nun kurzerhand niederschlagen, das war sein Beschluß. So wandte er sich auf einmal auf dem Fuße und suchte durch viele dunkle Gassen den Hafen eilig wieder zu erreichen.

Da warf das Schicksal das Netz über ihn.

Aus einer Kneipe hörte er ein Lied singen. Es klang nicht kläglich und winselte nicht. Nein. Es war im Grunde genommen gar kein Gesang für eine so späte Nacht; denn er brach gleichsam durch Türen und Fenster in die Schlafstuben anderer Leute ein und war, genau gesagt, eine Gewalttat.

»Es dürfte dir nicht unbekannt sein, dieses Lied«, sagte der Mann im Feldmantel und blieb vor dem Wirtshaus stehen. Ja, er trat sogar ganz dicht an die Scheiben heran und versuchte, hindurchzuspähen. Zwar war durch die dichten Vorhänge nichts zu sehen als dieser oder jener Schatten. Aber der Fremde blieb trotzdem am Platze und lauschte. Er summte die Melodie mit und hatte eitel Schaden davon; es tat ihm weh, er wußte nicht wieso und warum, aber es tat weh. Er verspürte dabei eine lähmende Schwäche im Rücken und ein niederträchtiges Zittern des Kiefers.

Als das Lied längst verklungen war, vermochte er sich noch immer nicht vom Fleck zu rühren. Er war — kurzgesagt — mit einem Male ein heimwehkranker Mann. Er wußte es inzwischen auch. Er beschwor sich, die Fäuste gegen die Ohren zu pressen und vor dieser unheimlichen, wildfremden Schenke davonzufliehen. Aber er hörte den Peter lachen; den Heini hörte er spotten und den Doktor seinen befehlerischen Baß darein-

mischen. Er sah ihre Schatten auf dem Vorhang; oh, er sah und hörte gewiß nichts anderes als einen reinen Spuk. Aber dieser reine Spuk saß in seinem Gehirn, in seinem Herzen, und machte sich inwendig über ihn breit und ließ sich nicht abschütteln, nicht erwürgen, nicht auf den Boden werfen und nicht zertrampeln ...

Die Tür ging auf und ein langbeiniger Kerl kam heraus. Der hatte eine braune Bluse an und eine Sturmmütze über den Schädel gezogen. Er hieß den Fremden keineswegs willkommen und fragte auch nicht nach dessen Begehr. Nein. Er ergriff den anderen am Mantelkragen und stieß ihn vom Fenster fort auf die Gasse. Der im Feldmantel wankte davon und meinte, daß er ersticken müsse. Er hätte sogar geheult und Tränen vergossen, wenn er es nur zuwege gebracht hätte.

Aber er brachte es nicht zuwege.

Er bebte vor Schreck, Scham und Schmerz und schloß die Augen.

Und so, wie ein kranker und blinder Mensch, kam er ein Stück die Gasse hinab; dann trugen ihn seine Beine nicht weiter, und er lehnte sich einfach an eine beliebige Hauswand; da blieb er stehen, und schließlich setzte er sich sogar einfach vor einer finsteren Tür auf die Schwelle.

Er mochte lange dagesessen haben, als endlich aus der Kneipe ein paar Männer heraustraten und unter einer trüben Gassenlaterne stehenblieben. Er sah sie, er hörte sie sprechen. Jedes Wort verstand er. »Gute Nacht« hieß es und »Heil Hitler!« Aber er sah auch plötzlich ganz in seiner Nähe in schwarzen Hausfluren Gestalten lauern, die einander hinüber und herüber zuzischelten.

Auf einmal konnte er wieder Augen und Ohren großartig aufsperren! Auf einmal war er kein Fremder und kein Blinder und kein Lahmer mehr, nein.

Er sprang auf und schrie einfach die Gasse hinauf, sie sollten aus dem Licht gehen, die Kameraden.

Da krachten schon die Schüsse.

Er warf sich zu Boden. Das Glas der Laterne zersplitterte, ihr Licht erlosch. Er hörte ein paar Einschläge über sich klatschend vom Mauerwerk prallen.

Er sah die Mündungsfeuer aus den Hausfluren blitzen. Er machte sich ganz klein, barg den Kopf unter seinen Armen und blieb liegen; auch dann noch, als die Schützen aus den Verstecken flüchteten, weil jene Männer mit den herabgezogenen Sturmmützen wie die Panther geduckt über die finstere Gasse herangesprungen kamen.

Da wurde er von denen mit gewalttätigen Fäusten auf die Beine gerissen, einer schlug ihm ins Gesicht, daß er taumelte. Aber der langbeinige Kerl von vorhin war zur Stelle und gebot Einhalt. Sie zerrten den Fremden in die Kneipe. Dort stand er und war weiß wie Kalk und vermochte kein Wort hervorzubringen. Und er hatte doch soeben noch so hervorragend die Gasse hinangeschrien! — Der langbeinige Kerl besah ihn mit rollenden Augen, wollte wissen, ob er gerufen habe, und warum er am Fenster gelauscht habe. Der Fremde vermochte nicht zu antworten. Der Lange rüttelte ihn nicht schlecht und hieß ihn einen Spion. Aber der Fremde wankte unter seinen Griffen und ließ alles geschehen.

Da sagte einer, sie sollten ihn doch nur anschauen, er trüge ja ein braunes Hemd. Fürwahr, er trug ein braunes Hemd, der Lauscher, der gerufen hatte. Als er den zerschlissenen Feldmantel aufknöpfte, sahen sie es alle.

Der Langbeinige jedoch ergrimmte nun erst recht, schob sein kantiges Kinn bösartig vor und wollte von dem Fremden wissen, wieso und warum er in dieser Bluse hierhergekommen sei. Als er abermals schwieg, nannte der Lange ihn vor aller Ohren einen Verräter.

Da fuhr dem fremden Manne alles Blut auf einmal zu Kopfe, und er machte eine Bewegung, als ob er dem anderen Zähne und Hände zugleich in die Kehle schlagen wollte. —

Aber er mußte statt dessen seine Fäuste gegen die Augen drücken. Er keuchte und knirschte und vermeinte, sie hätten ihn geblendet.

Als er seiner Sinnenkraft wieder Herr war, sah er, daß der Landbeinige eine blanke Pistole in der Hand hielt, und er hörte ihn sagen, für Spione und Verräter sei keine Kugel schlecht genug. Draußen aber heulte plötzlich eine Sirene die Gasse herauf. Die Männer fluchten; der Langbeinige spottete: nun würde dieser Abtrünnige hier ja gute Bundesgenossenschaft finden. Dann brach Polizei, schwerbewaffnete Polizei in die Wirtsstube, suchte alle Taschen und alle Winkel aus, schlug ein wenig drein und schleppte einen jeden, wie er hier angetroffen wurde, auf ein großes Automobil. Der Wirt allein blieb zurück. Die Meute johlte, jaulte und triumphierte auf der Gasse; und als der Wagen mit den Gefangenen davonfuhr, begann sie Fenster, Türen, Tische und Gläser und alles und jedes in der Kneipe zu zertrümmern. Die Polizei aber hatte genug Gefangene gemacht und fuhr demnach davon.

Es gab Verhör, Umkehr vom Kopf bis zu den Zehen, es gab auch wieder diesen und jenen Hieb mit einem harten Gummiprügel. Aber die Männer in den braunen Hemden wurden darum nicht kleiner und beharrten auf dem, was die Wahrheit war: daß die Meute in den finsteren Ecken gelauert und aus dem Hinterhalt geschossen hatte. Nun erwies sich, wie sehr der Langbeinige dem Fremden unrecht getan hatte. Ja, es stellte sich sogar heraus, daß dieser Bursche auf einmal die Sprache wiedergefunden hatte, und daß er trotz seiner Struppigkeit sogar eine recht herrische und ungestüme Sprache führte. Auch dies stellte sich heraus, daß er der und der war, und daß er sich ohne Federlesens zu seinen Mitgefangenen bekannte, als sei er eigens durch Deutschland marschiert, um ihnen an diesem Abend rechtzeitig die Warnung zuzuschreien und vor den Bütteln dieses Staates Zeugnis für sie zu geben.

Sie wurden allesamt die Nacht über in ein leeres, ver-

gittertes Zimmer gesperrt. Sie teilten untereinander ein paar Zigaretten, sie sangen lärmende, wilde Lieder und ließen sich den Gesang auch nicht mit Prügeln verbieten. Der Fremde rauchte mit, sang mit, lärmte mit, spottete mit und widersetzte sich so hervorragend wie alle andern auch. Er war mit einem Male weder ein Verräter noch ein Spion und auch kein Unbekannter mehr, sondern der Jakob. Der Langbeinige gab ihm die Hand, alle gaben sie ihm die Hand, und derjenige, welcher ihn geschlagen hatte, wollte sogar Verzeihung. Der Lange rüttelte den Jakob heftig hin und her und schalt ihn, weil er sich nicht sogleich zu erkennen gegeben habe, als sie einander vor dem Fenster begegneten.

Der Jakob lachte und erwiderte, er müsse ihn, den Langen, bewundern, und wohin er denn jetzt eigentlich seine Pistole gehext habe, mit der er ihm, dem Jakob, den Prozeß habe machen wollen? Der andere verfinsterte sich und antwortete nur, die Meute habe ihm vor ein paar Tagen einen braven Kerl erschossen, und wenn er, der Jakob, heute nicht gerade dahergekommen wäre, so läge vielleicht wieder einer von seinen Männern auf dem Pflaster. Da schwieg der Jakob. Alle schwiegen sie. Sie schwiegen sehr lange. Schließlich stimmte einer wieder ein Lied an. Da sangen sie: »Einst kommt der Tag der Rache!« Der Jakob sang so laut und deutlich mit, daß er selbst darüber in Erstaunen geriet. Er mußte an den Heini denken, an den Peter, den Doktor, den Michel, oh, an vieles; und während er daran dachte, bekam er ein ganz beinernes Antlitz.

Es war not, daß er sich vorredete, er sei gleichsam durch einen Glücksfall im rechten Augenblick an den rechten Platz gekommen, um Revolution zu machen. Diese hier machten alle kein Aufhebens davon, daß sie ihre Haut so teuer wie möglich zu Markte tragen wollten. Er sei nun dort angelangt, wo mit der Revolution tatsächlich angefangen würde, sagte er sich. In einem Orte mit Neuigkeitsdirektoren und dergleichen

würde das Feuer nicht beginnen, nein. Aber hier, wo die Meute es schürt, wo die Männer täglich für ihr eigenes Leben sozusagen schon längst auf den Barrikaden stehen, da würde sie ja wohl nicht mehr ausbleiben können, die Revolution ...

Ja, es war not, daß er sich ein wenig Ausflüchte machte, denn er hatte auch an ein gewisses Schiff gedacht, das diese Nacht leicht durch das Tor der Welt davonfahren konnte. Wer wollte es daran hindern? Zweifellos hatte es heute am Tag bereits großes Feuer unter den Kesseln gehabt ...

Am folgenden Morgen durften die Männer nach Hause gehen. Draußen vor dem Polizeiamt hielt der Jakob dem langen Franz die Hand hin, um sich zu verabschieden. Aber da gab es nur Gelächter, und dann hieß es einfach, sie seien ja noch längst nicht meiteinander fertig, und er, der Jakob, solle mitkommen und sich wenigstens eine Tasse Kaffee einschenken lassen und so weiter. Als sie eine Weile später am Tisch saßen, las der Franz aus der Zeitung vor, daß in der gestrigen Nacht ein Polizeiwachtmeister auf seiner Ronde von der Meute niedergeschossen wurde. Der Jakob meinte, es sei wohl gut, daß nicht sie allein die Hasen bei dieser Menschenjagd machen müßten. Der andere gab ihm recht; er fügte erbittert hinzu, nein, sie sollten den Herren oben jeden Tag einen ihrer Schergen abschießen, die Bluthunde, damit die Fronten schneller klar würden ...

*

»Du hast eine hübsche Schwester«, sagte der Jakob fünf Minuten nachdem er mit dem langbeinigen Franz zum ersten Male die vier Treppen hinaufgestiegen war. Aber in dieser kurzen Zeit hatte Antje ihnen bereits einen sauberen Frühstückstisch hergerichtet. Der Franz lächelte wohlgefällig und fragte den Jakob, ob er etwa gar gekommen sei, um ihm das Mädchen aus dem Hause zu führen? Der Jakob erschrak und

vermochte kaum mehr zu essen. Er verbarg die eine Hand, an der er Karins Ring trug, und hantierte mit der anderen schlecht und recht. So kam das Totenkopfsiegel allein auf die Tafel. Der Franz fand nichts dabei. Er trieb seinen Spaß mit dem anderen und meinte, wenn er auf Freiersfüßen ginge, so müsse er sich bald den Bart schaben; denn Antje möge das nicht, haha.

Dann brachte zum Glück Antje die Zeitung herein, und die beiden Männer redeten in der erwähnten ingrimmigen Weise über Staat und Bürgerkrieg, der wohl offen im Gange war und dennoch von gewisser Seite geleugnet wurde. Später schor sich der Jakob wirklich mit einem geliehenen Messer das Gesicht aus. Der Lange konnte sich nicht enthalten, dieserhalb wiederum seinem gutmütigen Spott die Zügel schießen zu lassen; ja, er sagte sogar zu Antje, daß der Gast ihrethalben solche Umstände mit seinem Antlitz mache. Dem Jakob aber blieben einfach die Worte aus. Sooft er von da ab mit dem Mädchen ins Gespräch kam, hielt er die eine Hand auf dem Rücken. Dem Franz gegenüber ließ er es damit bewenden, diese eine Hand in den Hosensack zu stecken.

Er erwog, Karins Ring einfach abzustreifen. Vielleicht würde Antje am Ende einmal fragen, warum er mit dieser einen Hand ein solches Geheimnis habe. Aber er fürchtete, den Ring zu verlieren, wenn er ihn in seine von vielerlei Dingen zerfetzten Taschen stecken würde. So beließ er es beim Handverstecken und bangte vor der Frage nach dem Wieso und Warum. Er würde dann keine Antwort geben können, das wußte er. Oder sollte er etwa zugeben, daß er nicht aus Langeweile im Land umhergelaufen war, sondern aus den und den Gründen?

Als er wieder glatte Wangen hatte, dachte er plötzlich an das große Schiff drunten am Kai. Er suchte auf diese und jene Weise dem Franz zu entkommen. Der aber nahm ihm den Handschlag darauf ab, daß er zu Mittag wiederkehren würde.

Gut, der Jakob gab den Handschlag, und dann rannte er zum Hafen. Ja, er rannte wirklich. Der Hafen war leer; das heißt, er war so gut wie leer, denn das große Schiff war nirgends mehr zu sehen. Das Tor der Welt war also für diesmal wohl verschlossen. Da mochte es dem Jakob nicht schwer fallen, dem langen Franz das Versprechen zu halten. Es ließ sich sogar behaupten, daß er noch nie um einen Handschlag froher gewesen war als um eben diesen.

Auf dem Rückweg fand er, daß er nun eigentlich ein durchaus wohlanständiges Aussehen wiedergewonnen habe. Daher beschloß er, seiner Sache gleichsam vom Standpunkte der zivilen Vernunft aus zum Erfolge zu verhelfen. Schließlich würde auch auf dem nächsten Boote, das auf die große Fahrt geht, sicher wieder ein Wachtmann Tag und Nacht vor dem Stege warten. Er knöpfte also den Mantel bis oben an den Hals zu, nahm den Hut vom Kopfe, trat in ein großes Haus ein und kam bald wieder heraus. Er brachte sich daraus nichts von Erfolg mit. Die zivile Vernunft hatte in Gestalt eines verbindlichen Herrn gutgekleidet hinter einem Schalter gesessen und ihn gefragt, ob er schon einmal am Hafen gewesen sei. Der Jakob hatte bejaht, ja natürlich, dort sei er wohl schon an die hundert Mal gewesen. — »So?« hieß es. »Dann müßten Sie doch wissen, daß dort Steuerleute, Heizer, Ingenieure, Trimmer und Maschinisten seit Jahren ihre Karten spielen. Seit Jahren! Verstehen Sie?« Der Jakob wollte nicht verstehen. Er sagte: »Was Sie wollen, mache ich. Es handelt sich nur um eine einzige Fahrt!« — Aber die zivile Vernunft lächelte belustigt und meinte, so, wie er sich das da drüben offenbar dächte, sei das ja nun auch nicht. Man würde ihn dort nicht an Land lassen, wenn er so mir nichts, dir nichts angeschneit käme. Und er könne ihm leider nicht dienen.

Dann betrachtete der gutgekleidete Herr hinter dem Schalter seine schöngeputzten Fingernägel so lange, bis dem Mann in dem zerlumpten Feldmantel die Geduld riß. Ohne Gruß

und Dank ging der und schlug die Tür mit frechem Zorn hinter sich zu. Nun war er endgültig froh, daß er wenigstens noch einen gewissen Handschlag einzulösen hatte.

*

Der Jakob hat es gut angetroffen. Der lange Franz teilt in Wahrheit jede Brotkruste mit ihm. Dabei sind es bereits gute vier Jahre, seitdem er die letzte Lohntüte von der Werft mit nach Hause gebracht hat. Aber darüber wird kein Wort verloren. Der Jakob erfuhr diesen Verhalt von den andern, bei denen er auf dem Polizeiamt an jenem Abend das Singen wieder lernte. Sie kennen einander nun längst alle beim Namen, haben auch alle ein und denselben Tageslauf. Des Mittags treffen sie in einem Hinterhofe in einer alten Fleischerküche zusammen. Zwar werden darin keine feisten Schinken und keine fetten Würste mehr gebrüht, aber dennoch werden hier zwei gute Dutzend hungriger Männer Tag um Tag satt. Ein paar Frauen, die morgens kommen und abends gehen, bringen es fertig, daß diese Männer um jede Mittagsstunde einen gedeckten Tisch vorfinden.

Antje ist natürlich auch dabei. Antje ist sogar nicht nur mit ihren fleißigen Händen, sondern auch mit ihrem jungen, ernsten Gesicht von früh bis spät dabei. »Antje!« heißt es bei den Frauen, wenn sie nicht mehr wissen, wovon sie morgen den großen Kessel füllen sollen. »Antje!« heißt es bei den Männern, wenn sie sich voller Wohlbehagen den Mund nach einem schmackhaften Gericht abwischen. Ja: Antje, Antje, Antje, so sagen sie, wenn sie an ein Paar große dunkle Augen denken, an ein schmales Mädchengesicht mit einem blanken braunen Scheitel, kurzum, an eine sehr erhabene junge Frau, die um jede Sorge dieser rauhbeinigen Burschen weiß und wenig spricht und viel tut. Antje, das ist für sie alle ein silberner, feiner Klang inmitten einer Welt von Mißklängen aus

häßlichen Gassen, kreischenden und keifenden Weibern und gelegentlichen Pistolenschüssen.

Die Meute lungert um den düsteren Hof, lauert aus vielen Fenstern, hinter vielen Toren. Kinder gehen für sie Patrouillen, Weiber schreien Alarm, und die Zuhälter fletschen die Zähne und halten die Messer in den Fäusten bereit. Ja, der Mißklang ist allgegenwärtig. Dennoch sind diese paar Frauen hier tagaus, tagein an diesem Platze, weil Antje da ist, nicht nur mit ihren unermüdlichen fleißigen Händen, sondern auch mit ihrer unerschütterlichen Freundlichkeit, mit all ihrer Klugheit und einer unerklärlichen Art von Tapferkeit. Ach Gott, die Männer erschrecken alle heimlich, wenn sie Antje allein in jener Küche wissen und aus diesem oder jenem Grunde ihr Name fällt. Aber Antje ist dort jeden Tag. Darum werden diese hungrigen Männer auch jeden Tag gesättigt, weil sie diese eine Antje haben. Sie wissen es wohl, sie wissen es ganz genau.

Auch der Jakob weiß es. Auch er ist einer von denen, die in geheimer Sorge sind, sobald Antje allein durch jene Gasse gehen muß. Er fand eines Morgens seinen zerrissenen Mantel säuberlich geflickt vor, er fand eines anderen Morgens ein Paar Schuhe mit heilen Sohlen und neue, warmwollene Socken, oh, er fand und fand dies und das und meinte, ein ganz neuer, zufriedener Jakob geworden zu sein, nur weil Antje eben Antje war. Und viele Male wollte er ihr den Ring mit dem Totenkopf und den Runen schenken; aber er ließ es doch und nahm ihn nicht vom Finger. So ging es.

Nun tragen sie alle Tage Flugblätter von Haus zu Haus, von Tür zu Tür, der lange Franz und der Jakob und alle übrigen auch. Einer deckt dem andern den Rücken. Sie haben die Augen überall, haben gleichsam hundert Augen in jedem Schädel, sind immer bereit zum Sprung, zum Schlag, zur Parade. An den Abenden jagen sich die Versammlungen, lauter ungestüme, wilde Angriffe; Angriffe, hinter denen eine gewal-

tige Verbitterung schwelt. Das Volk soll jetzt endgültig zum allerletzten Male ja oder nein sagen, meinen sie. Der Franz sagt, das Volk sei sein eigener Henker, und man müsse ihm nun bald in den Arm fallen. Sie müßten seiner Herr werden, und wie das geschähe, das sei ihm nun nachgerade gleichgültig. Der Jakob widerspricht nicht und möchte demnach vielleicht auch ein Herr in diesem Volke werden. Er behauptet sogar, man müsse einfach eine neue Herrschaft aufrichten und fertig. Jedes Volk wolle wohl gehorchen, aber nicht entscheiden. Das habe man viele Male gesehen, und es werde damit nie anders werden.

Ja, so sprach er. Er, der Landstreicher; so weit war er schon wieder in seinem Stolze gediehen.

Sie sagten ganz offen zueinander, alle, ohne Ausnahme, daß es sie im Grunde genommen nicht kümmern würde, wie sich das Volk demnächst stellen werde. Sieg und Rache waren ein und dasselbe. Sie würden sich beides bald holen. Der lange Franz ruft allemal beim Appell den Namen eines Toten mit auf. Dann straffen sich die Männer allesamt, als ob sie sich für den Ermordeten zur Stelle melden und für ihn »hier!« rufen wollten. Und jedesmal singen sie jenes Lied vom Tag der Rache, ballen die Fäuste und haben dabei grüne Gesichter.

Wenn der Franz und der Jakob tief in der Nacht heimstolpern, macht es ihnen Mühe, die schweren Lider aufzuhalten und alle die heimtückischen Ecken und Hinterhalte der vielen Gassen wachsam abzuspähen. Aber im Namen der Rache schärfen sie ihre Augen, im Namen der Rache hält der Franz kaltblütig die schußbereite Pistole in der Manteltasche. Antje wartet jedesmal, bis sie kommen. Dann steht sie in der Stubentür und fragt, wie es gegangen ist, und ob sie noch Hunger hätten. Nicht etwa: Gott sei Dank, daß Ihr wieder da seid, oder: Ich habe mich schon um Euch geängstigt; nein, davon ist nichts zu hören. Antje sagt: »Ihr habt gewiß noch Hunger«; auf dem Tisch steht dann etwas zu essen.

Zuweilen hocken die beiden Männer bis in den blassen Mor-

gen da und fabulieren von einem neuen Reiche und reden sich in Zorn gegen das träge Volk, das sie lieben und hassen. Wer wollte sagen, daß dieser Haß keine fanatische Liebe zu Deutschland wäre? Wer wollte sich das getrauen? Ihr hättet sie nur sehen und hören sollen, diese beiden, wie sie sich um des Landes willen quälten! Einmal fragt der Lange plötzlich den Jakob, warum und wieso er eigentlich in diese Stadt gekommen sei. Der Jakob sitzt da, hält das Kinn auf die verflochtenen Hände gestützt und schweigt. Der Franz wiederholt seine Frage. Der Jakob verbirgt zuerst seine Hände in den Hosentaschen und erwidert dann, er habe nichts mehr wissen wollen von allem; er habe ein Schiff nehmen wollen; über den Teich fahren. Das sagt er ganz gelassen. Auf einmal aber verfällt er in einen bitterbösen Ton und meint, so, nun könne er ihn ja einen Deserteur heißen, der Franz.

Der aber lacht nur kurz auf. »Gute Nacht!« Es sei Zeit zum Schlafengehen, haha.

Der Jakob liegt lange auf dem alten Sofa und überlegt, ob er sich nicht davonmachen soll. Schließlich schläft er ein, ohne daß er mit sich ins reine gekommen ist. Der Frost verklebt derweilen das Fenster drinnen und draußen mit seinem phantastischen Gerank. Am nächsten Morgen, als der Jakob wieder an das Gespräch des vergangenen Abends anknüpfen will, nennt ihn der Franz ein altes Haus, dem das Dach nicht mehr dicht und der Regen ins Oberstübchen gefallen sei. Der Jakob will sich zur Wehr setzen. Aber da kommt gerade Antje herein, und so muß er alles den Hals hinunterfallen lassen, was er auf der Zunge hat. Nachher winkt der Franz kräftig ab, als der Jakob das Gefecht abermals eröffnen möchte. Das ist das Ende dieses Krieges um Worte, den der Franz verachtet, wie er einmal erklärte.

•

Das Volk, das zum allerletzten Male sein Ja oder Nein sprechen sollte, hat heute gesprochen. Jetzt, am Abend, hockt der lange Franz mit seinen Männern in der Kneipe. Sie lauschen auf die Zahlen, die da durch den Äther des Reiches gefunkt werden. Sie fangen an zu schreiben und zu rechnen, aber sie legen Stift und Papier bald beiseite; erschrocken senken sie die Köpfe, beginnen zu knurren, zu knirschen und zu fluchen: das Volk hat sie im Stich gelassen! Darüber braucht nun nicht mehr Buch geführt zu werden. Was aber soll geschehen, wenn das Volk einfach nicht auf sie hören will? — Jetzt sitzt ein jeder da, starrt zu Boden und schweigt. Das ergibt eine bedrückende Stille, wenn man bedenkt, daß in dieser kleinen Wirtsstube kein Stuhl und keine Bank mehr leer ist. Wenn einer allein schweigt, so ist nichts daran gelegen; wenn aber drei Dutzend Männer, die sonst durchaus ein lautes Wort und derbes Gelächter lieben, dicht gedrängt beieinander hocken und samt und sonders schweigen, so ist das gewiß etwas anderes.

Auf einmal sagt einer doch etwas. »Wie?« fragt der Franz. »Wenn wir nur genug Gewehre hätten«, meint der andere. Da erhebt sich der Franz. Er stützt die Fäuste auf den Tisch, schiebt sein kantiges Kinn vor und bleibt so eine Weile dastehen. Plötzlich fängt er zu sprechen an. Er sagt einfach:

»Ich bin kein Pfaffe und kein Prophet. Ich will niemanden trösten und nichts in die Zukunft weissagen. Ich will Euch nur an etwas erinnern: Vor ein paar Tagen haben wir einen begraben. Der hat auch nicht gefragt, ob wir genug Gewehre haben oder nicht; der hat seine Pflicht getan und dem Führer die Treue gehalten. Jetzt ist er tot, und wir leben noch. Versteht Ihr mich? Was morgen und übermorgen geschieht, kümmert uns nicht. Wir wollen die Macht für unseren Führer, und wir werden sie für ihn erobern, und wenn die ganze Welt gegen uns wäre. Bis jetzt ist es noch immer auf den Willen angekommen und nicht auf die Zahl und nicht auf die Waffen . . .«

Einer springt auf, reißt den Arm empor und ruft: »Es lebe der Führer!«

Da sind sie alle Mann auf einmal wieder auf den Beinen. »Sieg Heil! — Es lebe der Führer!«

Der trotzige Schrei will fast die enge Kneipe sprengen. Dann singen sie: »Die Fahne hoch!« Und nun wird nicht mehr geschwiegen und zu Boden gestarrt, nein, im Gegenteil. Es geht bis in die späte Nacht laut zu. Man könnte fast meinen, daß ihr Stolz geradezu gewachsen wäre, weil das Volk sich nicht für sie entschieden hat und ihnen ihren alten Trotz und Widerstandsgeist gleichsam zum Alleinerbe beließ.

Auf dem Heimwege behauptet der Franz, er habe eigentlich eine Heidenfreude über die sogenannte Niederlage des heutigen Tages. Der Jakob ist dermaßen betroffen, daß er einen Augenblick auf der Straße stehenbleiben muß. Da legt der Lange ihm seine Tatzen auf den Mantelkragen und schüttelt ihn wie damals, als sie zum ersten Male in der Kneipe voreinander standen. Aber davon wird der Jakob nicht klüger. Der Franz lacht und heißt ihn mit einem gewissen Rechte ein Schafsgesicht. Doch auch auf diese Weise ist dem Jakob nicht geholfen. So fragt der andere schließlich, was denn gewonnen worden wäre, wenn etwa heute ein paar Millionen Schmerbäuche und Dummköpfe den Ausschlag für einen Sieg ihrer Sache gegeben hätten? Morgen hätten sie sich damit wichtig gemacht und erklärt: Seht, alles habt Ihr uns zu verdanken! Ob ihm, dem Jakob, das vielleicht nach der Nase gewesen wäre? Wie? — Nein, das nicht, gibt der Jakob zu. Da reckt sich der Franz gleichsam bis in die Haarspitzen hinauf und wiegt die Pistole bedeutungsvoll in der Hand. Er wünsche nur, sagt er, daß sie sich nun ihr Recht endlich mit diesen ihren eigenen Händen holen dürften. Erstens sei es ihnen dann ganz sicher, zweitens sei es dann nachher viel mehr wert und drittens ihm persönlich so viel lieber. Der Jakob antwortet, er wolle das nicht bezweifeln.

Zu Hause erwartet sie wie immer Antje. Sie schlägt nicht

etwa die Hände über dem Kopf zusammen und macht auch kein sonstiges Lamento wegen dieses Tages. Sie sagt zu den beiden Männern, dies sei immer so gewesen, daß die Spreu aus dem Scheffel führe, sobald hineingeblasen würde. Sie sollten froh sein, daß sie nun wieder wüßten, wieviel Korn sie in Wahrheit besäßen.

Ja, ja, die kleine Antje mit ihrem ernsten, jungen Frauengesicht, wie sie das sagt, denkt der Jakob.

Des anderen Morgens beim Frühstück schnuppert der Franz in die Luft. Als der Jakob ihn darob verwundert ansieht, lacht der Franz: »Es riecht nach Pulver, Jakob. Ich mag solchen Geruch sehr gerne.« Der Jakob wittert ebenfalls ein wenig hin und her. Nein, er könne nichts Besonderes finden, sagt er dann. Da schlägt sich der Lange auf die Schenkel, bricht in ein dröhnendes Gelächter aus:

»Oh, Jakob, Du Schafsnase! Hast Du alles verschlafen, was ich Dich gestern lehrte? Es riecht nach Pulver, sage ich. Es riecht nach Barrikaden, nach Revolution. Aber Du scheinst Dir diese Nacht einen Schnupfen zugezogen zu haben? Hoho-ho . . .« — Der Jakob läßt dem Franz ruhig seinen Spott. Er ist merkwürdig unempfindlich heute; ja, er ist sozusagen nur mit den allernötigsten und allerdürftigsten Gedanken in dieser Stube. Er verbirgt nicht einmal die Hand mit Karins Ring unter dem Tische, nein, er stützt den Kopf darein und sieht zum Fenster hinaus. Die Scheiben aber hat der Frost mit seinem Gespinst zugewebt. Wohin also will der Jakob mit seinen Augen?

Er wendet sich auf einmal dem Franz zu, zwingt ihn mit einem Blicke, den der andere bislang gar nicht an ihm kannte, zum Schweigen. Dann sagt er, er wolle wieder nach Hause. Er streift den Kupferring mit dem Totensiegel vom Finger, legt ihn auf den Tisch.

»Antje? Wo ist Antje?« fragt er, obwohl er weiß, daß Antje schon wieder auf dem Wege zur Fleischerküche in jenem Hinterhofe ist. Der Franz will offenbar von dieser törichten

Frage nichts gehört haben. Ja, gut, meint er, er könne verstehen, daß der Jakob bei seinen Männern sein wolle, wenn es losgehe. Der Jakob antwortet, was dies beträfe, so werde er wohl daheim von niemanden vermißt, wenn er ehrlich sein solle. Aber er möchte sie doch alle wiedersehen, den Heini und den Doktor und den Peter und so weiter. Und seinen kleinen Jungen auch. — »Du hast Weib und Kind daheim, Jakob?« Der Franz vermag die Gewalt seines Erstaunens in seinen Zügen nicht zu meistern. — »Ich sprach von meinem kleinen Jungen, den ich sozusagen bei fremden Leuten gelassen habe«, erwidert der Jakob ausweichend; und dann bringt er das Gespräch eiligst auf einen gewissen Heini, auf einen Doktor Soundso, auf den Michel, auf die Rapphengste vom Peter und schließlich gar auf den Neuigkeitsdirektor. Dieser Neuigkeitsdirektor müsse ja wohl ein übler Speckjack sein, meint der Franz. Er verachtet ihn wiederholt, gleichsam auf Treu und Glauben gegenüber dem Jakob. Aber die übrigen gewinnen allesamt seine Achtung, ja sogar eine offenkundige Zuneigung, soweit sich solche überhaupt durch Hörensagen erwirken läßt. Er fragt sogar den Jakob, warum er ihnen allesamt davongelaufen sei, wenn es sich so verhielte, wie er es hier geschildert habe; und der Jakob erwehrt sich des Vorwurfes reichlich mühsam mit umständlichen Darlegungen über dies und das. Von Karin spricht er kein Wort.

Derweilen nimmt der lange Franz den Kupferring vom Tische, betrachtet ihn inwendig und auswendig, dreht ihn, steckt ihn an diesen Finger, an jenen Finger, legt ihn wieder beiseite. Wenn er ihm gefalle, sagt der Jakob, so möge er ihn behalten, bitte sehr. — »Nein, Jakob; ich will ihn Dir nicht abnehmen. . .« — Da der Jakob darauf nicht nochmals sein Anerbieten wiederholt, schiebt der Franz ihm den Ring wieder hin. Er sei sehr schön gemacht, jawohl. Der Jakob nickt und steckt den Ring in die Tasche.

Inzwischen ist es Zeit, zu Antjes Mittagstafel zu gehen. Sie machen sich auf. Unterwegs ein fortwährendes Abschied-

nehmen. Der Franz: Wenn er nun wirklich wieder heimwolle, der Jakob, so könne er ihn gut verstehen, gewiß. Aber er könne auch gerne bei ihnen bleiben. — Der Jakob: »Lieber Franz, ich bin schon sehr lange von daheim fort, es kann sich vielleicht manches inzwischen zugetragen haben, wovon ich nichts weiß. Und ich möchte doch lieber wieder daheim sein, wenn es losgeht. Es hat ja auch gar keinen Zweck, daß ich mir hier noch etwas von einem Schiff verspreche.« — Der Franz erstaunt: »Ja, Du willst doch nicht mehr im Ernst aus dem Lande, jetzt, im letzten Augenblick noch?« — »Wo denkst Du hin, Franz? Nein, nein, so töricht bin ich jetzt nicht mehr, wo ich Bescheid weiß. Ich sagte das nur so.« — Der Jakob muß dem Franz das Ehrenwort geben, daß er in Wahrheit nirgends anders hinwolle als nach Hause. Der Jakob gibt dieses Ehrenwort ohne Zögern. Er ist sogar heilfroh darum; denn schließlich läßt sich jetzt behaupten, daß der lange Franz ihm keine andere Wahl gelassen habe, falls der Peter etwa über seine, des Jakobs, Heimkehr Spöttereien machen sollte. Der Franz meint, sie könnten eine Karte schreiben, damit die daheim Bescheid wüßten. Aber davon will der Jakob nichts wissen. Er wolle sie ein wenig überraschen, ja.

Sie kommen zu Antje, und der Franz sagt ihr, daß der Jakob heimgehen wolle, um Revolution zu machen.

Antje lacht, dies sei nicht einmal ein schlechter Einfall. Fertig. Sie hat auch heute alle Hände und alle Gedanken nebst ihren großen dunklen Augen bei der Arbeit.

Der Jakob möchte ihr gerne die Hand geben und ihr den Ring mit dem Totensiegel und den Runen an den Finger stecken. Aber er weiß sich keinen Weg dazu und läßt den Ring in der Tasche. Nach der Mahlzeit will er sich sogleich auf den Marsch machen. Der Franz meint, nein, so eilig sei das Beginnen auch wiederum nicht, daß er nun mitten in die beginnende Nacht davonrennen müsse. Er möge morgen früh beizeiten aufstehen, dann habe er einen ganzen Tag vor sich. Im übrigen sei zu

bedenken, daß er heute vielleicht gar nirgends mehr ein warmes Quartier fände und dergleichen.

Es bleibt dabei: morgen früh.

*

Auf der Straße liegt ein dünner Schneeschleier, der schwarze Löcher bekommt, wenn man darauftritt. Ein Mann im langen Feldmantel wandert aus der Stadt, trägt einen gelben Karton an einer groben Schnur auf dem Rücken und einen derben Knotenstock in der Hand. Der Franz sagte, auf drei Beine sei mitweilen mehr Verlaß als auf zwei. Mit dem Brotkorb auf dem Buckel wird sich gut reisen lassen, denkt der Jakob zufrieden. Da findet er in der Manteltasche den Runenring und ärgert sich, daß er vergaß, ihn Antje zu schenken. Er würde den Ring nun mit der Post schicken und einen Brief dazu schreiben müssen. Sobald er daheim sei, wolle er das tun. Jaja, Antje! Und sollte er gar den Hannes wieder zu Hause antreffen, der müßte ihm einen neuen machen, ein erlesenes Stück sozusagen.

*

Die Zeiten gehen und wehen, fließen und wenden sich ganz auf ihre besondere Weise. Sie schweben gleichsam über einen dahin, und man steht darunter, wie unter einem fliegenden Himmel. Ja, die Zeit kann keiner festhalten; und niemand kann ihr entfliehen. Da steht man und sieht sie dahinfahren, und hinter ihr bleibt dies und das mit anderer Farbe und anderer Gestalt zurück, ist gedreht und gewendet worden und hat auf einmal einen ganz anderen Platz oder ein ganz anderes Aussehen. Und dann heißt es hinterher: Ja, die Zeit, die Zeit! Sie bringt vieles zuwege, wovon wir uns eigentlich nichts geträumt haben!

Aber die Sonne bleibt die Sonne, und der Winter bleibt

der Winter, und der Schnee ist noch allemal weiß und kalt gewesen, sooft er fiel. Auch diesmal ist das nicht anders.

Jetzt liegt er im ganzen Lande und deckt die Wiesen, Wälder, Felder und Wege zu; die Dörfer, die Gehöfte und in den Städten wenigstens die Dächer. Der Heini ging hin, lud sich die Bank vor seinem Hause auf den Rücken und trug sie in den Schuppen. Sie ist eine Frühjahrsbank, nichts weiter. Jetzt will niemand auf ihr sitzen. Die Zeit hat sich eben einfach gewendet. So geht es. Das Schellengerassel der Pferdeschlitten ist an der Reihe; die warmen Pelze und die dicken Mäntel sind an der Reihe; die Bänke, die neben den brummenden Öfen stehen, sind an der Reihe.

Was das Schlittengeläute betrifft, so war in diesem Punkte im vorigen Jahre der Peter mit seinen beiden Hengsten sozusagen Herr aller Straßen und des Marktplatzes selbst. Niemand in der ganzen Gemeinde war sicher, daß nicht hinter ihm plötzlich die beiden ungestümen Rappen vom Peter dahergesaust kamen. Dann mußte ein jeder, wer er auch sein mochte, aus der Bahn springen und zusehen, daß er nicht über den Haufen gerannt wurde. Ja, es war nicht anders. Hussa, heißa und Peitschengeknall; pure Lust am Ärgernis anderer Leute, so hatte es der Peter das vergangene Jahr den lieben langen Winter über getrieben.

Vielleicht hätte er es auch diesmal wieder so gemacht. Aber schließlich hatte sich ja inzwischen die Zeit ein wenig gedreht und gewendet. Die Bauernbank wollte dem Peter ganz plötzlich eines Tages für nichts mehr gut sein. Er bekam einen Brief, und darin stand alles; daß er eben einfach das Geld zurückzahlen solle, welches sie ihm für die Staatssteuern geliehen hatten. Basta. — Er schlug einen uralten Forst. Er feilschte um den Preis; aber es gab sozusagen keinen Markt mehr für Tannen und Buchen aus Deutschland. Er verkaufte nicht, weil er nicht verschenken wollte. Er ließ das Holz liegen. Die Bank schrieb abermals. Diesmal drohte sie gar schon mit

Gant und Gericht. Er ging erneut feilschen und verkaufte. Besser gesagt: er verschenkte sein Holz und nahm dafür ein Almosen. Das trug er auf die Bank.

Da schrieb das Steueramt einen Brief, er habe das und das zu zahlen. Der Peter aber hatte kein Geld mehr und auch keinen Forst mehr, der wenigstens noch ein Almosen hätte einbringen können. Er fragte auf der Bauernbank, ob sie ihm nicht wieder etwas leihen wollten. Nein, sagten sie, danke. Dein Hof ist nicht so hoch im Kurse. Wir könnten viel verlieren, selbst wenn du ihn uns zum Pfande verschreiben wolltest. Wir haben ganz andere Aussichten auf ganz andere Höfe. Und im übrigen ist es ja nur die Hälfte der Schuld gewesen, die du uns zurückgegeben hast ...

Der Peter dachte hin und her, wie er die Schlinge vom Halse streifen könnte. Aber da kamen sie auch schon, und es hieß: Im Namen des Staates! Du hast zwei Pferde, die dir unnütz den Hafer fressen. Du kannst auf deinem kleinen Gut mit einem auskommen. Das ist für deine paar Äckerchen auch noch genug. Also her mit dem einen Rappen. Wir werden ihn verkaufen und den Staat auf diese Weise bezahlt machen. — Der Peter brüllte, nahm einen Prügel zur Hand und trieb den Staatsdiener zum Tore hinaus. Sie kamen jedoch wieder und brachten Pistolen und Säbel mit; das heißt, die zwei Landgendarmen, die der Gerichtsvollzieher holen ging, hatten solche dabei. Der Peter war daraufhin nicht handsamer; nur ließ er den Prügel liegen. Er wolle das Roß lieber mit der Axt erschlagen, schrie er. Da lachten sie und zeigten auf den anderen Gaul, der sei ja auch gut im Futter. Kurzum, der Peter verlor den einen Hengst und wurde überdies noch ein paar Tage eingesperrt.

Als er wiederkam, schwor er zwar, daß er nicht ruhen wolle, bis er seinen Rappen wiederhabe. Aber trotzdem stand das Tier jetzt einstweilen beim Großbauern im Stalle, und niemand hätte zu behaupten gewagt, daß es dort nicht bleiben würde; den Peter natürlich jederzeit ausgenommen. Oh, der Groß-

bauer hatte sogar wissen lassen, daß er dem Peter das andere Roß auch noch aus der Deichsel zu spannen gedächte. Der Peter habe auf der Bauernbank ein gewisses Konto offenstehen. Das mache bald in Bausch und Bogen einen guten Gaul aus, wenn man noch ein wenig zuwarten wollte. Was nun die Bauernbank betraf, so war weit und breit bekannt, wie mächtig der Geier dort war. Der Peter durfte jedenfalls auf allerlei gefaßt sein.

Trotzdem aber hatte er im Ochsen herumgeschrien, er werde dem Großbauern das Kreuz abschlagen, und der Alte habe ihm das Roß gestohlen. Jawohl: gestohlen! Als der Peter so redete, war er trunken. Aber selbst wenn er nicht trunken war, redete er keineswegs anders als: Er werde den Geier umbringen oder er werde ihm den Hof anzünden und ihn darin rösten. Kurzum, der Peter war vollkommen von Sinnen, seitdem er den einen Hengst verloren hatte. Er saß einen jeden Tag, den Gott werden ließ, in der Küche in der finstersten Herdecke. Er lehnte ebensooft untätig im Stalle an der leeren Raufe neben seinem einen und einzigen Rappen, saß auf einem Bündel Heu und vertat dort ganze Stunden; ja, er stellte schließlich sogar eine Kiste in die leere Boxe, um noch besser und gründlicher die Zeit an diesem Platz versitzen und vertun zu können. Draußen auf dem Markt und auf den Gassen wurde er überhaupt nicht mehr gesehen, und kein Mensch brauchte mehr zu fürchten, daß etwa plötzlich wieder eine gewisse wilde Schlittenjagd dahergefahren käme. Nein, das war vorbei. Was sonst mit Pferdeschlitten fuhr, war keine Jagd, sondern gewohnter Anstand und öffentliche Biederkeit, vor der niemand aus der Bahn zu springen brauchte.

Wie gesagt, der Peter war gleichsam gar nicht mehr in der Gemeinde da. Es wäre ein leichtes gewesen, zu behaupten, ihm sei ein Bein abgeschlagen worden, und er könne nicht mehr gehen. Von dem Mißgeschick mit seinem einen Auge brauchte dabei nicht einmal die Rede zu sein. Immerhin mochte es auch

seinen gewissen Anteil daran haben, daß der Peter lieber dasaß und nicht gern außer Hauses ging. Sah man ihn dennoch draußen, so schien er fast ein alter Mann; zwar einer mit breiten Schultern und derben Knochen und starken Muskeln, aber trotzdem ein alter Mann, vornübergebeugt und unsicher im Gehen.

Vor einem Vierteljahr noch pflegte er immer mächtige Schritte zu machen, pflegte er sozusagen ganze Straßen für sich allein zu beanspruchen. Oh, wie hoch trug er damals seinen eckigen Schädel, zumal wenn er die Fahne, jene gewisse Fahne, in den Pranken hielt und damit den anderen voraufmarschierte. Dann blitzten seine scharfen Augen geradezu prahlerisch über anderer Leute Köpfe hinweg. Eitel Stolz, Trotz und Wildheit. So mag es auch gewesen sein, als er jenem berittenen Polizisten widerstand, der ihn bei einem Marsch durch die Stadt von der Straße weichen hieß.

»Was?« schrie der Peter, »Du willst Dich mir mit diesem Klepper in den Weg stellen? Du meinst, daß ich diese Fahne wie einen alten Regenschirm vor Dir zusammenrolle? Haha!«

Der Berittene holte aus und schlug ihm den langen Knüttel aus hartem Gummi über das Gesicht. Das Ende fuhr dem Peter ins Auge. Dieses Auge war verloren. Der Peter behielt eine rote Narbe über der Stirn und einen starren Zug in einem finsteren Gesicht. Ein Einäugiger hat es schließlich auch nicht so leicht mit Freundlichkeit und Lächeln wie andere.

Der hochwürdige Herr wußte aus der Sache Kapital zu schlagen und machte sich eine Predigt, in der vom Kainsmal und den Gezeichneten die Rede war und von Gottes vielerlei Strafgerichten auf Erden. Von dem Rappen hätte er ja auch eine Predigt machen können. Aber das wollte er dann doch nicht ...

Der Peter seinerseits gewöhnte sich daran zu sagen: »Auge um Auge«, wenn er von seinen Feinden sprach. Und allen seinen Freunden lief ein wenig Frost über den Rücken, wenn

sie ihn so hörten und ihn dabei von vorne oder von der einen Seite mit dem toten Auge ansahen.

Ja, so war die Zeit gegangen; so gingen nun die Tage.

Bezüglich der frühen Abende bleibt zu bemerken, daß gerade sie es nun sind, die den Peter neuerdings hinter seinem Herde hervorzulocken und aus der leeren Box herauszutreiben pflegen. Wenn es dunkel wird, tappt er aus dem Hause. Der Stallknecht des Großbauern traf ihn bereits viele Male um diese Zeit auf dem Fahrweg an. Denn von dort aus kann man das Stampfen der Gäule und das Klirren der Ketten im Pferdestall des Großbauern gut hören. Der Stallknecht mißtraute dem Peter einige Zeit und lag viele Abende auf der Lauer. Aber der Peter kam nur über den Fahrweg, blieb stehen und pfiff einmal schrill durch die Finger. Dann wieherte der neue schwarze Hengst heiß und ungebärdig, fing an zu tanzen, zu reißen und zu schlagen. Mehr wollte wohl der Peter nicht; denn jedesmal, wenn der Gaul ordentlich rumorte und trompetete, ging der Peter wieder von dannen. Der Knecht konnte weiter nichts tun, als auf seiner Lauer liegenbleiben und die beiden gewähren lassen. Denn schließlich würde sich der Peter weder den Fahrweg noch das Pfeifen von ihm verbieten lassen. Der Knecht hatte wohl einmal einen Versuch gemacht, mit dem Peter in ein scharfes Gespräch über diese merkwürdigen Abendspaziergänge zu gelangen. Als er jedoch vor ihm stand, schien ihm dieser Peter nicht ganz ungefährlich, und so ließ er es bei alltäglichen Redensarten über Rosse und Witterung bewenden. Der Peter wollte wissen, wie er, der Knecht, mit seinem Schwarzen zufrieden sei. »Ja nun«, sagte der Knecht, »ich habe keinen besseren noch nicht in einem Stalle gehabt. Aber er beißt und schlägt wie eine Katze, und den Alten kann er überhaupt nicht riechen.« Da platzte der Peter mit einem Gelächter heraus, das einem durch Mark und Bein ging. Als er davontappte, hörte der Knecht ihn noch immer in dieser bösartigen Weise vor sich hinlachen.

Dort kommt nun der Peter wieder langsam über den dunkeln Fahrweg gegangen. Er ist heute reichlich spät daran. Er war beim Heini. Sie tranken ein Glas Bier zusammen und redeten einander ihre Sorgen ein wenig von der Leber. So kam er heute später als sonst auf seinen Spaziergang.

Der Schnee ist weich. Kein Laut, wenn einer dahergeht. In den nackten Bäumen faucht ein zügelloser Wind und bläst eisigen Staub vom jammernden Geäst. Der Peter bleibt einen Augenblick gegenüber dem Stalle stehen. Das erbärmliche Heulen in der Luft erwürgt diesmal seinen Pfiff ... Ach, das dumpfe Stoßen der Hufe! ...

Aber der Hengst scheint heute nicht zu hören. Nun gut, der Peter wandert weiter. Er hat noch manchen Gedanken im Kopf, dem die Abkühlung hier ein Balsam ist. Draußen auf dem Felde beißt der stiebende Schnee ihm ins Gesicht. Dieses verteufelte Glasauge beginnt zu brennen und zu stechen. Es könnte auch ein Auge aus Eis sein und brennen wollen. Der Peter flucht: »Ich werde dich nehmen und dem Geier das Fenster damit einwerfen!« Aber dann muß er über seinen eigenen, törichten Ingrimm lachen. Er findet gar Gefallen an dieser Lustigkeit und betreibt sie daher weiter. Ob er es am Ende vielleicht noch in den Hosensack stecken solle, damit es ein wenig warm würde, sagt er und meint sein gläsernes Auge, hoho ...

Er macht mit diesem Auge ein richtiges Gespräch. Der Hengst hörte ja heute nicht auf ihn. Er könnte zwar auch mit dem Wind zwiesprechen. Der Wind? Der ist Allerweltssache, aber dieses Auge gehört ihm, dem Peter, ganz allein. Er zahlte sogar Geld dafür. Also kann er mit ihm machen, was er will; und da er es nicht ohne weiteres von sich werfen will, schmäht er es wenigstens zu seinem Vergnügen.

»Gut, ich kehre um«, sagt er. »Dir zuliebe kehre ich um. Ich werde dich nach Hause tragen und dich in ein Bett legen. Ich

werde dir überhaupt ein eigenes Bett geben und dich hineinlegen. Dann kannst du bereits für mich vorausschlafen, wenn ich noch spazieren gehen will, haha. Oder ich werde dich in die Hundehütte legen und den Hund verkaufen. Denn du brauchst mich ja nicht und kannst ja Tag und Nacht wach bleiben, nicht wahr? Ja, du bist dein Geld schon wert, du. Man muß dich nur richtig zu nehmen wissen ... Soll mir einer sagen, er wäre großartiger daran! Den lieben Gott will ich ausnehmen. Es heißt ja, daß er auch ein Auge hat, das er Tag und Nacht nicht zu schließen braucht. Aber dann müßte er doch vieles sehen, was nicht in Ordnung ist, meine ich. Dann müßte er zum Beispiel schon längst gesehen haben, daß beim Großbauern ein Pferd zu viel im Stalle steht und bei mir eines zu wenig. Haha, am Ende haben sie ihn auch mit einer alten Glaskugel betrogen und ihm weisgemacht, es sei ein Auge ...«

Dort ist der Hof des Großbauern wieder. Der Wind orgelt um den Stallgiebel. »Du wirst deinem Schwarzen doch noch ‚Gute Nacht' sagen«, meint der Peter und nennt sich selbst beim Namen. Er steckt die Finger in den Mund, um noch einmal darauf zu pfeifen.

Plötzlich zuckt er zusammen. Fuhr dahinten nicht eine rote, zitternde Zunge aus dem Giebel?

Da! Heiliger Herr! Da leckt sie heraus, blutrot, springt hin und her, duckt sich, springt von neuem auf, spitz und steil. Jetzt bläst sie der Wind breit auseinander. Jetzt ist dort auf einmal ein glühender Schlund in dem First. Er speit eine lange, gelbe Stichflamme in die schwarze Nacht hinauf. Sie zerflattert, zersprüht in einer Saat von Funken, schießt abermals empor, noch wilder, noch höher. Und da drinnen steht der Schwarze an der Kette, dein braver, schwarzer Hengst! Hörst du ihn schnauben? Hörst du ihn aufgeregt schlagen? Hörst du ihn?

Der Peter rennt mit gewaltigen Sätzen voran, hält die Hände wie einen Trichter vor den Mund, schreit: »Feuer! Feuer!!« ... »Heraus!!!«

Den Riegel von der Stalltür! — Verdammt, hat dieser verfluchte Geier am Ende die Tür zugenagelt? — Hat wohl Angst, daß ihm einer den Hengst stehlen käme? — Gott sei Dank, daß da diese Holzprügel liegen. Die Stalltür splittert, kracht. So. Jetzt lassen sich die Planken aus den Angeln reißen. — Dort! Dort! Dort tänzelt er. Er, der Hengst vom Peter, der großartigste Rappe der Welt. Er wiehert. Ach, wie ungebärtig er wiehert! Wie herrlich sein Fell auf dem festen, schlanken Nacken schimmert. Er schnaubt, er bebt, seine großen Augen glänzen. Er hat die Ohren ganz tief zurückgelegt, knallt mit den harten Hufen gegen die Stangen, gegen die Mauer, tanzt rundum, und die Kette knackt in den Haken.

»Oh, mein Sohn, da bin ich! Siehst Du, da bin ich!« — Der Peter fällt seinem Pferde um den Hals, spürt das sammetweiche Maul in seiner Hand, an seiner Wange. »Ja, ja. Ja, mein Sohn, ich bin da. Gewiß, mein braver Sohn, ich bin da und hole Dich. Ich bin genau zur rechten Zeit gekommen, siehst Du. Ruhig! Brav! Nicht aufregen, mein Sohn. Nein, Du wirst nicht gebraten. Nein. Nein. Ich will Dich doch lebendig wiederhaben, verstehst Du? So, nun komm, komm, mein Sohn . . .« Dort traben sie über den Hof, der Peter und sein Hengst. Ein Jubeltrab, fürwahr. Aber der Peter hält drüben vor dem Gesindehaus noch einmal an, streichelt dem fiebernden Tier zärtlich das glänzende Fell und lacht auf die gleiche Art in sich hinein wie neulich, als er den Stallknecht auf dem Fahrweg stehen ließ.

Blutroter Schein flackert über die Gebäude, über den Platz. Geschrei, verzweifeltes Geblöke und entsetztes Tiergebrüll von Mensch und Vieh. Das Dach des Stalles knattert und knirscht. Ein zischender Flammenkranz weht haushoch daraus empor. Getümmel. Es splittert und kracht ringsum. Brausende, siedende, brodelnde Glut. Der Wind rast mit phantastischen, sprühenden Feuerfahnen davon. Da! Mit einem Male springt die rote Schlange in einem gewaltigen Satze

hinüber auf den Kamm der Scheune; schon wirbeln die Flammen knisternd über die knackenden Dachziegel ...

Da hört der Peter auf zu lachen. Nein, hier gibt es ja auch nichts mehr zu belachen, und der Hengst zittert sogar vor Aufregung und Schreck. Der Peter führt ihn aus dem wilden Wirrwarr heraus und von dannen. Kein Mensch hindert ihn daran, keiner achtet auf ihn. Er aber spürt den heißen Atem seines Pferdes erregend an seiner Wange, und sein gläsernes Auge könnte weinen vor Freude, wenn es dies nur vermöchte! Ja, da dampft der warme Atem eines Pferdes — »meines Pferdes«, berichtigt der Peter sich selber — und bringt das Tier an jene Raufe zurück, vor der es einst groß wurde; gleichsam ins Vaterhaus, ja. Ach, wer hätte das ahnen können am Tage, als die Box leer war!

Die beiden Hengste ergreift dieses Wiedersehen auf merkwürdige Weise. Daß sie einander bereits fanfarenhell zuwieherten, noch ehe ihre Augen einander wahrnehmen konnten, das ist für heißblütige Pferdeverhältnisse nicht weiter verwunderlich. Auch dies ist nicht das Bemerkenswerteste, daß sie sich gegenseitig sanft die Mäuler rieben und ihr Willkommengeschnupper sozusagen einem überwältigten Geflüster gleichkam. Nein, das unerhörte Ausmaß ihrer Ergriffenheit verrät allein die Tatsache, daß sie alle einstige Eifersucht um den Peter in dieser großartigen Stunde brüderlich begraben. Sie drängen sich eng aneinander und umhalsen sich. Fürwahr, diese stolzen, schwarzen Gesellen umhalsen sich fast wie glückliche, menschliche Kinder. Gewiß, auf ihre eigene Art und natürlich nicht anders. Aber dennoch fast wie verständige Leute, die von einem wunderbaren Glücksgefühl hingerissen sind. Ach, seht sie nur an! Da stehen sie still wie zwei friedfertige Lämmer Seite an Seite, haben die Köpfe lauschend zueinandergesteckt und schlagen mit den langen Schweifen unaufhörlich einen einträchtigen Takt zu den Geheimnissen dieser stummen Zwiesprache. Kein Biß, kein Bäumen, kein Stoß, keine Übeltat. Die beiden Zankbolde

von einst feiern ein stilles, versöhntes Wiedersehen; feiern ein unaussprechlich ergreifendes, inwendiges Fest des Pferdedaseins. Und der Peter lehnt sich an die Krippe, streicht den Tieren immerfort über die zuckenden Nüstern und schweigt.

Warum schweigt er? — Wie? — Er hält eine Andacht. Dieser Bauer hält Andacht mit zwei Geschöpfen, die keiner Rede mächtig sind und dennoch zu seinem Herzen sprechen. Ja, sie sprechen ihm bis in die Tiefe seines Herzens. Das will beim Peter etwas Unerhörtes heißen, daß ihm jemand in sein Herz hineinzusprechen vermag. Diesmal sind es nur zwei treue Rappen, seine beiden treuen schwarzen Burschen. Hätte er zwei gesunde, lebendige Augen, so müßte er sie nun alle beide schließen, das rechte und das linke; er hat etwas in sich niederzukämpfen, das ihm das Wasser heiß aus den Lidern treiben will. Dort steht er zu Häupten der beiden Pferde, hat seine Arme um ihre Köpfe gelegt und flüstert mit ihnen. Mit zwei starken Rossen flüstert er. Lauter Schmeichelei. Der Peter vermeint am Ende gar, sie antworten zu hören, die Tiere. Aber sie suchen nur seine Hände und seine Wangen mit ihren weichen Mäulern. — Kein Mensch weit und breit kann etwas von dem ahnen, was sich in dieser Nacht in diesem finsteren Stalle heimlich abspielt.

Gegen Morgen wird die Frau vom Peter aus dem Schlafe geweckt. Barsches Gepolter und Gerüttel an der Haustür, drohende Stimmen. Als sie das Fenster öffnet, schreit ihr der Großbauer mit erhobenen Fäusten entgegen, sie solle nur sogleich den Dieb und Brandstifter selber herausschicken, damit er ihn erwürgen könne, den Lumpenhund, und der grauköpfige Landgendarm verlangt Einlaß. Die Frau, voller Furcht und Entsetzen, schlägt das Fenster zu. Damit ist natürlich niemandem gedient. Schließlich hätte der junge Wachtmeister noch die Tür vom Hause abgerissen, und so muß des Peters Weib wohl oder übel aufschließen kommen. Natürlich flennt sie, schluchzt sie und beteuert hundertmal, sie wisse weder das eine noch das

andere, und »Du lieber Herrgott hilf!« heult sie in einem fort, und was der Bauer, der Narr, nur wieder angestellt habe.

Die Polizisten halten sich mit ihrem Gejammer nicht lange auf und durchsuchen Kammer um Kammer, Keller und Dachboden. Der Blaue und der Geier immer hinterdrein. Da sie den Peter jedoch nirgends finden, drohen sie der Frau das Gefängnis an, wenn sie nicht endlich sagen wolle, wo der Peter sich versteckt habe. Sie aber greint unaufhörlich, nein, dieser Bösewicht, welches Unglück er nur über sie gebracht habe, und bei der heiligen Jungfrau, sie würde ihn nicht schonen, wenn sie wirklich wüßte, wo er sich verborgen halte. Das ist alles zwar viel Wasser auf die Mühle vom Geier, aber die Gendarmen können damit nichts anfangen.

Schließlich mag es ihnen durch den Kopf gegangen sein, daß noch niemand je ein Pferd in Bett oder Truhe zu verheimlichen vermochte; und da sie wenigstens den Hengst wiederfinden wollen, so geht es jetzt in Scheune und Stall. Und da, im Stalle, kommt alles sozusagen unumwunden an den Tag. Der Großbauer und der Blaue erheben ein großes Geschrei, als sie den Peter auf einer Schütte Heu schlafend finden. Ein Glück, daß der grauköpfige Landgendarm auch zur Stelle ist. Während der Peter sich das gesunde Auge wach reibt, sagt der Polizeiobere ohne Umschweife, er möge ihm auf das Amt folgen; und dazu klirrt er mit einer kleinen, stählernen Kette in der Tasche.

Des Peters Gesicht erstarrt und sieht im stechenden Licht der Suchlaterne unheimlich weiß und wild aus. Aber er lacht, der Peter; ein grimmiges Fauchen, das seinen schmalgeöffneten Lippen wie glühender Dampf entfährt. Er erhebt sich langsam, zupft sich die Halme von der Joppe und fragt mit düsterer Ruhe, was dieser ganze Aufzug zu bedeuten habe. Der Gendarm erwidert, das wolle er ihm an einem anderen Platze schon noch erläutern. Der Blaue drängt sich heran und hält ein paar blitzende Handschellen hin: Der Herr Kommissar möge sich

ihrer bedienen. Jener dort sei ein gefährlicher Bursche, das sei ja jetzt nicht mehr abzustreiten ... Da hebt der Peter die Hand und meint, ob er ihm, dem Blauen, mit dieser Hand hier seine gelben Zähne aus dem Maule schlagen müsse?

Als in diesem Augenblick der junge Wachtmeister sich ins Zeug legt, und den Peter fragt, wo er es eigentlich gelernt habe, anderen Leuten ihre Gehöfte so kunstgerecht in Brand zu stecken, da hätte die Sache unschwer ein böses Ende nehmen können. Denn der Peter bleckt plötzlich sein starkes Gebiß, tastet hinter sich und hat auf einmal eine blanke Axt in der Hand. Aber da hört er sein Weib schreien, bei der heiligen Jungfrau, sie sollten ihn doch nicht auch noch einen Mord anrichten lassen, den Verbrecher ... — Ei, seht, das sitzt!

Der Peter legt den Kopf schräg, als ob er schlechte Ohren hätte und ganz scharf lauschen müßte, beugt sich ganz langsam, ganz weit zurück, stiert irgendwohin nach oben und läßt die Axt zu Boden fallen. Er preßt die eine Faust gegen das tote Auge, er ächzt. Der Schädel sinkt ihm auf die Brust; er geht hinaus. Niemand ergreift ihn, niemand legt Hand an ihn. Denn dies ist ein ganz und gar erledigter Peter, der da hinausgeht. Die grünen Landgendarmen folgen ihm. Es hat den Anschein, als ob sie nur zufällig ein und denselben Weg hätten, die drei.

Ein Glück, daß der Peter das fistelige Gelächter des Blauen und das Gekrächze des Geiers nicht mehr vernimmt. Denn seine, des Peters eigene Frau sagte, es habe solch ein schreckliches Unglück ja kommen müssen, weil der Peter den rechten Glauben verachtet habe und ein Ketzer geworden sei. Und darob fistelt der Chinese, und der Geier krächzt.

Es ist weiter ein fast noch größeres Glück, daß der Peter nicht mehr in der Nähe weilt, während der Großbauer wie ein Irrsinniger unter ungeheuerlichen Verwünschungen mit einer Forke auf den angeketteten Hengst einschlägt. Das Tier springt schaumtriefend, verzweifelt hin und her, stöhnt angstvoll, und das Gebälk dröhnt unter seinen rasenden Hufschlägen. Aber

dann plötzlich ein gellender Aufschrei! Die Forke entfällt dem Peiniger, er taumelt. Der Blaue fängt ihn auf, bevor er unter den wilden Pferdeleib stürzt und zertrampelt wird. Des Großbauern rechte Hand ist ein blutiger Klumpen geworden.

*

Da das Verhör nichts ergibt, was den Verdacht gegen den Peter eigentlich rechtfertigen könnte, bleibt dem Landgendarm nichts anderes übrig, als diesen Mann letztlich wieder nach Hause gehen zu lassen. Damit aber ist das Lied längst nicht aus. Immer wieder holen sie den Peter auf die Station und umgarnen ihn mit einem Netz von Fragen. So soll also wohl der Peter mit Gewalt zu einem Brandstifter gemacht werden, wie?

Es sind bittere Tage für den Einäugigen, und weder Zorn noch Galle wollen ihm von Nutzen sein.

Die Behauptung des Großbauern läßt sich zwar nicht beweisen, aber auch nicht widerlegen. Tatbestand bleibt Tatbestand. Der Peter war an jenem Abend auf dem Fahrweg gesehen worden. Hier der Fahrweg, drüben der Stall. Und dann kurz vor dem Brande der Peter an dieser Stelle, und sobald das Feuer brannte, wiederum und sogar der erste am Platze: der Peter! Er vermag keine vernünftigen Gründe dafür anzugeben, aber er gesteht auch nichts ein. Der Geier hat auf seinen Eid ausgesagt, er habe den Peter mit eigenen Augen an jenem Abend um den Stall schleichen sehen. Der Stallknecht hat zu Protokoll gegeben, daß um die fragliche Zeit ein Mensch von ihm beobachtet wurde, der den Fahrweg daherkam, dem Stall gegenüber stehenblieb und dann weiterging. Dann sei der Peter auf einmal im Hofe gewesen und habe »Feuer!« geschrien. Ja. Was der Peter im Ochsen seinerzeit in seiner Trunkenheit dahergeredet hatte, war natürlich auch nicht unbekannt geblieben. »Auge um Auge«, habe er gesagt. Kein Seelenamt und keine Mette würden den Großbauern vor seiner Rache schützen, habe er wörtlich gesagt. Allgemein heißt es, daß der

Peter ein gottloser Mensch ist, dem jedermann alles zutrauen darf. Selbst sein eigenes Weib hat diese Meinung geäußert. Dafür ist der Blaue Zeuge geworden. Und wenn gar der Herr Pfarrer einmal an geweihter Stätte von einem gewissen Kainsmale gesprochen hat, so muß das auch in die Waagschale geworfen werden . . .

Jener Knecht, um das nicht zu vergessen, weiß genau, daß der Peter soundsooft abends dahergekommen ist und gepfiffen hat. Auch das ist nicht unbedenklich angesichts der schlimmen Ereignisse. Der eigenmächtig entführte Rappe braucht gar nicht erst eine Rolle zu spielen, nein.

Fürwahr, in der ganzen Gemeinde ist ein erbittertes Hin und Her im Gange. »Die Wahrheit wird schon noch an den Tag kommen«, sagen die einen. Die anderen sagen dasselbe. —

Was den Geier betrifft, so scheint es, als ob er nun als leidgeprüfter Mann seine weitberühmte Frömmigkeit erst vollends unter dem Scheffel hervorgeholt hätte, um alt und jung ein Beispiel der Tugend zu sein. Ein granitenes Beispiel, dem keine Feuersbrunst etwas anhaben kann. Zwar vermag er die Hände nicht mehr nach Regel und Sitte zu falten, denn ein bissiger Hengst schlug ihm die Rechte zu einem blutigen Klumpen zusammen, dem Armen. Aber er singt ergriffen und betet ergreifend, sooft im Hause des Herrn gesungen oder gebetet wird. Dann opfert er den Weihrauch des Mundes fast nach der Art der erlesensten Dulder und Hiobe.

Was aber tut der Peter? Nichts dergleichen! Er hockt Abend für Abend in der Wirtsstubenecke im Roten Ochsen und lauert darauf, daß vielleicht irgendeiner ein vorlautes Wort über den Brand verliert, um dann mit boshaften, spöttischen Reden oder gar mit wirklichen Faustthieben über den Unvorsichtigen herzufallen. Jedenfalls hat er bereits der halben Gemeinde in einer einzigen Woche nach diesem Rezepte seine Maulschellen angeboten. Da ihn aber alle ehrbaren Leute natürlich von vornherein mit Verachtung strafen, so findet er

keinen, der ihn etwa sein Mütchen an seiner Nase oder auf seinem Rücken kühlen ließe. Daher sitzt der Herr Peter also allabendlich allein in seiner Ecke. Der Alkohol bläht ihm den Schädel rot auf, und die Narbe brennt wie eine blaue Flamme oder auch wie ein böses Mal über seiner schwitzenden Stirn. In diesem Zustand pflegt er dann mit dem Bierglase Zwiesprache zu halten; allerdings schwatzt er dann so laut und so deutlich, daß viele ehrbaren Männer daraufhin meist ihre Zeche zu zahlen begehren. Der dicke Wirt hat gewiß alles getan, um den ungemütlichen Stammgast in jener Ecke aus seinem Hause hinauszuloben. Er ging soundsooft zu dessen Tisch hin, sagte: »Guten Abend, Peter«, und suchte in ein passendes Gespräch mit ihm zu kommen. Der Einäugige aber knurrte jedesmal gefährlich und riet ihm, er solle seinen Wanst hinter dem Schenktisch lassen. Er wolle einen so faulen und unnützen Bauch nicht sehen. Wenn er ihn aber der Höflichkeit halber unbedingt anschauen müsse, würde er allenfalls sein gläsernes Auge auf einen Teller legen und ihm den Teller zum Schenktische hinüberbringen lassen. Haha.

»Also mach, daß Du mir aus den Augen kommst!« hieß es. Darauf konnte man den Wirt beleidigt fragen hören, ob der Peter ihn am Ende gar aus seiner eigenen Gastwirtschaft hinausschaffen wolle?

»Ich kam nicht, um Dich zu sehen, oder um Deinem Geschwätz zu lauschen«, erklärte der Peter, »ich will Dein Bier trinken. Du geh mir aus den Augen.«

Oder er gab zur Antwort, er wisse ihm, dem Wirt, nichts Neues über einen gewissen Brand. Aber er hoffe, am Ende hier vielleicht dergleichen zu erfahren. — »Warum bist Du denn so unwirsch, Peter? So kannte ich Dich sonst gar nie!« flötete dann wohl der Dicke. Oh, er war ein scheinheiliger Tropf. Der Peter ergriff zuletzt wütend das Glas, stieß es derb auf die Holzplatte. Aus. Dann trollte sich der Wirt. Wer hätte behaupten wollen, daß er nicht alles getan hatte, was

gegenüber jenem bösartigen Burschen in seiner Macht lag? Bedenkt doch nur, was es heißt, mit einem Kerl anzubinden, der ein Auge aus Glas hat und sogar damit vor allen Leuten seinen Spott treibt. So einer ist er.

Außerdem soll er ein Brandstifter sein! Wenn man ihn erst überführt hat, kommt er ins Zuchthaus. Ja, so einer ist das!

Wie gesagt, es sind schlimme Tage, und der Peter mag zusehen, wie er mit ihnen fertig wird. Das allerschlimmste ist, daß es gar nicht einmal um seinen Kopf allein geht. Der Doktor, der Heini, der Michel, die Fahne, ja alles steht sozusagen mit auf dem Spiel. Die Leute tuscheln nicht nur hinter dem Peter drein, die Leute brechen auch über seine Freunde und seine Fahne den Stab.

»Seht«, sagen sie, »das sind sie also, die Volk und Reich zu befreien vorgeben! Weil ihnen ihr Spiel mißglückt ist, fangen sie an, sich an ehrbaren Personen zu rächen. Früher sangen sie von der Rache, jetzt fangen sie schon an zu sengen und zu brennen, jaja. Ist es da noch zu viel behauptet, wenn man von einer Verbrecherhorde spricht?« — Diese Meinung wurde weit und breit so schnell bekannt, wie der Brand selbst, ja fast noch schneller; sie frißt sich wie ein Feuer in die entferntesten Gegenden durch und läßt sich nicht löschen. Der Neuigkeitsdirektor bläst dieses Feuerlein Tag für Tag mit seiner Spitzfindigkeit an und nährt es redlich.

Der Heini gerät darüber in eine so außerordentliche Wut, daß er dem Doktor vorschlägt, sie sollten alle Mann jenem Tintenkrüppel vor die Bude rücken und ihm sein giftiges Blei in den Ofen gießen.

»Ja«, höhnt der Doktor, »und dann marschieren wir vielleicht von Stammtisch zu Stammtisch und von Haus zu Haus und streiten für die Wahrheit? Ich dachte immer, Du wärst ein älterer Fuchs, der die Fallen kennt. Aber ich habe mich offenbar getäuscht!« — Dabei läßt sich dem Doktor wirklich nicht vorwerfen, daß ihm etwa der öffentliche Mut in dieser

Frage fehle. Nein, im Gegenteil. Das hat er wohl bewiesen, als gar der Pfarrer in seiner letzten Sonntagspredigt auch noch aus der ganzen Angelegenheit neue Dukaten prägte.

Diese Predigt, oh, sie war mehr als alle Gerichte. Sie war ein Todesurteil in die Ewigkeit hineingesprochen für gewisse Herren. Die alten Weiber blieben nachher vor der Kirchentüre stehen, steckten die Köpfe zueinander und ließen den Schnee ruhig auf die Kapotthüte daraufrieseln, bis er sie ganz und gar verdorben hatte. — So unerhört war sie, diese Predigt ...

Mit Kain und Abel fing sie an. Dann kam jener Gezeichnete daher, und es ließ sich, ungelogen, beinahe leibhaftig sehen, wie er umging und seine Brüder mit Gewalt, Mord und Brand heimsuchte. Man brauchte nur an des Großbauern Gehöft zu denken, das da drüben in Schutt und Asche lag. Und der Gezeichnete? — Ach, jedes Kind wußte, wer in dieser Gemeinde ein Auge zu wenig hatte. Es gab mit ihm kein Erbarmen. Er habe Gott von sich geworfen, hieß es. Darum sei er verflucht und dem Herrn ein Greuel.

Die Posaunen des Weltgerichts verkünden schließlich durch den Mund des Hochwürdigen persönlich das Ende dieses Liedes: »Hütet Euch vor ihm und seinesgleichen, wenn sie im Namen des falschen Kreuzes zu Euch zu sprechen wagen, Amen!«

Das war das Ende, ein Ende ohnegleichen.

Aber dann, am hellen Mittag noch, kam ein gewisser Doktor einfach in den Pfarrhof gegangen und sagte dem geistlichen Herrn kurz und bündig, er sei ein ganz widerwärtiger, heimtückischer Kerl, ein gewissenloser Mensch. Fertig. — Der Mann im schwarzen Rock zitterte, ward grün und ward gelb; und das sah natürlich sehr unschön aus zu seinem feierlichen Kleide. Er blieb dem Doktor zwar im Augenblick jedes Wort schuldig. Vielleicht hatte er auch in der Predigt bezüglich der Worte bereits über seine Verhältnisse gelebt. Aber dann rächte er sich doch auf einfache Art, indem er, fast gegen alle

Sitte, denselbigen Nachmittag noch abermals auf die Kanzel stieg und seine Andachtsgemeinde wissen ließ, daß ein gewisser Herr ihm ins Haus eingedrungen sei, ihn beleidigt und bedroht habe. Ob er etwa heute morgen nicht recht gesprochen habe, rief er weinend aus. Ob es etwa nicht rein und allein Gottes Wort gewesen sei, welches er verkündet habe? Und ob er nicht vorausgesagt habe, daß man von jener Seite noch viel Leids für den heil'gen Glauben erdulden müsse? —

Ja, so fiel zum zweiten Male an diesem Tage Pech und Schwefel für viele Seelen von dem Predigtstuhl, und die Frau Apotheker sagte, der Herr Pfarrer sei ein herrlicher Prediger mit einer feurigen Zunge, und so etwas sei eine Gnade. Der Doktor aber mochte wohl auf der Hut sein, daß ihn die Wogen des öffentlichen Zornes nun nicht ganz auf den Grund hinabspülten. Zweifellos konnte er sich dieserhalb bei niemandem beklagen, denn er hatte ja das Loch in den Damm der Ehrerbietigkeit selbst hineingestoßen.

Alles das wußte natürlich der Heini genau so gut wie jeder andere und der Doktor selbst. Dennoch kam er nun mit seiner außerordentlichen Wut über den Neuigkeitsdirektor zum Doktor gerannt, um ihm das Faustrecht anzuraten. So gefährlich und unerquicklich wie in diesen Tagen nach der Feuersbrunst beim Geier war das Leben in diesem Orte für viele schon lange nicht mehr gewesen.

Sogar zwischen dem Peter und dem Michel gab es Streit. Als der Michel meinte, der Peter hätte seinerzeit sein Maul im Roten Ochsen nicht so töricht über die Zügel schießen lassen sollen und warum er sich jetzt auf einmal abends betrinken müsse, da gab der Peter zurück, es gehe um sein eigenes Maul und um seine eigene Kehle und um seinen eigenen Kopf, und das möge der Michel sich merken. Der Michel aber begehrte auf und sagte, es gehe um das Ansehen ihrer Sache. Das sei der wichtigere Teil der ganzen Geschichte, und das möge sich der Peter seinerseits gefälligst merken. Darauf

wiederum schrie der Peter, nein, es gehe um seine Ehre und um sonst gar nichts, und er, der Michel, der Grünschnabel, möge sich seine Schulmeisterei ersparen. Das könne der Pfarrer besser. Seinethalben solle er bei dem eine neue Predigt bestellen gehen und ihm sagen, was er über den Peter demnächst zu hören wünsche.

Wäre nicht der Doktor mit einem Donnerwetter zwischen die beiden gefahren, sie hätten einander gewiß noch an den Hälsen gepackt. So ließen sie es dabei bewenden, sich gegenseitig ein wenig zu hassen. Ja, so hatten sich die Zeiten wieder einmal weitergewendet. Es waren nicht viel mehr als zwei gewöhnliche Wochen.

*

Die zwei Wochen sind um. Da kommt der Heini wiederum zum Doktor gelaufen. Er hatte es damit nicht mehr so wichtig seit jenem Male, wo der Doktor ihn wegen seiner außergewöhnlichen Wut auf den Neuigkeitsdirektor ein wenig abkühlte. Aber heute kommt er gerannt und ist außer Atem: der Geier sei verhaftet worden! Das ist natürlich eine Nachricht, die sich lohnt. »Wieso, warum? Ist es auch nicht bloß ein Gerede?« fragt der Doktor. Nein, nein. Der Heini hat mit eigenen Augen gesehen, wie die beiden grünen Landgendarmen ihn abführten.

»Ha«, schreit der Doktor, »ha!« ... stürzt an das Telephon und verlangt den grauköpfigen Kommissar zu sprechen. Jawohl, heißt es, der Verdacht gegen den Peter sei hinfällig. »Jawohl, Herr Doktor. Mehr kann ich nicht sagen. Das genügt doch auch, nicht wahr?« — Nein, das genügt dem Doktor nicht. Er lädt einen Berg von Groll ab. Wer ihnen nun für den Schimpf geradestehe, der ihnen allesamt angetan worden sei? — Der Beamte sagt, das sei nicht seine Sache und Schluß. Damit ist das Gespräch zu Ende.

Der Doktor und der Heini gehen sogleich zum Peter. Oh,

dieser Peter! Er ist ganz ahnungslos in seiner Herdecke. Als die beiden ihm Bescheid tun, steht er auf und legt beide Hände über das gesunde Auge. Ja, soviel ist ihm dieser Bescheid wert, daß er einen Augenblick lang ganz allein mit ihm sein möchte. Ganz allein im Dunkeln. Dann fragt er auf einmal seine Frau, ob sie das gehört habe.

»Ach ja, Peter. Gott sei Dank, Peter.« Sie greint ihn an: »Peter, Peter!«

Er aber zieht den Geldbeutel aus dem Hosensack, nimmt daraus eine Silbermünze und wirft sie auf den Tisch. So, nun solle sie sich dafür den Ablaß beim Papst in Rom kaufen.

Am Abend hockt eine ganze Schar lachender und lärmender Männer in der Herrenstube des Ochsen an einem Tisch beisammen. »Peter, prosit!« — »Jawohl, Doktor, heute schmeckt uns das Bier. Richtig ist es gegangen: gestern die anderen, heute wir; und wer zuletzt lacht, darf laut lachen, hahahaha . . .!«

So geht es also hier zu. Natürlich hat der Wirt dabei keinen guten Stand. Der Peter, alle Male, wenn der Wirt kommt: Er solle das Bier auf den Tisch stellen und ihm aus den Augen gehen! Weg!! — Hinterdrein spottet er, nun könne er ja wieder offen von seiner Rache reden. Alles in allem spielt sich hier kein geringer Triumph ab, und es wird späte Nacht, ehe er zu Ende geht. Man kann sie selbst auf der stillen Straße fast im Morgengrauen noch lachen hören, diese Tafelrunde. So sehr hat sich das Blatt gewendet.

*

Der Peter hätte von Rache gar nicht zu sprechen brauchen. Sie war jetzt einfach da, mit einem Schlage und ohne sein allergeringstes Zutun war sie nun da; wenigstens, soweit er den Geier dabei im Auge hatte. Ja, sogar der Neuigkeitsdirektor und selbst der Pfarrer waren schließlich von ihr mehr oder weniger ereilt worden; ebenfalls ohne daß dem Peter irgendein Verdienst daran zukam. Sie hätte ruhig »Fama«

heißen können, die Rache. »Fama!« — Sie geht von Haus zu Haus, von Hand zu Hand, von Mund zu Mund! Sie schlüpft überall hindurch, weiß alles, lügt ein wenig, sagt ein wenig die Wahrheit. Sie frißt sich wie ein Feuer durch die Gegend, weit und breit frißt sie sich durch, und man kann sie nicht löschen. Wen sie zuletzt betrifft, der hat unbestreitbar das Nachsehen. Jetzt betrifft sie jedenfalls den Peter nicht mehr, geschweige denn seine Fahne, jene gewisse Fahne. Auch alle die andern nicht, die zu ihr gehören. —

Zuerst heißt es, der Großbauer habe das Feuer selbst angelegt. »Ja, ja«, sagen die Leute da, »wer hätte das gedacht?« Dann wird eines Tages die Kuhmagd vom Hofe des Geiers verhaftet. Ein fettbusiges, derbes Weib. Da erzählen die Leute, daß sie eine Zeitlang schwanger gegangen sei, vom alten oder vom jungen Geier. Aber sie habe kein Kind geboren, und der Großbauer habe die Dirne wegen dieser Angelegenheit in der Hand gehabt, wie man so sage. Sie habe schließlich auf sein Verlangen hin den Hof anzünden müssen. — Nein, sie habe den Hof in Brand gesteckt, weil sie zwar vom alten oder jungen Geier schwanger gehen, aber nicht Jungbäuerin werden durfte. So erzählen wieder andere. Ja, nichts als Schandhaftigkeit, wovon die Leute reden. Auch halten sie sich darüber auf, daß auf der Kirchturmspitze noch immer jener Gockel mit dem Goldgefieder sitzt, das vom Geier stammt. Wer aber wollte zu dieser Jahreszeit etwa auf den Turm klettern, um dem armen Vogel diese schändlichen Federn auszurupfen? Nein, das will niemand. Der Neuigkeitsdirektor brächte das genau so wenig fertig wie der Herr Pfarrer. Und der Mesner will auch nichts davon wissen.

Eines Tages heißen die Leute den Kirchturmgockel schamlos einen Geier. »Seht Ihr den Geier blitzen«, heißt es von da ab, wenn die Sonne auf- oder untergeht. Damit ist dann nicht einmal mehr der Großbauer gemeint. Der kommt ins Zuchthaus, soviel man hört.

Nun, sei dem, wie ihm wolle. »Auge um Auge«, sagt der Peter nach wie vor. Der Hengst, den er aus dem Brand gerettet hat, steht allerdings auch jetzt noch nicht wieder in seinem Stalle.

Um es nicht zu vergessen: der Ochsenwirt war der Meinung, daß die Gerechtigkeit ihren Lauf nehme. Ja, ja. — Der Peter darauf: »Geh mir aus den Augen!« — Es ist nichts mit ihm anzufangen.

*

Der Heini erhielt einen Brief vom Hannes. Darin war ausdrücklich bemerkt, daß dieser Brief sozusagen an alle gerichtet sei. Alle, das war natürlich ein wenig übertrieben. Man hätte ja sonst meinen können, daß er an ganz Deutschland geschrieben sei. Der Hannes nahm es offenbar nicht so genau. Nein. Der Heini rief den Peter und den Michel. Sie gingen zum Doktor, und dort zog der Heini das Schreiben aus der Tasche und las vor.

Es fing damit an, er, der Hannes, befinde sich jetzt da und da, es gehe ihm gut, und er hoffe das gleiche von ihnen allen. Punkt. Das heißt, er habe eine Kleinigkeit abbekommen und sei zur Zeit außer Gefecht gesetzt. Aber es gehe ihm ausgezeichnet. Gutes Essen und so weiter. Nur die Stadt gefalle ihm nicht, schrieb er. Weiter:

»Bin froh, wenn ich wieder nach Hause fahren kann zu Euch. Steine, Steine, nichts als Steine bis in den Himmel hinauf und Steine und Asphalt auf der Erde. Alles zugemauert, so kommt es mir vor. Die Meute wächst von Tag zu Tag und macht Hungermärsche. Dann schicken sie aber die Weiber und Kinder vor, wenn schließlich doch einmal die Polizei auftauchen sollte. — ‚Schlagt die Faschisten!' Ihr kennt das ja auch. Aber sie kriegen ihre Prügel, sooft sie wollen, die elenden Hunde. Die Polizei tut ihnen kein Haar krümmen und ist immer nur hinter uns

her. Nachts hier allein in die Gegend, dann bist Du erledigt! Sie schießen und stechen, und keine Republik kümmert sich darum. Das kann nicht mehr lange so gehen. Aber die Kameraden hier sind feine Kerle. Lauter Arbeiter. Früher haben sie auch ‚Nieder!' geschrien, wenn sie das Hakenkreuz sahen. Aber die anständigsten Burschen von drüben kommen zu uns, weil sie keine Verbrecher sein wollen. Mit den anderen werden wir schon fertig, wenn wir auch oft die blaue Wut kriegen, weil wir keine Waffen haben dürfen. Schießen uns ab wie die Karnickel, die Banditen. Der Sturmführer ist Polier. Ein alter Frontsoldat. Wenn es irgendwo faul ist, sind wir da. Das stimmt immer. Hatte mir Arbeit besorgt; die halbe Woche Feierschicht, aber es ging wenigstens besser als beim Stempeln. Und vor allem haben wir ordentlich auf dem Bau agitiert; die Firma bekam Wind, daß wir keine Republikaner wären, und da war es wieder aus. Jetzt könnte ich ja sowieso nichts schaffen.

Das ist eine Republik, kann ich Euch sagen! Ist Zeit, daß Schluß gemacht wird. Spare schon das Fahrgeld für zurück. Wenn es soweit ist, komme ich wieder. Bis dahin grüßt Dich und die Kameraden mit Sieg-Heil auf den Führer! Dein Hannes.«

Und darunter steht noch: »Ich soll Euch auch von den Kameraden hier grüßen. Schreibt mir mal. Das wäre sehr schön. Der Obige. —«

Ja, der Hannes!

»Na, gut, daß soweit alles in Ordnung ist mit ihm«, meint der Heini. »Hat er sich doch wahrhaftig hingesetzt und diesen Brief geschrieben!« — »Eine Schrift wie ein Pferd«, lacht der Michel.

Natürlich, der Michel. Dieser Federfuchser! Der Peter gibt es ihm heraus: »Du sollst mir den Hannes nicht schlecht

machen, Du Tintenbürschlein, Du! Hast Du im Spital vielleicht schöner geschrieben?« — Dann muß der Michel die Antwort zu Papier bringen; das hat er davon. An Herrn Hannes Soundso, da und da. Zur Zeit im städtischen Spital. Sie hätten sich alle sehr gefreut, aber er solle doch sagen, was ihm eigentlich fehle. Ob er sich nur in den Finger geschnitten habe, oder ob ihm ein Ziegelstein auf den Kopf gefallen sei. Hier sei alles beim alten geblieben . . .

»Ja, aber Jakob? Karin?« wirft der Michel unschlüssig ein. Nein, das seien keine Nachrichten für einen Spitaler, sagt der Doktor. — »Dann schreibe ich also davon nichts?« — »Nein, davon brauchst Du ihm diesmal nichts zu schreiben.« — Dies und jenes noch, darunter »Viele Grüße« und »Heil Hitler!« Und eines jeden eigenhändige Namensunterschrift. Der Peter macht dabei einen Klecks. »Natürlich, er, der plumpe Bauer«, knurrt der Michel rachsüchtig. Das ist jedoch ohne Belang. Sie kaufen ein paar Schachteln Zigaretten, es wird ein kleines Paket aus dem Briefe. »So, hat noch einer einen Wunsch?«

Der Peter! — Wer sonst?

Er schreibt einfach auch außen auf das Paket nochmals: Heil Hitler!«

»Ha, das wäre gelacht!« — Der Doktor lacht wirklich, auch die beiden anderen. Aber der Peter mit seinem starren Auge sieht aus, als ob er zornig wäre . . .

*

Als der Heini seiner Frau den Brief von Hannes zu lesen gab, sagte sie auf einmal: »Nein, Mann, wenn man doch vom Jakob auch einmal etwas hören würde . . .!« Der Heini verwunderte sich nicht weiter über die Rede seines Weibes. Sie hatte den ganzen Tag mit einem gewissen kleinen Kinde zu tun, das ihr gar nicht gehörte; so mochte sie mit einigem Recht auf Briefe neugierig sein, die dem Kinde zuliebe aus der Fremde

hätten kommen können. Sie durften hier alleſamt im Grunde über den Jakob ungehalten ſein. Er war auf und davon und tat nun ſo, als ob er überhaupt nichts und niemanden hinter ſich gelaſſen hätte. Die Frau vom Heini beſorgte, es könne ihm am Ende gar etwas zugeſtoßen ſein, und ſie wüßten nicht einmal etwas davon. Daran glaubte der Heini allerdings weniger. Er meinte vielmehr, der Jakob werde wohl nicht eher zur Feder greifen, als bis er eine gute Nachricht geben könne, ſoweit man ihn kenne. Oder bis er ſeine Rückkehr anmelden wolle, fügte er ſchmunzelnd hinzu. Die Frau mißtraute ihm und fragte, ob er am Ende gar etwas vom Jakob wiſſe, was er ihr verheimliche? Nein, keineswegs. »Ich weiß genau ſo wenig wie Du. Aber es könnte ihm doch über werden, da draußen.« — »Oder es kommt eines Tages ein Brief aus Amerika ins Haus«, ſagte ſie darauf. Sie wollte wohl nur dem Heini gegenüber recht behalten. Vielleicht glaubte ſie gar nicht an das, was ſie da ſprach.

Nun, jedenfalls ſteht feſt, daß der Herbſt inzwiſchen längſt verblaßt iſt, daß Regen kam, graue Sturmwochen, Schnee und Eis und vielerlei andere Ereigniſſe, und daß der Jakob in all dieſer Zeit nichts von ſich hören ließ. Wenn man wollte, ſo durfte man ihm daraus ſehr wohl einen Vorwurf machen. Konnte denn ein Menſch überhaupt irgendwo auf der Welt ſo arm werden, daß er nicht einmal mehr eine Karte und einen Schreibſtift zu erſchwingen vermochte, um einen Gruß an die Heimat zu ſchreiben? Der Hannes jedenfalls bewies das Gegenteil. Er war auch auf keine beſſere Reiſe gegangen als der Jakob. Aber er hatte es doch wenigſtens wieder zu jenem Briefe gebracht. Dabei aber hatte er nicht einmal ein kleines Kind zur Laſt ſeiner Freunde hinterlaſſen. Nein, es war nicht gut, wie der Jakob ſich verhielt. Daß ſie alle oft an ihn dachten, der Heini und ſein Weib ſogar wegen des kleinen Jungen jeden Tag, das mußte er doch wiſſen. Dennoch ſchien er alles und jedes vergeſſen zu haben, was er hinter ſich gelaſſen hatte. Sie

hätten hier wohl über ihn schimpfen können, wenn sie es nur gewollt hätten, ja.

Vielleicht taten sie es nur deshalb nicht, weil ihnen zu wenig Zeit dazu übrigblieb. Denn sie ließen hier keineswegs den Kampf um das neue Reich oder — wenn es sein mußte — um eine Revolution aus dem Auge. Das gab ihnen genug zu denken, zu marschieren und zu agitieren. Sie mußten sich des Spottes, des Hasses, der Unterdrückung und der Verleumdung hier genau so erwehren wie anderswo. Ebenso mußten sie immer von neuem angreifen, damit die Männer und Frauen im Lande nicht auf den Gedanken kamen, sie hätten es nun aufgegeben und glaubten nicht mehr an den Erfolg ihrer Sache.

So hatte es jedenfalls der Neuigkeitsdirektor immer wieder dargestellt. Aber das mußte er wohl tun, weil er Angst hatte und wahrscheinlich an ihrer Stelle so gehandelt hätte. In diesem Punkte war das Fehlen vom Jakob bedauerlich. Er hätte dem Neuigkeitsdirektor gewiß viele Male wunderbar herausgeben können. Aber er war eben nicht da, und damit mußte sich abgefunden werden. Alles übrige aber ging weiter wie immer. Trotz, Stolz und ein Haß auf seiten der Männer in den braunen Hemden, der ihnen immer heiliger wurde.

Da hängt zum Beispiel die Fahne vor dem Hause des Heim Tag für Tag da, stark gebleicht, an den Enden neue Flicken, die Wind und Wetter erst noch kennenlernen müssen. Das Banner leuchtet trotzdem genau so gut wie früher weithin über den Markt und ist von allen Ecken und Gassen her zu sehen. Ein Signal, ein Feldzeichen, das unverrückbar über diesem Platze steht. Nahezu jeden Tag trauern zwei lange schwarze Schleifen daran. Welche Bewandtnis das hat? Wer hier betrauert wird? — Vielleicht liegt Deutschland selbst im Sterben, wer weiß. Und nahezu jeden Tag kommt der Heim mit einer Tafel heraus, hängt sie unter der Fahne an den Mast. »Erschossen wurden ...«, »erschlagen wurden ...«, »ermordet wurden ...« steht darauf. Ein Name, zwei, drei und oft noch

mehr Namen an einem einzigen Tage! Unbekannte Namen. Nichts Berühmtes daran. Aus einer Zeitung herausgeschnitten, freilich nicht aus dem Neuigkeitsblatt. Arbeiter, Bauern, Kinder, Beamte, Frauen, Studenten und Knechte. Hier an dieser Tafel klagen sie Tag für Tag den Staat an. Tag für Tag. Man muß bedenken, daß dies sehr oft ist, daß das fast etwas Unendliches ist. Die Blutschuld wächst. Es scheint nahezu ausgeschlossen, daß diese Fahne jemals wieder ohne den schwarzen Flor dahängen sollte . . .

Die Männer, wie gesagt, auf dem Marsche, in der Abwehr, im Angriff, in Bereitschaft. Irgend etwas Endgültiges, Gewaltiges oder Gewaltsames muß ja wohl bald einmal geschehen. Sie geben nicht nach; sie behaupten den Machtbezirk, den sie sich in Millionen von Deutschen erkämpft haben; ja, sie behaupten ihn im letzten Dorfkrug und überall.

Die Herren, die jetzt regieren, sitzen auf Bajonettspitzen, wie die Leute sagen. Das ist auch ein Machtbezirk; ein gefährlicher, wenn es darauf ausgehen sollte, daß hunderttausend Bajonette gegen ein paarmal hunderttausend gute Deutsche ausgespielt werden sollen. Diese würden sich am Ende auch mit blanken Fäusten zur Wehr setzen, mit den blanken Zähnen, mit allem und jedem. Diese sind so.

Die Herren oben haben aus ihren Reihen zwar einen gefunden, der zum Verrat bereit war. Die Sache ist bereits ausgelöscht. Jeder Verräter kann nur zwei armselige Fäuste mitbringen und ein wenig Schande für sich selbst. Das ist alles. Zugegeben, daß hunderttausend im kritischen Augenblick gleichsam blind dastanden. Aber sie haben von jenem, der sie zuerst rief, und der sie führt, die Treue gelernt. Seitdem ist die Treue wieder eine große Macht in Deutschland. — Das mußten sie nun erkennen, die Herren oben, die Gegner alle, die Meute; ja das ganze Volk mußte das nun erkennen. Es ist ein großer Gewinn gewesen, soweit die Sache des Hakenkreuzes in Rede steht. Die braune Armee wurde jedenfalls dadurch nur stärker,

härter und fanatischer. Sie hat nun seit geraumer Zeit den Ring um die Tore der Macht geschlossen. Man wird vor ihr kapitulieren oder auf sie schießen müssen. Auf Verräter kann man nicht mehr hoffen. Würde auf diese Armee geschossen, dann wird Deutschland ins Herz getroffen und im Blut seiner besten Söhne ertrinken.

Wer will das wagen? Will das einer wagen? — Die Meute freilich lauert darauf, daß die droben das wagen.

*

Der Jakob hat es eilig. Noch nie sind ihm die Tage und Stunden so kostbar gewesen. Regen, Schnee, Eis, ein zerlumpter Mantel, Hunger und blaugefrorene Knochen, das könnte genügen, um einen Mann unter ein sicheres Dach zu treiben. Gewiß. Für manch einen ist ein sicheres Dach sogar ein Programm auf Lebenszeit, von dem er niemals auch nur eine Stunde abläßt. Aber weiß Gott, eine warme Ecke und ein Körnlein fand am Ende noch jede Maus, wenn sie wollte.

Hier aber verhält es sich doch so, daß irgendwo ein sturmfertiges Bataillon bereitsteht, in dem ein Platz nicht besetzt ist, in dem eine Lücke ist. Ein Beliebiger kann aufrücken und sie schließen. Nach soundsoviel Jahren rückt ein anderer auf diesen Platz, wenn nun endlich der letzte Sturm beginnt!

Nein und nochmals nein!

Der Jakob hat unendlich viele Tage bedenkenlos vertan, nutzlos, läßt sich wohl sagen. Jetzt aber rennt er auf einmal hinter ihnen her und möchte sie wohl einholen? Jetzt ist er plötzlich verwegen geworden, springt in den Nächten auf die fahrenden Eisenbahnzüge, ohne Fahrgeld, ohne Erlaubnis und Billett, stellt sich am Tage auch mit hocherhobenen Armen auf den Landstraßen den Automobilen in den Weg, ist dreist und aufdringlich wie nur einer. Auf einem Fabrikhof mußten sie ihn sogar von einem Lastwagen herunterzerren, auf den er heimlich aufgestiegen war. Als sie sein braunes Hemd unter

dem Mantel entdeckten, mußten sie ihn auch noch mit Fäusten, Zaunlatten und Steinen von dannen hetzen. Weiß der Teufel, wie der Knotenstock dabei sein Ende gefunden hat. An diesem Stecken ist freilich auch herzlich wenig gelegen. Man hätte ihn allenfalls daheim vorweisen und sagen können: Seht, er hat diese ganze Reise mitgemacht. Der Franz wollte, daß ich ihn mitnahm. Der Franz ist der und der, ich lernte ihn da und da kennen. Mehr hätte sich mit dem Stocke daheim kaum anfangen lassen. Er war wohl noch zu entbehren.

Ja, der Jakob ist besessen von einer Wut zum Fahren, von einer Wut zum Leben, das er nun gleichsam zum zweiten Male zu beginnen gedenkt. Auf besondere Weise. Es wird sicherlich bald etwas Gewaltiges oder Gewaltsames geschehen, was ihm die Rückkehr zum Leben und zur Heimat lohnen wird. Zwar schrieb er keine Grüße an Leben und Heimat, aber er kehrt zu ihnen zurück. Das ist noch besser, deucht ihn neuerdings. Es wird nicht mehr lange dauern, und er ist wieder dort, wo er vor vielen nutzlosen Tagen bei Nacht und Nebel verschwand und einiges einfach hinter sich ließ. Einen kleinen Jungen zum Beispiel, der nicht einmal stehen, geschweige denn gar allein gehen konnte. Natürlich, mit dem Heini ist alles abgemacht gewesen...

Also, er wird nun sehr bald dort in ein gewisses Haus eintreten, und dann werden sie ohne Frage wissen, daß er wieder lebt und sich in dieser Beziehung mancherlei erneut vorgenommen hat, was er bereits einmal probeweise über Bord geworfen hatte. Jawohl, probeweise, das ist das richtige Wort. Sollte der Heini oder ein ähnlicher die Frage stellen, warum er jetzt wiedergekommen sei, so läßt sich mit diesem Worte gewiß eine gute Antwort geben.

Die anderen Leute werden natürlich nicht gerade wenig lachen, wenn sie ihn plötzlich wieder auf dem Markte erspähen. »Der Vagabund ist wieder da«, wird es wohl heißen. »Habt Ihr ihn schon gesehen?« werden sie wohl zueinander sagen. »Er hat sich eine Zeitlang im Lande herumgetrieben und kam

wieder, als es ihm draußen zu kalt wurde.« So werden sie zweifellos sagen und dazu spöttisch lachen.

Sie mögen es halten, wie sie wollen, bitte sehr! Eines Tages werden sie ihres Geredes auch wieder überdrüssig werden und aufhören. Das ist ein uralter Verlauf. Und sollte am Ende gar gerade die Revolution ausbrechen, wenn er nach Hause kommt, dann werden sie überhaupt nichts sagen, haha. Diese Revolution wird viele schöne Wunder wirken, und ihr zuliebe ist er ja jetzt auf dem Heimweg, der Jakob, wenn einer das noch nicht wissen sollte! Ihr zuliebe sitzt er ja in dieser bitterkalten Nacht ohne Erlaubnis und Billett in dieser Bremserbude, summt, pfeift und brummt er den Takt der ratternden Räder mit. Er würde sogar gerne die Mundharmonika ihr zuliebe spielen. Aber das könnte hier schließlich doch zuviel gewagt sein. Daher pfeift und brummt und summt er nur.

Da die Reise weit und die Nacht lang ist, hält er mit sich auch zwischendurch der Abwechslung halber Zwiesprache. Er ist ja sein eigener und einziger Gefährte, und es ist noch nie unhöflich gewesen, einem Gefährten mit Rede und Gegenrede über dies und das, zumal in einer langen und kalten Nacht, die Zeit zu vertreiben. In diesem Falle besteht sogar der Vorzug, daß Frage und Antwort, Widerspruch und Zuspruch in einer Hand beisammen sind und ganz nach Lust und Laune verteilt werden können. Dazu rattern die stählernen Räder wundervoll eilfertig und mit beruhigender Eintönigkeit über die Schienen; und solange dieser Rhythmus anhält, wird niemand einen daran hindern können, der Heimat in jeder Minute ein ergiebiges Stück näher zu kommen. Oh, man muß nur ein wenig dreist sein, dann lohnt sich das Leben in jeder Minute.

Draußen klatscht frierender Regen gegen die kleinen Fenster der Kabine. Drinnen klatscht gar nichts dagegen. Der Jakob freut sich zu allem anderen auch noch darüber, daß er dem schlimmen Wetter ebenfalls ein tüchtiges Schnippchen geschlagen hat.

So vergeht die Nacht und ist nicht einmal ausnehmend unfreundlich gewesen. Der Zug wird wohl bald seine Schlußstation erreicht haben. Man muß sich zum Aussteigen bereit halten. Sorgen? Unruhe dieserhalb? — Nichts derlei! Und der Regen? — Vorerst trommelt er ja noch ärgerlich gegen einen sicheren Platz. Das Leben ist großartig in Fluß und läßt sich durch nichts beirren. Der Jakob pfeift: »In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen ...« Ja, bald wird es soweit sein. Der Himmel beginnt bereits heller zu werden.

»Wenn es wieder dunkel wird, hast du es geschafft«, sagt der Jakob. Es ist auf einmal eine heftige Wehmut in ihm. Er versucht, sich darüber hinwegzureden. Er eilt dem Ereignis, dem er vielleicht erst noch einen guten Tag lang entgegenmarschieren muß, in gesprochenen Gedanken voraus. Das gibt ihm wenigstens ein gewisses Gleichgewicht für dieses letzte Wegstück zurück. Man darf dieses Gleichgewicht jetzt nicht verlieren, sonst gerät man am Ende noch kurz vor dem Ziel ins Straucheln; und das hieße vielleicht allerlei aufs Spiel setzen.

»Wenn du daheim bist, wird der Junge lachen«, sagt der Jakob. »Er hat einen blonden Schopf und weiß von nichts und wird lustig lachen, sagt er. »Der Heini wird sich nicht wundern, daß du jetzt ein paar graue Haare auf dem Schädel hast, und dir macht es nichts aus. Der Heini wird sich auch nicht ärgern, daß du so dürr und lumpig daherkommst.

Er wird höchstens sagen: Da bist du ja endlich wieder. Du bist ein bißchen mager geworden, aber sonst siehst du ja noch recht gesund aus mit deiner braunen Haut. Du kommst wie gerufen. Wir haben gewartet. Es ist gut, daß du wieder da bist.

Das wird er sagen. Ja. Das wird er hoffentlich sagen. Und er wird über deinen dünnen Rollbart lachen. Das läßt sich nicht vermeiden. Hier die Schere, hier das Messer, Herr Apostel! Hahaha! Das wirst du hinnehmen müssen. Der Franz lachte ja auch darüber ...«

Der Zug knattert in den dämmerigen Wintermorgen hinein.

Rattaratak, rattaratak ... Sogar der Regen scheint nachzulassen. Die Lokomotive pfeift schrill. Gartenzäune, Signalmasten und Geleise. Die Bremsen knirschen, das Signal steht auf Halt und hat keine Eile. Der Zug hält an und wartet. Drüben die große Stadt mit ihren tausend violetten Türmen und Kuppeln und ermüdeten Lichtern. Der Jakob lacht. Wie wunderbar fügt sich ihm das Leben heute.

Das Signal hebt den Arm, langsam beginnen die Räder wieder zu rollen. Da springt ein Mann von einem Wagen ab, läuft über die Geleise, setzt schnell wie eine Katze über einen Zaun und hat damit endgültig seine Reise ohne Billett und Erlaubnis beendet.

Dort marschiert er der Stadt zu. Die Dämmerung liegt noch blau und trübe über der Straße. Der blasse Mond steht unschlüssig am Himmel, gerade als hätte er sich in der Zeit geirrt oder das Weitergehen heute nacht vergessen. Es ist kein schöner Anblick, man fröstelt, man beginnt zu zweifeln, ob es nun hell oder dunkel werden will. Man wird übernächtig davon. — Die Luft trägt den ätzenden Dunst einer gewissen Zellstoffabrik bereits heran. Oh, das ist gut; das ist etwas, woran man sich vergewissern kann, daß man nicht am falschen Orte ankam. Es ist etwas Sicheres, etwas Vertrautes. Man kann dazu sagen: »Willkommen! — Herzlich Willkommen!« und man kann Richtung darauf nehmen.

Sicherlich werden wieder manche am Tore dieser Fabrik stehen und argwöhnisch und finster sein, sobald es Tag geworden ist. Wenn es ihnen nicht ganz und gar zu kalt ist, werden sie dastehen. Wie damals. Gewiß sind es nun noch mehr geworden, die da hungern und lungern und lauern. Ein Jahr, da kann viel geschehen. Wenn heute noch mehr dort stehen als damals, dann ist das nichts Besonderes. Eine Bilanz. Wer sie lesen kann, liest sie ...

Finstere oder gleichgültige Gesichter, das gibt es ja heutzutage überall. Wer weiß, wie lange es das schon überall gibt.

Man könnte stehenbleiben und den Leuten erzählen: »Seht, ich komme soeben aus dem Lande draußen zurück. Ich wollte wissen, wie es anderswo aussieht. Es sieht überall so aus wie hier. Es ist nicht gelogen, Ihr dürft es mir glauben. Ich kam im ganzen Lande herum . . .«

Man könnte an den Schalter anklopfen, hinter dem ein Pförtner sitzt, ein mürrischer, grober, eingebildeter Kerl. Wenn er den Kopf herausstreckt, müßte man zu ihm sagen: »Guten Morgen. Wir kennen uns doch, nicht wahr? Ich wollte Dir nur rasch Bescheid tun, daß Du keineswegs anders bist als alle Pförtner im ganzen Lande; und Deine Auskunft ist auch keine Extraklasse. Immer ein und dieselbe Auskunft, überall, wohin ich fragen kam. Du bist also falsch daran, wenn Du Dir hier einbildest, Du würdest eine Ausnahmerolle spielen . . .«

Jaja, der Jakob kommt hier einer gewissen Revolution zuliebe zurück, die vermutlich bald gemacht werden muß; und er läßt sich das wohl anmerken, daß er nichts Alltägliches im Schilde führt. Er kann das nicht verheimlichen, nicht einmal vor sich selbst, so hervorragend ist er gestimmt. Er macht sich die allerschnellsten Beine; wenn er es so weitertreibt, wird er daheim die Leute am Ende noch aus den Federn treiben. Er hatte das zwar nicht im Sinn, aber der Eisenbahnzug fuhr so wunderbar nahe an die große Stadt und ließ ihn sozusagen auf der Türschwelle aussteigen. Ja, es fügt sich heute alles großartig.

Daheim schläft der Junge noch. Daheim . . . der Heini . . . der Junge und so weiter, das ist die Hauptsache. Alles andere findet sich. Morgen oder übermorgen, es ist ganz egal. Eines Tages. Ja. Ob geschossen wird oder nicht, egal . . .

Der Junge, ob er dich erkennt, Jakob?

Ob er den Mann mit dem struppigen Haar und dem lächerlichen Bart kennt? Vielleicht nennt er mittlerweile den Heini seinen Papa? Nein, er wird noch gar nicht sprechen und überhaupt noch niemanden dies oder das nennen können. Er ist noch viel zu klein, ein Menschlein, das wohl vorerst mit dem

Schauen zufrieden ist. Und der Heini würde es ihm auch sicherlich nicht gestatten, daß er zu ihm »Papa« sagt. Nein.

Der Jakob schämt sich ein wenig, daß er seinem Kinde nun gleichsam als ein wilder Mann unter die Augen treten soll. Aber das sind ja alles nichts als Hirngespinste. Bis er groß ist, hat der Junge es vergessen, wie dieser Mann damals aussah. Dieser Mann, sein Vater ... — »Auf den Heini brauchst du auch nicht eifersüchtig zu sein. Der Kleine wird noch nicht so weit sein, daß er ihn ‚Vater' nennen könnte!«

Hoffentlich sind sie noch alle zu Hause. Wer weiß, vielleicht haben sie den Heini oder auch einen anderen inzwischen niedergeschlagen? Man darf einen solchen Gedanken nicht leichthin in den Wind werfen. Die Sache mit dem Michel, daran dachte damals auch keiner! Aber hoffentlich ging alles gut. Es wird wohl nichts passiert sein. Es ist ja doch gar kein Ort für so etwas. Man bedenke: Ein Ort mit einem Neuigkeitsdirektor und einem Geier! Was sollte da schon geschehen können? Der Rothaarige ist allerdings auch da. Das ist richtig. Kann sein, daß er inzwischen dem Heini die Fahnenstange vor dem Hause doch noch umgeschnitten hat. Er wird es ja auch herausbekommen haben, daß er, der Jakob, nicht mehr da ist. Dafür ist der Peter da. Der Peter ist die ganze Zeit dagewesen. Der Peter wird ihn sicherlich längst in seine Hände genommen haben, den Roten. Dann kam er in gute Hände. Das Seil über der Straße darf ja schließlich nicht ganz und gar in Vergessenheit geraten. Was den Peter betrifft, so vergißt der solche Dinge nicht so leicht. Ja, der Peter!

Nein, es wird ihnen daheim nicht schlechter ergangen sein als ihm, dem Jakob. Schluß damit. Es ist gut, wenn man alles in Erwägung zieht, was einen Unangenehmes erwarten könnte, bevor man von einer langen Reise in sein Haus zurückkehrt. Man fällt dann nicht rücklings um, wenn dieses oder jenes darin anders geworden ist. Diese Erwägungen in allen Ehren. Aber wenn sie getan sind, sind sie getan.

Also Schluß jetzt damit, die große Stadt ist da! — Die Stadt schläft noch. Es ist die reine Unfreundlichkeit von ihr, einen Heimkehrer schlafend zu empfangen, der geneigt war, ihr schon halb den Titel einer Heimatstadt zu geben. Jaja, so weit wollte der Jakob heute bereits in dieser Beziehung gehen. Er hätte jetzt wirklich um ein Haar gesagt: So, ich bin daheim! Das hätte er wirklich gern schon hier in dieser Stadt gesagt. Aber da schläft sie! Sie würde gar nicht darauf hören. So unfreundlich ist sie. Der Jakob ärgert sich. Richtiggehender Verdruß, der ihm sogar eine ganze Wegstunde weit vorausmarschiert, falls man so sagen darf . . .

Wenn die Leute in dieser Gegend noch schlafen wollen, bitte sehr! Man will auch nicht gerade derjenige sein, der sie erst zum Wiedersehen und Willkomm wecken muß. Soviel Stolz bringt man immerhin noch von dieser Reise mit. Da den Jakob der Weg gerade am großen Hauptbahnhof vorüberführt, ist es ein leichtes, darin einmal auf und ab zu gehen. Das macht Vergnügen. Das ist genau so viel, wie richtig mit Erlaubnis und Billett gereist und ausgestiegen. Es fahren Züge in die große Halle ein, und mit einem jeden von ihnen könnte man soeben gerade ganz bequem und auf übliche Art und Weise angekommen sein. Vielleicht ist jemand aus einem gewissen kleinen Nachbarorte da, der einen kennt; und dann wird es nachher heißen: Ja, er kam mit dem und dem Eisenbahnzuge an. Ich sah ihn durch die Bahnhofshalle gehen. Er muß wohl eine richtige Reise gemacht haben und gar nicht, was wir immer meinten . . .

Der Jakob erheitert sich nicht schlecht, wenn er daran denkt. Er macht sich sogar alle höflichen Umstände, wie sie am Ziele so Sitte und Brauch zwischen Reisegenossen sind, die mit Billett und Erlaubnis in ein und demselben Abteil saßen und sich die Zeit vertrieben.

»Lieber Herr Jakob«, sagt er, »ich habe mich sehr gefreut. Ich danke für Ihre liebenswürdige Unterhaltung. Fernerhin gute Reise, und leben Sie wohl! Hahaha . . .«

Der Jakob geht sogar in den Wartesaal, als hätte er sein Billett noch nicht ganz zu Ende abgenutzt, und setzt sich in eine Ecke. Wohltuende Wärme, hervorragende Wärme hier. Wer Geld in der Tasche hat, sollte dafür geradezu etwas aus freien Stücken auf den Tisch legen. Oh, wie angenehm!

Ehe der Jakob sich dessen versieht, ist er eingeschlafen. Als er wieder erwacht, schämt er sich vor allen Leuten, so fremd sie ihm auch ausnahmslos sein mögen. Denn nun ist er es, der verschlief. Er verschlief nicht Dämmerung und Morgengrauen, nein, er verschlief ganz offen den vollen Mittag an diesem Tage der Heimkehr. Wollte er nun irgendwo zur Tür hereinkommen und sagen: Ich bin da — sie würden mit Recht antworten: Wie schade, daß du nicht früher kamst, wir hätten leicht ein Festmahl zubereiten können. Aber dies ist jetzt keine Zeit mehr dazu ...

Da ihm der Tag selbst auf diese Weise verdorben scheint, will der Jakob den Abend für das Wiedersehen abwarten. Ist es erst dunkel, so beginnen die Menschen sowieso, sich auf Ruhe vorzubereiten. Man stört sie meist in keinem Tagewerk mehr. Man hält sie von keinem dringenden Gang ab, wenn man dann hereinkommt. Sie setzen sich lieber als tagsüber neben einen auf einen Stuhl oder eine Bank; sie meinen eher als am Morgen, daß man müde sei, und nehmen Rücksicht. Sie selbst sind auch nicht mehr so frisch wie in der Frühe und fragen beim Lampenlicht weniger scharf als beim Licht der Sonne.

Es gibt vieles, was durch dieses Verschlafen gewonnen hat. Man muß jetzt nur konsequent sein und den Tag erst vollends vergehen lassen. Vor allem, dies darf keineswegs übersehen werden, wird niemand in diesem über und über struppigen Menschen einen gewissen Jakob wiedererkennen, wenn er mit hochgeschlagenem Mantelkragen zur Abendzeit in eine bestimmte Ortschaft hereingewandert kommt. Bis es dann abermals tagt, ist aus einem Mann mit mancherlei Mängeln in seinem Aussehen wieder ein recht erträglicher, sozusagen ein unanfechtbarer Jakob geworden.

Gut, der Jakob hat seinen Entschluß und vertreibt sich die überzählige Zeit mit einem Gang durch die Stadt. Er bleibt vor diesem oder jenem Laden stehen und hält sich ein wenig zum besten: »Das wäre ein Reiseandenken für die Frau vom Heini. Dies würde den Peter sicherlich erfreuen. Das wiederum wäre ein schönes Mitbringsel für die Kinder.«

So macht er es; und so kommt er wieder zu Laune. Er darf sich trösten, daß er nichts vergessen hätte, was sich gehört, wenn er etwa als ein alltäglicher Reisender zurückgekommen wäre. Aber das war ja nun einmal nicht so. Trotzdem kann ihm niemand verwehren, daß er sich zum Zeitvertreib einigen Spaß erlaubt, indem er so tut, als ob es doch so wäre. In der Stadt die Straßen sind ihm alle nicht so ganz unbekannt. Überhaupt, die Stadt scheint völlig am alten Flecke stehengeblieben zu sein. Nichts Neues, nichts Erstaunliches. Das letztemal war alles gerade so und nicht anders. Nur lagen in jenen Anlagen gelbe und rote Blätter auf dem Rasen. Jetzt liegt dort naßkalter, grauer Schmutz. Er heißt sich Stadtwinter, ja ... Man kommt an einer gewissen Zeitung vorüber, und die neuesten Blätter hängen hinter den Scheiben. Jedermann darf sie lesen. Es ist die billigste Leserei, die es gibt. Keinen Pfennig Kosten dabei. Viele machen davon Gebrauch, auf diese Weise sparsam zu sein und dennoch das Nötigste vom Werdegang der Welt in Besitz zu nehmen. Früher war hier manches zu lesen, was ein gewisser Jakob von diesem Werdegang hielt, hoho. Viel hielt er nicht davon, nein ...

Vielleicht ist diesmal darauf gedruckt, daß er lange entbehrt wurde, dieser Jakob, daß er ein Unersetzlicher sei; aber nun sei er darauf und daran, heimzukehren, die Leute sollten den Hut abnehmen und ihn willkommen heißen. Warum auch nicht? — Da steht einer in einem alten Feldmantel vor den Schaukästen und lacht laut und respektlos. Die Leute machen kein Hehl daraus, daß ihnen dieses Lachen mißfällt, ja, daß sie nicht gewillt sind, über all die wohlfeilen Neuigkeiten hier beliebig

lachen zu lassen. Der andere macht sich von dannen. Er scheint ein wenig von Sinnen.

Um darauf zurückzukommen: Vom Stadtwinter ist die Rede gewesen. Er geht durchaus seinem Höhepunkt zu, trotz des häßlichen Schneeschmutzes. Auf allen Plätzen warten Tannenbäume auf ihre Käufer. Große und kleine Bäume, große und kleine Käufer. Fette und magere Bäume. Die magersten natürlich für die magersten Käufer. Genau wie im vorigen Jahre auch. Selbst in diesem Punkte ist alles beim alten geblieben ...

Bald wird wieder Friedensfest gefeiert. Wieder mal. Wie rasch das geht! Ein Jährchen. Gestern eins, heute eins, sozusagen im Handumdrehen. Wurde etwas dazugelernt?

Auf einmal ist der Jakob vor das Spital geraten. Achtlos und bedenkenlos ging er einher, und nun ist dort jenes Spital, das er hassen muß wie die Pest. In diesem Spital nämlich ließen sie ihm Karin sterben ...

Der Jakob flieht aus der Stadt; nur weil dort ein Spital ist, das er nicht sehen kann, an das er nicht denken will. Ja — ja, man muß sehr auf der Hut sein, wenn man nicht ganz zum Schlusse noch durch irgend etwas das Gleichgewicht verlieren will. Es ist allerdings keine regellose Flucht, von der hier die Rede ist. Es ist ein geheimer Rückzug mit geheimen Kämpfen an manchen Plätzen. Dort zum Beispiel bleibt der Jakob vor einem Ladenfenster stehen, einem erlesenen, erhabenen Fenster, hinter dem goldene Schmuckketten und dergleichen zur Schau ausgelegt sind. Seht Euch einmal diesen Armreifen hier an! Blitzendes, dickes Silber, prächtiger Zierat hineingemeißelt, blaue, strahlende Steine. Ein himmelblaues Märchen, Nachtgestirn, alles zusammen, könnte man sagen. Wer damit eine junge und schöne Frau glücklich machen darf, was muß das für einer sein?

»Warum hast du nicht ein einziges Mal in deinem Leben eine solche Kostbarkeit an Karins schlanken Arm stecken dürfen?

Ja, wie hätten ihre Augen leuchten müssen! Du hättest gesagt: Sieh, daran sollen deine Kinder erkennen, wie sehr ihre Mutter geehrt wurde . . .«

Der Jakob hört seine eigene Stimme im Ohr. Er friert buchstäblich, als er sie vernimmt. Er ballt die Fäuste in den Taschen seines zerschlissenen Mantels. Das ist alles, was sich dagegen tun läßt. Alles? Nein. Man muß einfach weitergehen, muß es sich verbieten, nochmals irgendwo stehenzubleiben. Kurzum: Man muß fliehen. Aber hier: Blumen. Rosa, Weiß, Gelb, zart wie Sammet; Paradies, Fabel hinter blanken Glasscheiben. Was könnte einer mit ihnen alles sagen, wenn er sie besäße? Er müßte Hände haben wie ein Kind, um sie darzureichen. »Du wirst Karin einen Armvoll Tannenzweige mitbringen«, wirft der Jakob ein . . . Dies hier sieht aus, als ob es überhaupt keinen Frost und kein Eis, keinen Schnee, keinen Schmutz, keinen Stein und keinen Sturm auf der Erde gäbe, keine welken Blätter und keinen Staub. Eitel Sonne, eitel Helligkeit und Herrlichkeit und nichts Totes, gar nichts Totes . . .

Der Jakob muß sich abermals mit einem barschen, inwendigen Befehl in Marsch bringen. Diesmal und noch ein anderes Mal, als er sich vor einem Schaufenster mit tausenderlei glänzenden Kinderspielsachen ertappt. Dort ist sozusagen die ganze Welt in buntem Lack und Schachteln zu haben. Der Jakob spottet: »Wirst du deinem Sohne einmal eine Eisenbahn aus rotem Blech schenken, die spaßeshalber in der Stube umherfährt, und auf der ein zerlumpter Puppenmann eine Reise macht?«

Dann jedoch denkt er, er sei sich ja schließlich nicht selber sein schlimmster Feind und brauche sich daher auch keine boshaften Fragen zu stellen. Nun hält er nirgends mehr an. Jetzt flieht er diese Stadt wirklich . . .

Der Tag verdämmert. Im Walde wandert ein Mann im langen Feldmantel zwischen den hohen Stämmen dahin.

Andere gehen in einen Dom, wenn sie dies oder jenes mit dem Mächtigen dort droben endgültig bereinigen wollen. Es beginnt zu schneien. Im Teufelsgraben gibt es viele Tannen. Sie gehören sicherlich irgendeinem Bauern. Das stört den Jakob nicht weiter. Er bricht sich einen Strauß von Zweigen, an denen noch die Zapfen daransitzen. Eine Dreingabe der Natur für Leute, die keine Narzissen und Gladiolen auf die Friedhöfe tragen können . . .

Der Jakob nimmt jenen Pfad, der hinter den Häusern entlang auf den Gottesacker führt. Dann steht er lange, lange vor einem schneebedeckten Grabhügel mit einem hölzernen Kreuz. Sicherlich hat es der Heini dort hingestellt. Jedenfalls wußte der Jakob nichts davon. Aber es ist Karins Name darauf zu lesen. Dann muß es ja wohl ihr Eigentum sein, dann muß ja dies Karins Grab sein. Wie einsam, wie fremd! Man muß die Fäuste zwischen die Zähne schieben, damit man nicht schreit und die Leute nicht herbeigelaufen kommen . . .

»Das ist jetzt deine Heimat, mein lieber Jakob«, sagt er. Er keucht auf einmal. Er bringt kaum das leiseste Wort hervor. Aber er zwingt sich, Karin zuzuflüstern. Wenn man ihr zuflüstert, sieht man ihr Antlitz, ihr blasses Antlitz mit dem blonden Scheitel und der klaren Stirn und den guten Augen vor sich. Andernfalls sieht man gar nichts als Schnee und Kreuze; einen Haufen Schnee und ein Kreuz . . .

»Karin, liebe Karin, da bin ich wieder und lege Dir diesen grünen Tannenstrauß hierher, den ich Dir mitgebracht habe. Ich. Dein Junge. Hörst Du mich?

Ja, ich habe eine Reise gemacht. Du konntest es nicht wissen. Aber nun bin ich wieder da. Ja. Nun bleibe ich hier und lasse Dich gewiß nicht mehr so lange allein, Du . . . Du . . .!«

Der Schnee rieselt dünn vom dunkeln Himmel herab, zerfließt auf den Wangen dieses Mannes in kalten Tropfen. Weiß Gott, Schnee wie Tränen, kalte Tränen, ja. — Weit und breit nichts als Holzkreuze und Steine. Hier ein Mensch,

der sich auf die Fäuste beißt. — Einsame Wiederkehr. Die da unter der Erde liegen, sie sind ja alle einsam. Er wird sie nicht stören, der eine hier, der zu so ungewohnter Zeit kam. Er flüstert ja so leise, daß es niemand hört. Höchstens Karin. Vielleicht Karin. Vielleicht! ... Gott allein mag es wissen, warum es hier keine Antwort mehr gibt. Gott aber bleibt sie schuldig, diese Antwort. Gott, ja. Er selbst ...

Dann geschieht folgendes: Von irgendwoher Fanfaren, Trommelklang, Gesang. Rauher Männergesang. Ein Marschlied. Da geht der da im Feldmantel langsam von dannen.

»Ja«, sagt er, »ich komme schon!« — Davon freilich sagt er nichts, wie sehr er jenen dort drüben dafür dankbar ist, daß sie ihn von hier fortrufen.

*

Der Jakob stand am Straßenrande; das Licht der Laterne wurde vom flimmernden Schneegerieſel allzusehr getrübt, als daß ein Mann mit einem gläsernen Auge zum Beispiel noch einen jeden Eckensteher hätte erkennen können. Ja, nicht einmal die anderen, die doch alle ausnahmslos mit zwei natürlichen Augen hätten umherschauen können, nicht einmal die beachteten jenen, der dastand und den Arm zum Gruße erhob, als der Peter die Fahne und sein stumpfes Auge aus Glas vorübertrug. Es war ja schließlich auch nichts Beachtenswertes an einem Menschen, der einen zerlumpten Mantel anhatte und überdies von einem halbfertigen Barte verunstaltet wurde.

So kam es also, daß diese stattliche Kolonne vollkommen ahnungslos sozusagen Parade vor einem Bettelmanne machte. Dieser hatte sehr wohl den Drang, dem Heini und dem Doktor an der Spitze des Zuges etwas zuzurufen, eine Art Parole, eine Losung. Etwa wie »Halt! Wer da?!« oder »Hie gut Freund!« oder so. Aber daraus wurde nichts weiter als ein erstickter Laut. Ja. Und wohl gut an die hundert Männer sangen zur gleichen Zeit ein trotziges Lied. Sie marschierten

dahin, die Gassen ein und aus, und der Jakob stand da, fror inwendig und auswendig und sah ihnen nach. Erst in weitem Abstand ging er hinter ihnen her.

Er kam an das Haus vom Heini. Niemand nahm davon Notiz, daß er dorthin ging. Er mied den Lichtschein, der aus dem Ladenfenster auf die Straße fiel, und stellte sich in den Schatten des Hauses. Weil er sich weiter keinen Rat wußte, blieb er dort stehen. Da war der Fahnenmast, leer, gleichsam ohne Auftrag; nicht anders wie jede Stange, die unten in den Boden gesteckt ist und oben in die Nacht ragt. Dieselbe Stange wie damals scheinbar, ein wenig mehr verwettert. — Die Spielleute schwenkten wieder auf den Markt ein: Ramtaratam, ramtaratam, ramtarattattatam. Ja, in diesem Orte wurde kräftig getrommelt wie immer, das ließ sich ja deutlich hören. Ein Kommando. Dann zog die Abteilung in den Versammlungssaal hinauf. Der Jakob stellte sich unter die Haustür. Es war schmerzlich, zu sehen, wie die andern in jenen Saal hinaufrückten und an ihn überhaupt gar nicht mehr zu denken schienen. Oder schickten sie vielleicht einen Mann auf den Markt zurück, der nach ihm, dem Jakob, hätte Ausschau halten oder gar seinen Namen hätte über den Platz rufen sollen? Wie? Taten sie das? — Nein, das taten sie nicht. Demnach mußten sie ihn wohl schon längst völlig vergessen haben . . .

Viele Leute kamen und gingen alle in ein und dasselbe Haus. Dann kamen nicht mehr so viele. Es wurde Zeit, von droben ertönte Musik, scharf und peitschend. Der Jakob aber stand hier unten an eine gewisse Tür gelehnt und rührte sich nicht vom Flecke.

Plötzlich ging diese Tür hinter ihm auf. Die Frau vom Heini schrie vor Schreck nach Jesus und Maria, und dann starrte sie ihn an, als sei er geradeswegs und leibhaftig vor ihr aus der Luft niedergefahren.

Er sagte: »Ich bin es.« Er sagte es ein wenig mühsam. Es

war ja wohl auch töricht, dies zu sagen. Er hätte ebensogut das Gegenteil sagen können. Nun, es kam nicht darauf an. Denn sie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und es schien, als ob sie in ein und demselben Atemzuge zu lachen und zu weinen suchte. Sie zog ihn ins Haus, in die Küche. Das Lampenlicht bestrahlte ihn ein wenig mitleidslos.

»Du lieber Gott«, rief sie aus, »wahrhaftig, der Jakob!« Sie wußte ja letzten Endes schon längst, daß dies der Jakob war. Aber trotzdem rief sie so; und viele Male wiederholte sie, ob er es denn wirklich sei, ob es denn sein könnte, daß er es sei, der da stünde. Und »du liebe Zeit!« . . . Sie könne es wirklich gar nicht glauben.

Ja, unendliche Verwunderung, auch ein wenig Ratlosigkeit. Jedenfalls rannte sie auf einmal davon. Sie müsse sofort ihren Mann holen gehen. Der Jakob stand derweilen mitten in der Küche, mitten unter der Lampe, tat nichts weiter, sondern lächelte. Dort hinter dem Tische saß der älteste Junge vom Heini, lächelte auch, immerhin ein wenig unbehaglich; denn des Jakobs Lächeln kam aus einem Barte hervor, der rund um Mund und Wangen gewachsen war, wie ein rotbraunes, schütteres Fell. Sozusagen ein menschliches Gesicht mit einer gewissen Art von Unkraut behaftet. Damit nickte er nun dem Knaben zu. Er gab ihm die Hand und sagte: »Jaja, mein Junge. Du kennst mich vielleicht nicht mehr?« — Aber der Junge nickte ebenfalls, sah ihn groß an und ließ ihn nicht mehr aus den Augen.

Dann kam endlich der Heini. Er blieb zuerst einfach unter der Tür stehen, nahm die Sturmmütze vom Kopfe, streckte den Schädel vor, war atemlos und sagte — — gar nichts.

Der Jakob ging ihm mit Schritt und Wort entgegen. Er habe ihm einen Gast hierhergebracht. Vielleicht könne der Heini ihn nicht sogleich erkennen?

Der Heini bekam vor Aufregung kleine Augen, ein glühend rotes Gesicht, ging hin und gab dem Jakob die Hand. Er

wollte dazu etwas sagen, geriet darüber ins Stottern, lachte schließlich und ergriff den Jakob an den Schultern und hielt ihn daran fest.

Nun war natürlich der Jakob wieder an der Reihe. Er fragte, wie es ihnen denn noch gehe hier? »Ich für meinen Teil bin gerade dabei, mir einen Bart wachsen zu lassen, wie Ihr seht«, und dazu lachte er nun seinerseits. Inzwischen hatte der Heini ein wenig von seiner Sprache wiedergefunden. Er hieß den Jakob einen alten Jungen und behauptete, sie hätten schon lange auf ihn gewartet. Seine Frau bekräftigte das sehr. Überhaupt war sie diejenige, welche nun den beiden Männern auf ihre Weise unter die Arme griff. Denn diese beide taten so wie zwei Blinde, die einander begegnen und etwa sagen: »Ich sehe, du bist es. Ich höre von dir, daß der Himmel heute schön blau ist. Ja, schön blau ist er heute . . .«

Fast so taten die beiden.

Sie aber riß Teller und Schüsseln aus dem Schrank, blies das erlöschende Herdfeuer wieder an und deckte großartig Tafel. Der Jakob wehrte ab, sie solle doch für ihn keine solchen Umstände machen. Bitte, nein. Sie lachte darob und meinte: »Gut, Jakob, aber was sollte der Gast von mir denken, den Du da angeblich mitgebracht hast? Ach, wenn Du doch nur gestern gekommen wärst, da stand Kuchen auf dem Tische . . .« — Der Jakob beteuerte: Seiner Lebtag werde es ihn gereuen, daß er nicht schon gestern gekommen sei. »Was glauben Sie, wie mich das reut!«

Während er dann aß, saß der Heini dabei und munterte ihn fortwährend wie einen kranken Hund auf, nur ja die Schüsseln leer zu machen. »Du ißt ja fast nichts!« mäkelte er. »Wenn wir alle so wenig essen wollten wie Du, dann würde sich ja die Revolution gar nicht lohnen, hahaha. Du bist wahrhaftig ein billiger Kostgänger geworden, hast Dich ein bißchen sehr an diese Republik gewöhnt, wie?«

Der Jakob straffte sich: rollende Augen. Er seufzte auf und

fragte scheinheilig, ob sie hier auch bereits Revolution machen wollten, wie? Da versetzte ihm der Heini einen ordentlichen Rippenstoß, und sie erhoben beide ein lautes Gelächter. Dann kam plötzlich die Rede auf den Knaben. »Kann er schon laufen?« — »Nein, wo denkst Du hin?!« — Er werde sicherlich schon schlafen, gab der Jakob zu bedenken, und ob es gut sei, ihn noch aufzusuchen? Vielleicht würde er davon geweckt. Was sie, die Frau, dazu meine?

»Nein, nein«, antwortet sie. »Komm nur mit. Wir wollen nur nicht laut reden, und Ihr braucht ja nicht gerade wieder so einen Lärm zu machen, Du und der Heini.«

Sie führte den Jakob in die Stube nebenan, in der die Kinder schliefen. Sie blieb an der Tür zurück und achtete darauf, daß durch einen Spalt ein wenig Licht aus der Küche hereinkam. — Ja, da atmete ruhig und ebenmäßig ein kleiner, pausbackiger Junge in weißen Kissen, den Daumen im Munde, ein schimmeriger Schopf.

Der Jakob beugte sich tief über das kleine Bett und hielt den Atem an. So stand er sehr lange dort. Es gab da anscheinend viel für ihn zu sehen und zu lauschen.

Das war das Wiedersehen.

✠

Der Doktor schien an der Rückkehr vom Jakob nichts Erstaunliches zu finden. Er gab ihm die Hand, freute sich sichtlich, daß er ihm nun wieder die Hand geben konnte, und sagte: »Na schön, daß Du wieder da bist. Ich wußte, daß Du wiederkommen würdest. Du bist gerade zur rechten Zeit gekommen, wenn ich mich nicht sehr täusche.«

Der Jakob, rot bis über die Schläfen, wollte wohl einen Scherz machen und gab zur Antwort, ja, ein Fahnenflüchtiger habe es vorgezogen, dorthin zurückzukehren, wo er sich ein wenig Nachsicht mit seiner Person versprach. Der Doktor aber mußte das offenbar für Ernst genommen oder eine gewisse Bedenklich-

keit daraus gehört haben. Denn er packte den Jakob bei den Schultern, kniff die Augenbrauen äußerst streng zusammen und sprach gewissermaßen mitten durch den Jakob hindurch:

»Jakob«, sagte er, »bitte keine derartigen Reden. Wir wollen uns doch nicht gegenseitig den Beichtvater machen, nicht wahr? Du bist wieder da und damit fertig. Und letzten Endes treffen jeden einmal Dinge, mit denen er ganz allein für sich und auf seine Weise fertig werden muß. Dem Heini und mir brauchst Du in dieser Beziehung nichts zu erzählen. Draußen an der Front ist auch manchmal einer in die Knie gegangen, der sonst ein guter Soldat war. Auf das Wiederaufstehen, darauf kommt es an . . .!«

Der Jakob senkte den Kopf, sah am Doktor vorbei und meinte, vielleicht wüßten sie, die Alten, alles besser, weil sie die Probe dort draußen in den Gräben hinter sich hätten.

Der Doktor winkte ab.

Aber der Jakob fühlte sich dadurch doch irgendwie bemitleidet. Das gab ihm einen gewissen Trotz. Nun glaubte er erst recht, daß er sich rechtfertigen müsse. Ja, der Doktor sollte gleich von vornherein wissen, daß er, der Jakob, nicht wie ein herrenloser Hund davongelaufen und wieder hergelaufen war. Der Jakob sagte, er wolle nichts beschönigen: er habe die Flinte ins Korn geworfen, er habe wirklich die Brücken hinter sich abbrechen wollen. Er sei nicht einmal aus eigener Einsicht wieder heimgekehrt. Das solle der Doktor nicht glauben. Dann berichtete er von jenen Männern in der großen Hafenstadt, wie sie ihn auf so merkwürdige Art von der Gasse aufgelesen hatten. Die seien es gewesen, die ihn gleichsam aus dem Sumpf herausgezogen hätten. Er selbst habe daran gar kein Verdienst, nein, das wolle er nicht leugnen. Es sei auch weiter keine edle Laune von ihm gewesen, daß er wiederkam. Er habe es einfach satt gehabt, für nichts und wieder nichts in der Welt umherzulaufen und um Almosen zu betteln. Er wolle auch nicht mehr draußen auf irgendeine schändliche Weise um Brot und Obdach

kuschen gehen, nein; er wolle jetzt einfach seinen Platz hier im Lande haben. Er werde darauf bestehen, und darum sei er wiedergekommen.

Da lachte der Doktor geradeheraus: »Ei, Jakob, Du gefällst mir so noch besser wie vordem.« — Der Jakob war vollkommen verblüfft. Er sah den Doktor groß an. Aber der lachte wirklich mit einer fast wilden, überzeugenden Lust. Daran war nicht zu zweifeln.

»Gut«, sagte der Jakob, »aber ich werde Euch vielleicht noch zur Last fallen! Das ist mir jetzt gleichgültig. Ich will einfach hier dabei sein, wenn es endlich losgeht. Hier und nirgends anders. Das wollte ich Euch nur wissen lassen!«

Selbst daraufhin blieb der Doktor dabei, daß ihm der Jakob nun noch besser gefalle als vordem. Dann bekam das Gespräch durch ihn plötzlich einen sehr besinnlichen Klang. Man hätte fast in Zweifel darüber geraten können, ob dies noch der wahre und alltägliche Doktor war, der da sprach. Er saß auf seinem alten Sofa, sog ein paarmal heftig an seiner Zigarette, gleichsam auf Vorrat, und legte den Kopf ein wenig zurück, so daß er vollkommen freie Sicht gegen die Decke oder gegen sonst etwas Unbewegliches hatte. — Zuerst sagte er: »Ja.« — Dann räusperte er sich, und danach kam er auf einmal mit einer fast inwendigen Rede heraus. »Ja«, sagte er, »ein jeder von uns, wenn er allein ist mit sich, ist ein armer Teufel. Die meisten werden dann feige oder verrückt. Kameradschaft ist etwas anderes als nur eine Episode. Vielleicht gibt es diesen Begriff nur bei Soldaten. Gewiß: wir haben keine Waffen, kein Trommelfeuer mehr und dergleichen — trotzdem sind wir wieder alle Soldaten geworden. Auch Ihr Jungen. Das genügt. Wir brauchen keine großen Worte darum zu machen.«

Er rauchte die Zigarette zu Ende, es schien, als ob damit dieses Gespräch seinen Schluß gefunden hätte. Aber dann fing er doch noch einmal zu sprechen an. Seine Stimme bekam einen Anflug von feierlicher Verlegenheit. Er wollte vielleicht gar

nicht sagen, was er sagte. Als er aber damit angefangen hatte, mußte er sich selbst mit einem befehlerischen Ton über den Berg helfen. Er brachte nämlich das Wort auf jenen Mann, der ihr aller Führer war.

»Ja«, meinte er, »ohne ihn wären wir allesamt schon längst verzweifelt. Wenn wir für ihn marschieren, dann ist das kein Verdienst von uns, nein. Wir marschieren ja, weil wir ihn brauchen, also sozusagen uns selbst zum Danke. Das einzige, worauf wir stolz sein können, das ist dann der Tag, an dem durch uns das ganze Land erkennen wird, wie gut es ihm das Schicksal mit diesem einen Manne gemeint hat. Ich glaube nicht an Wunder. Das nicht. Aber daran glaube ich, daß unser Volk nicht ausgerechnet in einer solchen Zeit untergehen kann, wo ihm die Vorsehung den kühnsten und genialsten Deutschen geschickt hat. Das muß einen Sinn haben, daß er aus dem fürchterlichen Blutbad dort draußen wieder heimkam und daß ihn auch damals bei dem feigen Verrat keine Kugel traf. Das alles ist Gesetz. Die Geschichte hat ihre Gesetze. Man muß hinter ihnen hersinnen, dann kommt man auch auf das, was Vorsehung heißt. Wenn man einmal begriffen hat, was sie will, so weiß man auch um seine Pflicht. Hinterher kommen die anderen und reden von Wundern, wenn es geschafft ist. Laßt sie. Wir haben sie gewirkt. Das ist noch wunderbarer, scheint mir.«

Ja, so sprach der Doktor und schaute dabei nach oben, in eine Ferne offenbar. Sonst liebte er das Nahe. Sonst konnte er sogar andere Leute sehr rücksichtslos auf greifbare und äußerst naheliegende Notstände hinweisen. In dieser Beziehung ging ihm bei allen Bauern weit und breit der Ruf voraus, daß man ihn fürchten müsse.

*

Die Weihnacht kam, wie noch allemal im Winter. Nun ist sie da. Man hat das Gefühl, als ob sie diesmal zur unpassenden Zeit gekommen wäre. Föhn in der Luft, draußen

auf den Fluren gelbes, verwaschenes Gras. Nur die Berge weit hinten mit weißen, glitzernden Kappen. Man weiß eigentlich nicht recht, woran man ist. Wäre nicht wieder von Amts wegen bestimmt worden, daß Friedensfest zu feiern sei und niemand Unruhe zu stiften habe, so wüßten gewiß viele nicht mehr vom »Gloria in der Höhe«, als auf dem Kalender steht. Jetzt wissen sie also wenigstens, daß sie allesamt stillezuhalten haben. Davon werden freilich die Unfrohen nicht froh und die Hungernden nicht satt. Nun gut, selbst das ist nicht anders, als es das Jahr zuvor war.

Was den Jakob und den Heini betrifft, so besteht für sie diesmal das Fest eigentlich und in der Hauptsache aus mächtig viel Zigarrenrauch und Schweigsamkeit. Wollte der Heini etwa sagen: Sieh, Jakob, im vorigen Jahre saß dort drüben noch der Hannes und war mißlicher Laune — was hätte der Jakob darauf antworten sollen? Was konnte er darauf antworten, wie? Er konnte höchstens erwidern: Ja, lieber Heini, es hat sich vieles zugetragen seit damals, vieles, wovon wir nichts wußten, woran wir nicht dachten, woran wir nicht einmal zu denken wagten. — Nein, es war im Grunde genommen gar kein Fest dieses Mal. Es war eine Pause. Eine quälende Pause, die man mit Rauchen vertun mußte. Mit Rauchen und Schweigen und heimlicher Traurigkeit über mancherlei, was nicht mehr war.

Gegen Abend ist der Jakob auf den Gottesacker hinausgegangen und hat einen kleinen Tannenbaum mit roten Kerzen auf Karins Grab in den Lehm gesteckt. Der Wind blies die Kerzen fast noch unter den Augen vom Jakob wieder aus. Der Jakob hat nichts mehr dagegen getan. Es war ihm zuwider gewesen, mit dem Wind darüber zu streiten, ob es einen Sinn hatte, hier Kerzen anzuzünden.

Jetzt sitzen sie, der Heini und der Jakob, in der Stube beieinander, aller Kinderjubel ist verrauscht, alles Überschwengliche damit vorbei. Die beiden Männer schweigen und rauchen,

rauchen und schweigen. Sie könnten dann ja schließlich auch zu Bette gehen. Sie gehen nicht zu Bette. Sie hören die Metteglocken wie im Vorjahre. Sie hören das brausende Halleluja und den Orgeldonner wie im Vorjahre. Oh, vieles ist genau so wie damals. Vieles, aber nicht alles. Der Heini macht wieder roten Wein heiß, während die Kirchgänger drüben Halleluja singen. Er bringt das dampfende Getränk, schenkt ein, hält dem Jakob sein Glas entgegen. Sie sehen einander in die Augen, nicht nur so obenhin, nein, ein wenig länger und tiefer, sie frieren dabei gar auf dem Rücken. Was können nur die Menschen mit einem Blicke alles sagen, wenn sie aus diesen oder jenen Gründen keine Worte machen wollen . . .

Ja, so ist sie dann diesmal vergangen, die Weihenacht.

*

Es war bekanntlich in der letzten Zeit vielmals und an mancherlei Orten von Revolution die Rede. Irgendwie sieht es auch allenthalben nachgerade nach baldigem Aufstand aus. Zwar fahren noch keine gepanzerten Kampfwagen durch die Straßen und dergleichen, aber viele, sehr viele Leute in Deutschland haben die Gesichtszüge derjenigen, die nicht mehr ein und aus wissen und daher eines Tages in ein Wasser springen oder Revolution machen müssen.

Der Peter und der Heini gehören auch bereits zu denen, die über kurz oder lang zwischen dem einen oder dem anderen zu wählen haben. Niemand braucht zu hoffen, daß sie dann etwa ins Wasser springen werden. Eher werden sie etwas anderes tun. Um ins Wasser zu springen, dazu hätten sie nicht zehn Jahre zu warten brauchen. Zehn Jahre mit vielerlei Bitterkeit, Groll, Zorn, ja, offen gesagt: mit einem Haß, der ihnen längst heilig geworden ist. Sie werden nun vielleicht eines Tages Revolution machen müssen, ob sie wollen oder nicht.

Der Michel kommt an einem beliebig schönen Abend zum Peter auf den Hof. Es muß erwähnt werden, daß der Michel

mit dem Peter wieder sehr ordentlich umgeht, seitdem der Geier in das Zuchthaus eingesperrt wurde. Der Geier wurde wirklich in das Zuchthaus gesperrt, weil es erwiesen war, daß er sein Gehöft mit allem Darum und Daran selber in Brand gesteckt hatte. Wenn er etwa dazumals meinte, daß er auf diese Weise hätte der allerreichste Mann in der ganzen Gegend werden können, so hatte er sich damit jedenfalls gründlich getäuscht. Das Gericht kam ihm sehr wohl hinter seine Schliche und machte ihm vor ganz kurzer Zeit darob den Prozeß. Und seitdem hörte also der Michel auf, den Peter ein wenig zu hassen, und der Peter seinerseits hörte auf, den Michel ein wenig zu hassen. Statt dessen haßten sie noch viel einträchtiger als je zuvor den Geier, obwohl der ja nun sozusagen ein toter Mann war. Aber sie haßten ihn, gleichsam zur ewigen Erinnerung an einen Schimpf, für den sie nicht hatten persönlich Rache nehmen können. Sie haßten ihn, auch um nicht zu vergessen, daß er noch diesen oder jenen Mithelfer in der Gemeinde zurückgelassen hatte, dem man jetzt auch nicht gerade mit der Friedenspalme zuwedeln konnte. So nannten sie, der Michel und der Peter, neulich im Ochsen den Neuigkeitsdirektor einen Zuhälter, als es sich gerade gut anließ und der andere ein wenig zu spät zum Zahlen kam. Natürlich großer Aufruhr allenthalben im ganzen Wirtshaus. Aber was wollte der Neuigkeitsdirektor schon Großartiges erwidern? Er hatte nun einmal dem Geier öffentlich die Stange gehalten. Das stand schwarz auf weiß zu Papier und war nicht mehr auszulöschen. Er drohte dem Peter das Gericht an. Da erwies es sich, wie harmonisch der Michel und der Peter haßten: Der Michel wiederholte dem Neuigkeitsdirektor ins Gesicht, daß er der Zuhälter eines Brandstifters und Betrügers sei. So. Nun konnte der andere sie alle beide anzeigen, wenn er wollte.

Überhaupt, es sah bedenklich nach baldigem Aufstand aus mit diesen zwei. Als die Regierung das Marschieren verboten und allgemeine Friedfertigkeit anbefohlen hatte, saßen sie all-

abendlich im Ochsen. Der Peter trank viel, der Michel trank weniger. Der Michel vertrug das Trinken nicht so gut. Der Peter vertrug es besser und betrank sich. Einmal blieb er dem Wirt die Zeche schuldig. Er hatte wieder viel getrunken. Der Wirt kam an den Tisch und wollte sein Geld. Der Peter grinste zuerst: Er möge an die Regierung schreiben, daß sie hier ein Friedensfest gefeiert hätten. Sie hätten auf ihr, der Regierung, Wohl getrunken, und ob sie nicht einen Taler dareinzahlen wolle ...

Der Ochsenwirt begann zu zetern. Aber der Peter hatte nun einmal keinen Groschen in der Tasche und sagte zu dem Dicken, er möge die Zeche auf seinen Namen anschreiben. Jawohl, was sie, der Michel und er, getrunken hätten, auf seinen Namen.

»Auf Deinen Namen?«

Der Wirt lachte reichlich vielsagend, reichlich dreist und tollkühn, ließ sich fast behaupten. Da sprang der Peter auf.

»Du lachst über meinen Namen?« schrie er, »Du Wanst, wagst es, über meinen Namen zu lachen?«

Der dicke Wirt bekam eine gewaltige Ohrfeige vom Peter. Darüber hinaus gab es Scherben und zerbrochene Stühle, weil andere Leute sich in die Händel vom Peter dareinmischten. Es waren auch einige von denjenigen darunter, die sonst gerne vor dem Gemeindehause standen und gegen das Haus vom Heini wegen einer gewissen Fahne Gepfiff machten.

Als der Doktor von dieser Sache erfuhr, ließ er den Peter kommen. »Du willst wohl, daß bald ein anderer die Fahne trägt?« sagte er. Nichts weiter. Der Peter verstand ihn sogleich. »Nein«, erwiderte er; und das war seinerseits alles. Mehr brauchten sie miteinander nicht zu bereden. Der Peter betrinkt sich jetzt nicht mehr.

Nun kommt also, wie gesagt, an einem beliebig schönen Abend der Michel in des Peters Haus. Der Peter ist nicht da. Sein Weib will auch nicht wissen, wo er sich herumtreibe. »Im

Stall vielleicht, bei seinem Hengst, was weiß ich?« — Der Michel geht in den Stall. Ja, ein Hengst, aber kein Peter. Der Michel sucht alle Winkel ab. Er sucht auch in der Scheune. Dort sieht er einen Mann auf dem Heuboden bei einem scharfen Licht geheimnisvoll herumhantieren. Er ist ein gewiegter Kletterer, der Michel. Er klettert lautlos die Leiter hinauf und dann unterdrückt er mit wahrem Mannesmute ein Geschrei, das gewiß ein echtes Kriegsgeschrei hätte sein müssen, wenn es nur erst hätte laut werden dürfen. Der Michel steigt wieder hinab, ohne daß der Peter etwas gewahr wird. Drunten vor dem Scheunentor ruft er: »Peter! — Peter!« — Als der Peter ärgerlich knurrend zum Vorschein kommt, sagt der Michel nur, er habe ihm doch gewiß auch eine von den schönen Flinten vorgemerkt, wie? Hahahaha ...

Der Peter stürzt sich wie ein Wilder auf den andern. Der aber hat ja nicht nur zwei gesunde Beine, sondern auch zwei gesunde Augen. So ist es für ihn ein leichtes, den Einäugigen einige Male in die Kreuz und in die Quer über den verschneiten Hof zu narren. Der Peter flucht, er darf aus gewissen Gründen nicht einmal laut fluchen. Daher flucht er zischend. Er droht dem Michel jede erdenkliche Gewalttat an und heißt ihn einen elenden Spionierer. Trotzdem kann er ihn nicht fangen. Schließlich machen sie Waffenstillstand. Sie unterhandeln flüsternd miteinander. Der Peter bietet dem Michel eine Flinte an, wenn der Michel beim Doktor das Maul halten wollte. »Lieber kannst Du mich bei der Polizei verraten«, keucht er.

Der Michel bedingt sich aus, daß es ein gutes Gewehr mit soundsoviel scharfer Munition sein müsse, dann wolle er einverstanden sein.

Der Peter feilscht. Ein Gewehr wolle er ihm geben, aber die paar Kugeln werde er wohl selber brauchen.

Der Michel jedoch beharrt auf seinen Forderungen, und so bleibt dem Peter nichts anderes übrig, als nachzugeben. — Friedensschluß mit Handschlag. Der Peter preßt dabei dem

Michel die Finger so hinterlistig hart zusammen, daß dieser ihn wortwörtlich zum Satan wünscht. Dann gehen sie lachend ins Haus.

Drinnen allerdings ist es mit dem Lachen rasch wieder vorbei, jedenfalls, soweit der Peter in Frage steht. Es ist, als ob ihm der Mund auf einmal zugewachsen wäre. Da sagt der Michel »Gute Nacht« und »Heil Hitler!« und geht. Der Peter aber zieht zwei Briefe aus der Schublade, faltet sie auseinander und legt sie nebeneinander vor sich auf den Tisch. Ja, zwei verschiedene Schreiben, und doch nahezu ein und derselbe Inhalt.

Die Bauernbank schreibt: Sie sind uns das und das schuldig. Bezahlen Sie. Falls Sie bis dann und dann nicht bezahlt haben, werden wir Schritte gegen Sie unternehmen. — Der Peter weiß es bereits auswendig, alles, Zeile um Zeile. Er hat es heute gut und gern schon zwanzigmal gelesen. Daher weiß er es jetzt auswendig. Er weiß auch, daß er nun bald überhaupt keinen Rappen mehr haben wird.

Der andere Brief kam vom Steueramt. Das Steueramt schreibt: Sie sind uns das und das schuldig. Bezahlen Sie! — Ja, der Peter wird wohl bald auch ein toter Mann sein, obwohl er seinen Hof nicht in Brand gesteckt hat und auch nicht auf gemeine Weise der Allerreichste in der ganzen Gegend hatte werden wollen ... Der eine Hengst steht bis heute noch draußen im Stall. Der andere steht bereits beim Jud drüben an der Raufe. Der Jud kaufte ihn billig beim jungen Geier ein. Er kaufte dort noch vieles andere billig ein. Vielleicht wird er in ganz wenigen Tagen auch den anderen Rappen vom Peter billig einkaufen können. Dann hat er das schönste Gespann um ein Spottgeld beisammen, weil der Staat wieder einem kleinen Bäuerlein den Garaus machen ließ ...

Als der Peter an diesem Abend über seinen beiden Briefen brütete, fand er keinen Ausweg. Da dachte er an die Revolution. Er stieg auf den Heuboden und putzte die Gewehre blank, von denen der Doktor nicht wissen durfte. Jetzt hat er die

Gewehre geputzt. Jetzt brütet er wieder über seinen beiden Briefen, findet abermals keinen Ausweg und denkt abermals an die Revolution. Sein gläsernes Auge blickt nicht starrer als das gesunde auf der anderen Seite. Es wird späte Nacht. Aber der Peter sitzt noch immer da und brütet.

Am selben Abend hatte der Heini ein Gespräch mit seiner Frau. Als die Kinder schliefen und auch der Jakob schon zu Bett gegangen war, sagte sie: »Mann, ich muß Dich fragen, was soll denn nun werden?« Und sie legte dieses und jenes Papier auf den Tisch, auf dem dies und das stand, was jenem in vielem glich, worüber der Peter zur gleichen Zeit zu brüten hatte. Der Brief vom Steueramt jedenfalls lautete hier wie dort fast auf den Buchstaben gleich.

Der Heini hatte zweifellos gehört, wonach die Frau ihn fragte. Ja, er hätte ja auch letzten Endes seine Augen zu Hilfe nehmen und in den Blättern alles genauestens studieren können, falls er taub gewesen wäre. Was tat er? — Er schwieg. Er starrte ein wenig stumpf auf diese Briefe da, er gabelte mit beiden Händen in seinen Haaren herum und grübelte. Er suchte einen Ausweg, dachte hin und her, und schließlich kam auch er auf die Revolution. Aber er stand deshalb nicht auf und stieg nicht auf den Speicher, um etwa dort die Planken aufzureißen und aus dem Fehlboden ein gutes Gewehr mit scharfer Munition herauszunehmen. In diesem Punkte war er anders als der Peter. Er wahrte sein Geheimnis mit kaltblütiger Gleichgültigkeit. Er war einer von denen, die sich nur ganz seltene Male in ihrem Leben in eine außerordentliche Wut bringen ließen. Im allgemeinen wartete er lieber ab, bis der Gegner von seiner eignen Wut geblendet war. Dann erst nahm er ihn aufs Korn. Ob er das vom Doktor gelernt hatte oder ob der Doktor das ebenfalls nur auf gewissen Schlachtfeldern erlernt hatte, steht dahin. Jedenfalls waren sie beide in bezug auf Kaltblütigkeit einander sehr ähnlich und von den Jungen um vieles verschieden. Daher stieg der Heini

also nun nicht auf den Speicher, obwohl er an seine wohlverwahrten Flinten und an die Revolution denken mußte. Er schwieg einfach, und das war alles.

Die Frau konnte sich allerdings damit schlecht zufrieden geben. Sie fragte noch einmal: »Mann, was soll denn nun geschehen? Willst Du nicht antworten?«

Oh, doch, sagte der Heini, er wolle antworten.

Erstens wolle er antworten: Die Ware, die Sie mir geliefert haben, liegt in meinen Regalen und verdirbt, weil die Hälfte der Leute kein Geld mehr hat, um sie mir abzukaufen. Die andere Hälfte der Leute hat noch Geld. Aber sie kauft mir nichts ab, weil ich eine unliebsame Fahne vor mein Haus hängte. Bitte, entschuldigen Sie, aber es läßt sich nichts mehr ändern ...

Zweitens wolle er antworten: Das Geld, das Sie mir geliehen haben, mußte ich auf das Steueramt tragen, damit diese Republik ihre Dividenden an die ganze Welt bezahlen kann. Machen Sie mir keinen Vorwurf daraus. Ich bin ein kleiner Mann und muß in der Fron dieses Staates gehen, bis wir diesen Staat eines Tages in Scherben schlagen ...

Drittens wolle er antworten: Ich habe dieser Republik bisher alles gegeben, was ich mit meinen eigenen Händen sauer verdiente, und sogar noch vieles dazu, was ich nicht verdienen konnte. Jetzt habe ich nichts mehr. Jetzt will ich einmal wissen, was diese Republik mit meinen Groschen angefangen hat, jetzt will ich die Bilanz dieser Ausbeutung von Amts wegen sehen. Ich habe ein Recht darauf. Ich bin mit aber tausend Talern Aktionär Ihres Bettelstaates geworden. Ich will jetzt sein Gläubiger werden. Bitte, was haben Sie darauf zu antworten? ...

Ja, dem Heini spukte es im Gehirn. Der Heini hatte die Revolution bereits fix und fertig im Kopfe.

Auf einmal fing die Frau zu weinen an: »Heini, Heini! Fällt Dir denn gar nichts Gescheiteres ein? Ich weiß mir nicht mehr zu helfen, und Du schwätzt einfach albernes Zeug.«

Da schlug der Heini wütend mit der Faust auf den Tisch. Seht, nun war er plötzlich doch in eine außergewöhnliche Wut geraten, obwohl es um ganz gemeine und alltägliche Dinge ging, die im Lande von oben bis unten gang und gäbe waren.

»Albernes Zeug? Weißt Du mir vielleicht etwas Klügeres? Soll ich winseln: Ach bitte, laßt mich leben? Meinst Du, daß sie mir darauf auch nur einen Heller schenken? Wie?«

Die Frau schluchzte, sah recht alt und demütig aus. Recht demütig und verzweifelt. Die Demut bezog sich nur auf diesen wilden Heini, der ein ganz grünes Gesicht hatte.

»Geh schlafen!« sagte er zu ihr. Er wußte ihr keinen besseren Rat. Im Grunde genommen war es auch gar kein Rat, sondern ein Befehl. Sie ging, er blieb am Tische sitzen. Es wurde späte Nacht. Nun sitzt er immer noch da und brütet. Hier er, der Heini: drüben der andere, der Peter; und wer weiß, vielleicht sind es im ganzen Lande Hunderttausende, die nachts nicht mehr schlafen können. Wenn dem wirklich so ist, dann sieht es wahrhaftig nach baldigem Aufstand aus. Bedenkt doch nur: was sollen sie sonst tun, die da keinen Schlaf mehr finden können? Sollen etwa hunderttausend oder gar ein paarmal hunderttausend Leute einander eines Tages bei den Händen nehmen und sagen: So, nun wollen wir diesem Staate zuliebe allesamt ins Wasser springen ...?

Als das neue Jahr begann, wünschte der Heini dem Peter alles Gute, und der Peter wünschte dem Heini ebenfalls nichts Schlechtes. Das neue Jahr war nun erst ein paar Tage alt, und schon hatte es sich über die allerbesten und allerredlichsten Wünsche gründlich hinweggesetzt. Es durfte nicht darauf hoffen, daß der Heini oder der Peter vor ihm ins Wasser gehen würde. Hoffte es aber darauf, daß diese Männer, die ja nur zwei einzelne aus einem riesigen Heere von Gleichgesinnten waren, daß also diese Männer sich vor ihm auf die Knie werfen und Gewinsel machen würden, so täuschte es sich abermals. Nein, sie winselten nicht. Sie dachten an Gewehre und scharfe

Munition. Der eine stieg sogar dieserhalb auf den Heuboden. Der andere blieb zwar in seiner Stube sitzen. Aber doch hatten sie sich beide insgeheim sturmfertig gemacht, waren sie beide jedenfalls inwendig gerüstet und bereit. Die alten Flinten mochten keine überragende Rolle spielen, wenn es darauf ankam. Aber die Männer! Die Männer konnten nicht übersehen werden, wenn man ihnen nicht endlich nachgeben wollte ...

*

Vor dem Gemeindehause ist der Rothaarige wieder am Werk. Er ist mächtig und auf allen Wegen im Gange. Oh, der Rote hat seine Zeit auch nicht gerade verschlafen. Heute heben gut doppelt soviel Leute in der Gemeinde die geballte Faust zum Gruße oder zur Feindschaft als vor einem Jahre. Sie stehen auch nicht mehr nur vor dem Gemeindehause herum, sondern marschieren ebenfalls, als hätten sie das inzwischen dem Doktor und seinen Männern wenigstens in groben Umrissen abgesehen. Sie marschieren und schreien »Nieder!« — Nieder? Mit wem? Mit der ganzen Gemeinde vermutlich. Vielleicht mit allen und jedem und dem ganzen Lande.

Es heißt, daß der Rote eine große Reise gemacht und viel Neues davon mitgebracht habe. Er lief ja auch nicht wie der Jakob nutzlos im Lande herum, nein, er reiste mit einem ordnungsmäßigen Billett in einem Eisenbahnzug mit bequemen Plätzen für die Fahrgäste. Es gab in diesem Zuge sogar einen Wagen, wo man gegen Entgelt Bier und Wein trinken und richtiggehend an gedeckten Tischen tafeln konnte. Mit einem solchen Zuge fuhr er über die Grenze. Als er auch über die Grenzen des nächsten Nachbarlandes wieder hinaus war, tafelte er sogar unentgeltlich, wie er jetzt behauptete. Er machte sich damals auf diese wunderbare Reise davon, als es hieß, der Peter sei in seiner Wildheit mit dem Motorrad gegen einen Baum gerannt, und ein gewisser Jakob habe sich dabei halbwegs das Genick gebrochen. Ja, damals war er davongefahren, der Rote,

und hatte gar nichts von all dem Gerede gehabt, das über den Peter und den Jakob in Umlauf geriet.

Nun, er war jedoch wiedergekommen, er hatte die wunderbare Reise gleichsam auch nach rückwärts ausprobiert, war wieder da und hatte unerhörte Neuigkeiten und wer weiß was sonst mitgebracht. Er knauserte nicht, er erzählte von diesem und jenem, er wies photographierte Bilder dazu vor, und das war gewiß das Äußerste, was bezüglich der Wahrheit überhaupt je von einem Reisenden in der Heimat verlangt werden konnte.

In dürren Worten ließ sich sagen, daß er geradeswegs aus dem Paradiese zurückgekommen war, nur um seiner Horde hier vor dem Gemeindehause und anderswo an den Gassenecken zu schildern, daß es wirklich ein Paradies auf diesem Himmelsgestirn namens Erde gab. Sie sollten es nur glauben, sie brauchten es nur zu glauben, dann ließe sich gewiß auch hierzulande ein gleiches bewerkstelligen. Es war ja doch letzten Endes ein und derselbe Globus, auf dem man sich befand. Man konnte darauf beliebig hin- und herfahren und dabei genau erkennen, wie es zuging: bis dahin wurde unentgeltlich getafelt, von dort ab mußte wieder Entgelt für jedes trockene Stücklein Brot entrichtet werden. Man mußte Schluß machen mit dieser alten Unsitte und dem Paradies neues Terrain auf dem Globus erschließen.

Es gab welche, die den einen oder den anderen Zweifel hegten und nicht sogleich glaubten. Dann nahm er, der Rote, großmütig eines von seinen Bildern aus der Joppentasche und fragte: »Bitte schön, bin ich es vielleicht, oder ist es ein anderer, der hier in diesem fabelhaften Automobil sitzt, wie?« — Er war es; er saß zum Beispiel photographiert in einem fabelhaften Automobil. — Gut. Sie stritten es nicht weiter ab. Dann fragte er sie, ob sie alle, wie sie dastünden, jemals zur Lust und zum Spasse in einem derartigen Automobil hätten fahren dürfen? Nein, erwiderten sie ohne Ausnahme wahrheitsgemäß, wir mußten zeit unseres Lebens bei jedem Wind und jedem

Wetter zu Fuß gehen! — Das war es. Na also, sagte er. Sie begriffen wohl, was damit im Grunde alles gesagt war. Er hätte es ja nun genug sein lassen können. Aber nein, er war großmütig und nahm das nächste Bild heraus, das übernächste, soviel er deren nur hatte. Eines nach dem andern. Er stellte ihnen soundsoviel Fragen, sie sagten ebensooft: »Nein!« Er hatte alles bewiesen.

Es ginge ihnen doch um ein gutes Essen, um Schmackhaftigkeit und Leckerbissen, die sie noch nicht im Munde gehabt hatten? Natürlich. Warum sollte es ihnen nicht darum gehen? — Er versprach sie ihnen. Er sagte: Drüben gibt es das für jedeinen, sooft er will ...

Es ging ihnen um gute Kleider, die sie noch nicht auf dem Leib gehabt hatten; um herrschaftliche Wohnungen, in denen sie noch nicht gewohnt hatten; um ein angenehmes Leben, das sie noch nicht geführt hatten; um beliebig viel Geld, das sie noch nicht besessen hatten. Es ging ihnen mit einem Wort um das Paradies, in dem sie noch nie gewesen waren. Der Rote versprach ihnen alles, was sie sich auch ausdenken mochten; und er bewies, was er versprach, mit lauter Bildern, die er wirklich in der Tasche hatte. Hatte er ihnen alles bewiesen, was sie wollten, so riet er ihnen ein wenig Totschlag im allgemeinen und den Mord an dieser und jener Person im besonderen an. Wer gegen das Paradies war, konnte ja auch leicht für die Zukunft auf dem Globus entbehrt werden.

Ja, er hatte vieles auf seiner Reise gelernt, der Rothaarige, und er geizte nicht damit, es an den Mann zu bringen. Einige von seinen Genossen wollten wissen, daß er dafür bezahlt würde. Er verachtete sie, indem er ihnen gar keine Antwort auf ihre dumme Anfrage gab. Aber er nahm sie mit zum Ochsen und ließ vom Wirt eine große Flasche Branntwein an sie ausschenken. Er selbst trank nicht einmal mit! Ja, so war er geworden, so unglaublich; unglaublicher fast als jenes fabelhafte Automobil, in dem er photographiert darinnen saß.

»Vor einem Jahr hätte er uns noch keinen Branntwein bezahlt«, sagten die anderen. »Er ist ganz anders geworden, seitdem er diese Reise gemacht hat . . .«

Sie bewunderten ihn einfach. Er war ja auch unermüdlich, geradezu großmütig unermüdlich im Gange. Wer es vorgestern noch nicht wußte, gestern erfuhr er es! Gestern morgen, sobald es Tag wurde, ließ es sich genau sehen, wer und was im Gange war. Auf dem roten Backsteinschlot draußen beim Sägewerk stand morgens zu lesen: »Rot Front«. Gerade so, als ob eine solche Firma über Nacht diesen Betrieb vom Herrn Leutnant in Pacht genommen oder ihm gar abgekauft hätte. Am Abend zuvor stand darauf noch gar nichts zu lesen. Nicht einmal der Name von Herrn Leutnant selbst. Aber am Morgen stand es jedenfalls da. Die mannshohen Kalkbuchstaben waren reichlich schief und wackelig gemalt und sahen nicht ordentlich aus. Fast wurde der ganze Schlot davon krumm. Überdies fingen sie nicht ganz oben bei der Kaminspitze, sondern auf halber Höhe an, so daß von der Straße aus nur die Hälfte des ganzen Spruches zu lesen war. Die andere Hälfte mußte ein jeder auf eigene Faust persönlich in seinem Geiste ergänzen. Der Leutnant konnte ja schließlich nicht um dieser Hälfte willen das Dach seiner Maschinenhalle abdecken lassen, nein.

Überhaupt, der Herr Leutnant hatte mit der ganzen Angelegenheit Ärger genug, selbst wenn er das Dach auf der Halle darauf ließ. Es war natürlich eine offene Schande für ihn, was da auf seinem Schornstein stand; er konnte das keineswegs auf sich sitzen lassen. Er rief die Belegschaft zusammen. Sie mußte in Reih und Glied Aufstellung nehmen. Das bot keine besonderen Schwierigkeiten. Ein Maschinist, ein Säger und ein Lader konnten ja wohl noch ohne großes Reglement in eine Linie gebracht werden. Der Herr Leutnant befahl ihnen allen dreien auf einen Hieb, die üble Schweinerei da droben sei sofort und auf der Stelle zu entfernen. Das war natürlich leicht gesagt. Der Maschinist meldete sich zum Wort: Zu Befehl, er sei

ein Mann mit alten Knochen, und der Herr Leutnant wollten ihm doch nicht zumuten, daß er am Ende noch auf eine tragische Weise ums Leben käme?

Nein, der Herr Leutnant wollten das nicht. Ein alter Maschinist war immerhin auch ein alter Mann.

Der Säger kam an die Reihe. Er grinste: »Ölfarbe, Herr Leutnant, und außerdem sind die Steigeisen angesägt.« Die Ölfarbe war dreist erlogen. Der Lader gab das unumwunden zu. Der Herr Leutnant bekam einen Wutanfall, stampfte mit beiden Füßen die Erde. Sie lachten ihn rundweg aus. Wenigstens der Säger und der Lader. Der Säger sogar schamlos: Ob vielleicht er, der Herr Leutnant, da hinaufsteigen und sich den Hals brechen wollten, wie? — Ja, nichts als offene Schamlosigkeit gegenüber einem Manne, der zu seiner Zeit sozusagen als ein kaiserlicher Leutnant der Reserve in seine Wiege gelegt worden war. Er machte kurzen Prozeß, drohte den Säger vom Platze weg zu entlassen. Noch ein Wort!

Der Säger aber grinste nach wie vor ohne alle Ehrerbietung. Niemand stieg auf den Kamin. Der Herr Leutnant aber durfte sich nicht so weit erniedrigen, daß er am Ende auch noch selbst mit Schwamm und Eimer auf seinen verunstalteten Schlot kletterte. Das ging nicht an.

Als der Säger mit dem Lader allein war, gab er seiner Meinung freien Lauf. »Warte nur ab«, sagte er, »der kommt auch noch dran, dieser Geldsack, so wahr ich hier stehe.« Dabei strich er mit der flachen Hand an seiner Kehle vorbei, und das sollte offenbar andeuten, daß dem armen Leutnant eines Tages noch der Kopf abgeschnitten würde.

Dies alles hatte sich gestern zugetragen und war reichlich unerhört gewesen. Heute aber war es noch um vieles toller zugegangen. Man konnte nahezu von einem Skandal sprechen, wie ihn diese Gemeinde noch nicht erlebt hatte, solange sie überhaupt eine Gemeinde mit einem Fabrikschornstein war. Heute morgen stand auf diesem vermaledeiten Schlote bereits wieder

etwas Neues zu lesen, gerade als ob er auf einmal eine Zeitung für jedermann geworden wäre. Heute morgen hieß es: »Nieder mit Rot-Front!« Und da dieser Spruch um viele Buchstaben länger war als der vorige, so hatten seine Schreiber den ganzen Kamin bis unter den obersten Ring für ihn benötigt. Damit aber nicht genug; nein, bei weitem nicht: am Blitzableiter in schwindelnder Höhe eine flatternde Hakenkreuzfahne!

Bitte sehr, Herr Leutnant.

Du rothaariger Sendbote aus einem gewissen Paradiese: Bitte sehr!

Alle ihr Neuigkeitsdirektoren, hochwürdigen Herren und Landgendarmen: Bitte sehr!

Der Herr Leutnant fluchte auf ganz gewöhnliche Weise, gar nichts Leutnantmäßiges mehr, nein. Er telephonierte. Einen gewissen Doktor Soundso wolle er sprechen. Er sprach ihn. Er schrie ihn in die Ferne an: Ob er vielleicht glaube, daß sein Werkskamin ein Leuchtturm für den politischen Irrsinn der Zeit sei. Ob er vielleicht glaube, daß dieser Werkskamin ein Denkmal der Pöbelhaftigkeit werden solle. Ob er das und das und das und das vielleicht glaube, und wer er, der Doktor, schon sei?

Der Doktor sagte, er möge sich zu ihm bemühen, wenn er über diesen Punkt Näheres zu erfahren begehre. Einstweilen möge er, der Herr Leutnant, sich mit einer telephonierten Maulschelle begnügen. Er, der Doktor, werde ihm jederzeit dafür als Zeuge zur Verfügung stehen. — Oh, ihr hättet doch den Leutnant hören sollen! Das heißt, zunächst fand er einen Augenblick kein Wort mehr. Dann fand er sozusagen den eisernen Bestand seiner Worte. Er vertat ihn. Der Doktor lachte dazu unausgesetzt aus der Ferne herüber. Er schlug sich gleichsam mittels dieses Telephones auf die Schenkel; denn er hatte inzwischen auf diesem Wege ja allerlei gehört und sich einen Reim gemacht. Es war ein wenig schändlich, daß er auf diese Weise von der Neuigkeit Kenntnis nehmen mußte, aber er bekam sie dafür auch aus erster und berufener Hand.

Kurz gesagt, der Leutnant verlangte, daß der Doktor wenigstens die Fahne von seinen eigenen Männern wieder von dem Blitzableiter herunterholen lassen sollte. Wer sonst hatte sie dorthin gehängt? — Wie? — Wer aber hatte hier am Orte das Kommando über alle Hakenkreuzangelegenheiten? — Der Doktor. Eben dieser. Also!

Was gab der zur Antwort? Die Fahne werde sich sicherlich wunderbar auf dem hohen Kamin ausnehmen. Er wolle sie sich sogar persönlich ansehen gehen. Im übrigen möge er, der Sägewerksbesitzer, sie ruhig dort droben wehen lassen; denn es könne sowieso nur mehr eine Frage von wenigen Tagen sein, bis diese Flagge allgemein und von Amts wegen im ganzen Lande auf den höchsten Punkt gehißt würde ...

Der Herr Leutnant schrie: Lieber wolle er den Schlot in die Luft sprengen.

»Bitte sehr«, antwortete der Doktor, »meinetwegen. Sprengen Sie diesen. Bauen Sie einen neuen, und schreiben Sie darauf: ‚Es lebe der Kaiser!'«

Außerdem machte er ihm ein frivoles Angebot bezüglich seines eigenen Hintern. Das war sein letztes Wort.

Der Herr Leutnant war vollkommen außer sich. Er rief den Bürgermeister an, verlangte Feuerwehr und Polizei. Der Bürgermeister schickte den Blauen. Dem Blauen schwindelte beim bloßen Anblick der Fahne. Er ging. Er ging zum Ochsen und trank Branntwein. Am hellen Mittag bereits war er so betrunken, daß er kaum mehr die Treppe des Gemeindehauses hinaufsteigen konnte. An die Besteigung jenes Kamins war überhaupt nicht mehr zu denken. Nicht einmal an den allerletzten und allerunterſten Buchstaben war zu denken.

Die Feuerwehr wollte ebenfalls nichts von dem Schlote wissen. Wenn er in Flammen stünde, sagten sie, so wollten sie gerne löschen kommen. Aber er stünde ja nicht in Flammen.

Die Landgendarmen kamen zum Doktor: Wie das mit dieser Fahne sei? — Der Doktor sagte, sie sollten denjenigen suchen,

der sie hinaufgebracht habe. Vielleicht wisse der ihnen Rat. Er müsse ein schneidiger Bursche sein, haha ...

Die Landgendarmen gingen und kamen zum Heini. Der Heini machte es nicht anders als der Doktor. Da gingen die Landgendarmen noch zum Peter, vom Peter zum Michel, vom Michel zum Willi. Dann hatten sie es satt und gingen wieder nach Hause.

Die Fahne aber flattert wunderbar erhaben und unantastbar am Himmel. Sie flattert stürmischer und großartiger, als je eine Fahne hier weit und breit zu flattern vermochte. Jene Fahne vor dem Hause vom Heini ist ab heute einfach in den Schatten gestellt, ist ab heute beinahe ein belangloses Tuch geworden, was Aufsehen und Flattern betrifft.

Am Nachmittag kam der Peter über den Markt. Die Horde stand am Gemeindehause wie immer. Sie pfiff heute nicht. Der Rote war nirgends zu sehen. Der Rote war seit seiner Reise niemals zu sehen, wenn der Peter oder der Jakob oder gar beide daherkamen. Der Peter blieb auf dem Platze stehen, wies mit der Hand über die Dächer und rief jenen zu, ob sich keiner von ihnen heute nacht dort drüben den Hals brechen wolle? »Es fehlen nur ein paar Steigeisen«, lachte er, »aber das macht Euch doch nichts aus, ihr Helden?« — Selbst daraufhin pfiffen sie heute nicht.

*

Die Zeit ist reif, sagte der Doktor nun täglich. Er muß es sagen. Sonst würde sich der Peter am Ende doch wieder betrinken. Er würde vielleicht sogar eines Tages mit seinen alten Flinten daherkommen und Torheiten begehen, auf eigene Faust. Der Doktor weiß zwar nichts von diesen Flinten, aber trotzdem sagt er es täglich, daß die Zeit reif sei. Das ist das beste Wort, das er jemals täglich sprach. Es ist zwar kein ganz neues Wort von ihm, aber jetzt spricht er es täglich, und das ist neu und bedeutungsvoll genug. Es klingt ein wenig nach geheimer Beschwö-

rung. Warum sollte es das nicht? Nein, keinen Stein auf den Doktor, den alten braven Soldaten, der sich so gut mit seinem Peter und seinem Heini und seinem Michel und dem Jakob, und wie sie alle der Reihe nach heißen, auskennt.

Er hat es ja auch letzten Endes nicht einfach aus der Luft gegriffen, dieses schlaue Wort. Immerhin wächst mit jedem Tag, der vergeht, der Hunger im ganzen Lande. Immerhin hören täglich hundert und aber hundert Maschinen auf zu laufen, bleiben einfach stehen. Fertig. Immerhin werden jetzt Tag für Tag hundert und aber hundert Bauern von ihren Höfen getrieben. Schluß. Immerhin wird der Jud tagaus, tagein täglich reicher und mächtiger. — Das wiegt alles gründlich, das wiegt alles sehr, sehr schwer. Das Volk schreit jetzt nach einem gewissen Manne, den es anderthalb Jahrzehnte ausspottete und verlachte, weil er ihm alles prophezeite, was nun so schwer und gründlich wiegt.

Ja, heute schreit das Volk nach ihm. Die Herren droben wissen es. Sie haben die Probe darauf gemacht. Eine kleine Probe in einem kleinen Ländchen, sozusagen nur mit einem Zipfelchen des Reiches. Sie wissen jetzt, woran sie sind. Sie sagen zwar: Es war nur ein Zipfelchen. Gut, es war nicht mehr als das Geschrei in einer kleinen Stube. Aber so laßt doch dann das Volk noch einmal im ganzen Hause schreien, wenn ihr es nicht glauben wollt, daß die Zeit reif ist! — Bitte sehr: Hier stehen jedenfalls die erbitterten braunen Divisionen bereit. Ein einziger Befehl, und sie werden euch erdrücken. Mit blanken Fäusten werden sie in eure Bajonette greifen, wenn ihr es nicht anders haben wollt. Und der Fäuste sind mehr als der Bajonette. Seht euch vor!

Es ist noch nicht lange her, da marschierte der Doktor mit seinen Männern in die Stadt. Zehntausende marschierten mit ihnen in die Stadt. Auf allen Straßen kamen sie herein. Dann stand ein ganzes Heer da. Ein Heer mit blanken Fäusten. Wer hatte es befohlen? Einer, ein einziger. Er sprach zu ihnen. Er

sprach zu ihnen von der Freiheit, die Deutschland wieder haben mußte. Sie hatten alle einen und denselben Herzschlag, ein und dasselbe beinerne Antlitz, als er sprach. Hätte er in jener Stunde den Sturmangriff auf diese Stadt, ja auf das ganze Reich befohlen, wer hätte sie aufhalten wollen, die Revolution? Wer hätte sie aufhalten können?

Ja, die Zeit ist reif. Er braucht nur den Befehl zu geben, jener eine Mann, der Führer einer Armee erbitterter Deutscher, die ein freies Vaterland wieder haben wollen, in dem es wieder Brot für die eigenen Söhne gibt ...

»Hoffentlich schießen sie bald«, sagt der Peter täglich. Fragt ihn einer, warum, so lacht er: »Damit wir sie endlich erschlagen dürfen, alle die Verräter im Land, die uns zu einem Bettelvolk gemacht haben.« — Ja, so reif ist die Zeit. Der Doktor allerdings fuhr dem Peter neulich einmal über das Maul, er möge nicht so billig daherreden; er habe abzuwarten, was befohlen würde und basta! — Der Peter biß sich auf die Lippen und tat danach sehr kühl. Das tut er im übrigen neuerdings jedesmal, wenn die anderen ihn ob seiner ungestümen Meinungen belächeln oder ihm dann und wann darin Einhalt gebieten. Sie wissen alle, warum er dann so tut. Sie kennen ja das Geheimnis. Der Peter hat zwar nur mehr ein Auge, aber sie beneiden ihn trotzdem. Als sie sich nämlich nach jenem großen Appell in der Stadt zum Rückmarsche fertig machten, kam der Peter ganz blaß mit seiner Fahne daher und sagte:

»Er sah mir in die Augen und gab mir die Hand!«

Ja, so war es. Der Peter hatte mit seiner Fahne auf dem großen Podium gestanden. Sein Führer aber gab ihm die Hand und sah, daß er unter dieser Fahne einäugig geworden war. Seit jenem Geschehnis ist der Peter unruhiger als je zuvor. Denn er sorgt sich heimlich Tag und Nacht um alles, was jenem Manne durch Heimtücke oder Arglist möglicherweise zugefügt werden könnte, jenem Manne, den der Herrgott selbst den Deutschen zu Hilfe geschickt hat ...

Ja, so sagte der Peter wörtlich zu Michel, als der ihn wieder einmal allein in der dunklen Herdecke antraf und mit ihm ein Gespräch über das Vaterland und die Zukunft führte. — Demnach muß der Peter also doch in gewisser Beziehung große Stücke auf den lieben Herrgott halten. Er hat das ja auch niemals abgestritten. Es ist ihm nur gleichgültig, daß andere Leute ihm das hinter seinem Rücken abzustreiten pflegen. Daraus machte er sich nichts. Er meint höchstens, daß die Lahmen noch immer behauptet hätten, man dürfe nicht ohne Krücken gehen, sooft sie in der Mehrzahl gewesen seien . . .

*

Es ist, als ob sich soeben die Erde geteilt hätte, ganz unvermittelt, ganz sanft, ganz ohne Blitz und Donnerschlag. Das ist doch nun ein völlig neuer Erdball, dieser hier! . . . Seit ganz wenigen Augenblicken ist doch auf geheimnisvolle Weise aus dieser uralten Kugel eine ganz neue, ja, eine noch nie dagewesene Welt geworden. Es geschah ganz unerwartet, ganz selbstverständlich. Das Herz wollte einem einfach stehenbleiben; vielleicht will es einem auch jetzt einfach in diesen völlig neuen, blauen Himmel davonfliegen . . .

Der Heini und der Jakob ziehen mit bebenden Händen die Fahne vor dem Hause auf, die große, verwetterte Hakenkreuzfahne, die nun schon seit soundsolanger Zeit nahezu Tag für Tag weithin und weither über dem Markt von jedem zu sehen war, der kam oder ging. An einem puren Werktage zwischen Morgen und Mittag stehen sie bleich, mit schimmernden Augen da und ziehen diese Fahne an dem schlanken Mast hoch, der bis an den Dachrand ragt. Ja, und dabei beben ihre Hände. Nicht einmal ihre Hände, ihre Fäuste wollen mehr hart und kaltblütig sein!

Wo aber sind nun die Gewehre geblieben?

Der Frau vom Heini rinnen die hellen Tränen über das Gesicht. Sie weint und lacht, hat die Schürze umgebunden und trägt einen kleinen blonden Buben auf dem Arm; am gemeinen Werktag zwischen Morgen und Mittag lacht und weint sie auf offener Straße. Das kleine Mädchen betrachtet verwundert diese Mutter, diese Männer, diese Fahne, diesen Markt, alles rundherum. Aber alles steht, wie es soeben und gestern und immer stand. Was haben nur die Großen, wo ist das Wunder, das geschah? Die Frau vom Heini lacht und weint, weint und lacht. Und kein Wunder am Himmel droben, keine neue Sonne zu der alten, und hier drunten auch nichts weiter. Nicht einmal ein neuer Kirchturm zu dem alten. Ein Alltagsplatz und eine Werktagsstraße mit ein wenig schmutzigem Schnee.

Dann beginnt die Fahne hin und her zu wiegen, wie allemal, wenn nicht gerade der Sturm pfiff. Sie bekommt auch heute nicht etwa Flügel, um sich hoch über den Markt zu schwingen und dann dort droben zu schweben und zu flattern und nicht mehr herabzukommen ...

Die beiden Männer eilen davon. Es sieht spaßig aus: sie gehen, als ob sie laufen wollten; sie laufen jedoch so, als ob sie eigentlich nur besonders schnell und zugleich besonders feierlich gehen wollten. Die Frau rennt hinter ihnen drein, mit Schürze und Tränen und lachendem Gesicht. Das kleine Mädchen hängt sich an ihren Rock. Sie zieht es hinter sich her und macht bedenkenlos hastige Schritte, läuft und schleppt auf dem Arme einen kleinen Buben und am Rock ein kleines Mädchen mit. Voran die beiden Männer, die ihrer nicht achten.

Dort kommt der Doktor ihnen schon entgegen. Zittert er nicht ein wenig? Ist auch er bleich? Atemlos? Wußte er, daß sie alle in dieser Minute auf dem Wege zu ihm waren, mit Kind und Kegel sozusagen, wie sie gerade gingen und standen? Daß einer auf dem Wege zum andern war?

Mitten auf der Straße, mitten am hellichten Tage, am hellichten Werktage fallen die Männer einander in die Arme.

Keiner bringt ein Wort hervor, keiner braucht ein Wort hervorzubringen. Sie schütteln einander die Fäuste, lassen ihre Hände los, um sie wieder von neuem zu ergreifen. Sie lachen und schauen einander mit schimmernden Augen an; ja, sie lachen einfach — — um nicht zu weinen! Der Frau aber rollen die Freudentränen unverhohlen über die Wangen. Mitten auf der Straße, barhäuptig, bleich und bebend stehen sie da und jubeln einer dem andern und der andere dem einen wortlos mit feuchten Augen und bebenden Händen und zitternden Fäusten zu. Die Frau schluchzt plötzlich sogar und hält die Schürze vor das Gesicht. Auf offener Straße, am hellen Werktagmittag vor jedermann und allen! Sie sind hilflos vor Jubel, ja, sie können einander selbst nicht mehr helfen vor Aufruhr. Sie sind stumm und geschlagen vor Glück.

»Herrgott!« sagt der Doktor endlich mühsam. Es ist ein gewaltiges Dankgebet, dieses Wort. Es besagt alles, was keiner von ihnen auszusprechen vermag. Es hätte sonst nicht solche Anstrengung bereiten können, dieses eine Wort.

Ein Automobil hupt und hupt hinter ihnen, der Fahrer flucht. Aber die dort stehen mitten auf der Straße, als ob es sich hier um ihren höchsteigenen Blumengarten handelte. Sie hören nicht und sehen nicht. Nein, nichts und niemanden. Da steigt der Fahrer wütend aus und geht schimpfend auf sie zu. Aber die Männer drehen sich nicht einmal nach ihm um. Die Frau wischt sich mit der Schürze über das Gesicht und sagt: »Ach, ich kann es gar nicht glauben ...« Was aber soll ein fremder, zorniger Mann von einer Frau halten, die mit Kind und Kegel in der Fahrbahn steht, wirres Zeug daherstammelt und sich mit einer Schürze die Tränen von den Wangen wischt? Dieser hier mag von ihr halten, was er will.

»Der Führer! — Der Führer!« schluchzt sie.

Ja, seht nur, eine Frau, die schluchzt und lacht und dasteht und wer weiß was erzählt!

Aber dieser Fremde begreift: »Der Führer!« Es gibt im

ganzen Lande nur einen, um dessentwillen die Leute am hellichten Werktage auf die Straße eilen, um dessentwillen sie in den Stuben ihres Glückes am Ende nicht mehr Herr werden könnten ...

»Der Führer? — Sie haben ihn gerufen? —«

Gott sei Dank, der Heini findet die Sprache wieder. »Ja«, sagt er heiser.

Da packt der Fremde den Heini an beiden Armen. Er muß sich wohl auch an irgendeinen anderen, an einen Menschen klammern, der ihm diese Nachricht ertragen hilft, diesen Jubel, der zur Stunde Millionen von Deutschen den Herzschlag gen Himmel jagt.

Der Heini nickt: Ja, es ist wahr!

Und dann flucht dieser wildfremde Mann nicht mehr. Nein. Auch er muß in diesem Augenblick Hände haben, die er schütteln darf, fremder Leute Hände. Nein, Hände von Deutschen, Männern und Frauen, brüderliche Hände sucht er, ergreift er, schüttelt er. Ja, man muß einander einfach helfen, den Jubel zu ertragen, muß lachen, damit man nicht weint, muß wenigstens stammeln, damit man nicht aufschreit oder erstickt. Es ist eine ungeheuerliche Nachricht, die vor soundsoviel Minuten durch den Äther des Reiches flog. Das Glück fiel buchstäblich vom Himmel. Das Glück, der Sieg. Es ist nicht zu fassen ...

Der Doktor streichelt dem kleinen blonden, rotbackigen Buben auf dem Arme der Frau das seidige Haar. »Jetzt ist es geschafft, Du kleiner Mann«, sagt er zu dem Kinde, »jetzt ist es geschafft für Euch!« Ja, er spricht mit diesem Knaben, der noch nichts von der Welt und dem Leben weiß. Zu den anderen spricht er nicht. Sie wissen ja von allem ...

Daheim trägt der Jakob seinen Jungen in der Stube umher, setzt sich mit ihm an das Fenster, das nach dem Hofe hinausgeht, und lacht mit ihm. Nichts weiter. Nein. Nur ein stummes Lachen. Es schmerzt ein wenig um die Augen, die einen sonderbaren Schimmer haben, durch den sich alles fern, unend-

lich fern, gleichsam ohne Schatten und Schwere ansieht, in dem alles zu schweben scheint. Er bleibt eine Weile sitzen. Es ist, als ob er sehr müde wäre. Er streicht sich über die Schläfen. Er lehnt den Kopf zurück und sein Blick verliert sich im blauen Himmel droben. Das Kind ist geduldig mit ihm, verwundert und geduldig.

Auf einmal erhebt sich der Jakob, bringt den Kleinen in die Kinderkammer hinab und geht zur Ladentüre hinaus. Rings um den Markt wehen Fahnen. Wahrhaftig, lauter patriotisches Fahnentuch weht da und macht dem Heini seine verwetterte Flagge mit einem Schlage recht belanglos und blaß . . . Menschen stehen an den Fenstern, stehen auf der Straße, als ob Sonntag wäre, als ob diese Straße dazu gemacht wäre, um dazustehen. Es ist alles so fern, so unendlich fern und unbegreiflich.

Wo waren sie bisher nur verborgen, diese plötzliche, beinahe allzu laute Zuneigung ringsum und dieser fast allzu grelle Überschwang der vielen Fahnen, die nach anderthalb Jahrzehnten nun auf einmal wieder flattern? — Die Fahne vom Heini ist einsam, fast geht sie ganz und gar vergessen und fremd in dieser Übermacht wohlverwahrter Farben unter, die einst ohne Widerstand gestrichen wurden. Nun wurden sie wieder aufgezogen, als kein Widerstand mehr zu fürchten war . . .

Eine Bitterkeit, ein Ärger steigt im Jakob auf, wie Wolle im Halse. »Jetzt kommen sie, um mit uns zu teilen und zu erben«, sagt er finster. »Jetzt, eine Stunde danach, sind sie schon mit allem fertig . . .!« Er kann diese bunte Straße nicht anschauen, er will das Hurrageschrei dieser Tücher nicht hören.

Auf dem schmalen Pfade hinter den Häusern geht er auf den Friedhof hinaus. Dort ist ein stilles Grab, auf dem weißer Schnee liegt. Die Sonne glänzt darauf. Blauer, strahlend kalter Himmel, Sonne, Schnee und ein Grab. Das ist alles so einfach, so klar und kühl, so unabänderlich. Hier läßt sich nichts vergessen.

Der Jakob steht da, zieht das Kinn an die Brust und schluckt.

Die Augen brennen ihn. Plötzlich sagt er laut und hart, als habe er einen Befehl auszurichten: »Ja, Karin, jetzt ist es so weit! Ich wollte es Dich nur wissen lassen!«

Und dann zerbricht ihm die Stimme.

»Karin! — Karin! . . .«

Am Abend marschiert der Doktor mit seinen Männern durch den Ort. Lodernde Fackeln, klingendes Spiel und auf allen Gassen Jubelrufe. Der Blaue möchte seinen frisch gespitzten Schnurrbart vorne hertragen und sich wichtig machen, sozusagen diesen ganzen Jubel und diese Kolonne großmütig in seinen Schutz nehmen.

»Geh mir aus den Augen!« fährt der Peter ihn an. — Der Blaue winselt: »Ich meinte es doch nur gut.« — Es hätte nicht viel gefehlt und der Peter hätte die Fahne beiseitegestellt und ihn entzweigerissen, den Schnapsgendarmen . . .

Es ist wahr: den Jubel, der sie auf diesem Marsch umbraust, haben sie allesamt noch nie gehört. Dennoch marschieren sie mit versteinten Gesichtern wie gestern und vorgestern, wenn die Meute am Straßenrand heulte und die ehrbaren Leute verächtlich über sie hinwegsahen. Nein, sie marschieren doch nicht nur wie gestern; sie marschieren noch viel trotziger als je zuvor. Zwar tragen sie die Köpfe hoch, fast ein wenig verträumt zurückgeneigt, auch haben sie einen sicheren und stolzen Schritt und in ihren Augen ein helles Leuchten. Aber sie können nicht rufen, nicht winken. Sie nicken nur da einmal hinüber und dort einmal hinauf und marschieren mit hageren, verhärteten Gesichtern durch Siegesfeuer und Siegesrausch. Sie marschieren so, als ob sie es nicht glauben könnten, daß ihnen heute der Jubel sozusagen aus den alten Fenstern der Verachtung, aus den alten Gassen der Verfolgung entgegenbraust.

Ja, so marschieren sie, als ob sie das nicht glauben wollten. Warum sollte sich über eine einzige Nacht alles ändern? Wie sollte das möglich sein, ohne einen Schlag, ohne einen Schuß, ohne sichtbare Gewalt, ohne greifbare Rache? Auch ohne daß

einer von ihnen daliegt, daß zehn und hundert von ihnen daliegen und rechts und links und hinter ihnen tausend ihrer Gegner, Mörder und Spötter?

Aber nirgends stellt sich ihnen einer in den Weg. Niemand stellt sich ihnen in den Weg, nicht einmal ein einziges Wort stellt sich ihnen in den Weg. Jubel und Wohlgefallen allenthalben. Unerhörter Jubel und ungemeines Wohlgefallen. Sie marschieren wie einst. Ihre Augen leuchten hell über den Sieg. Aber er macht sie auch mißtrauisch, dieser Sieg: Sie sehen vieles, was sie noch nie sahen, sie hören vieles, was sie noch nie hörten. Nur das, worauf sie warteten, das bekommen sie nicht zu hören und nicht zu sehen. Er macht sie sogar mitleidig dieser Sieg. — Am Hause des Sägewerksbesitzers: eine patriotische Fahne. Eine sehr große, patriotische Fahne. Am Hause des Neuigkeitsdirektors: die gleiche Fahne, was Größe und Bekenntnis betrifft. Er selbst steht auf dem Balkon, hält eine Fackel in der Hand und beleuchtet sich. Ja, nichts weniger, als daß er selbst zu ihrem Siegesmarsch Spalier steht und sich sogar ein Licht dazu angesteckt hat. Ein Patriot, fürwahr. Mit Frau und Töchtern gibt er auf seinem Balkon ein hellerleuchtetes Beispiel der Vaterlandsliebe für alle jene, die zu ebener Erde gehen und stehen und vielleicht noch immer nicht wissen, was sie tun sollen. Der Peter flucht laut und grimmig, wie er ihn dort oben erspäht.

In dieser Nacht sitzen sie lange beisammen, der Doktor und seine alten Marschierer. Eine Handvoll aus der ersten Reihe. Der Jakob meint, nun müßten sie wohl aufpassen, daß sie nicht um den Sieg betrogen würden. Da lacht der Doktor nur und sagt, sie hätten ja in anderthalb Jahrzehnten nicht nur den Sieg, sondern auch eine Revolution im Auge gehabt. Und was sie in dieser langen Lehrzeit erlernt hätten, das würden sie ihr Leben lang nicht vergessen. Sehr viel mehr ist dann nicht von ihnen gesprochen worden. Sie lauschen und schweigen. Sie lauschen auf die Huldigung, die ein erwachendes Volk seinem

Erwecker in der Hauptstadt eines großen, guten und schönen Landes darbringt. Der Äther zittert im Brausen dieses unfaßbaren Jubels. Der Äther? — Vielleicht der Himmel selbst.

Sie lauschen und lauschen, diese Männer hier; Stunde um Stunde. Und immer wieder lauschen sie, und dennoch können sie nicht fassen, was geschah. Und jeder sucht in den schimmernden Augen des anderen Hilfe, um das Glück zu ertragen, das Glück und eine heiße Wehmut. Ach, sie sind ja des einen wie der anderen seit Jahren und Jahrzehnten entwöhnt gewesen. Nun aber zittert der Äther vom Jubel einer erwachenden Nation. Viele mußten sterben, ehe diese Nacht kam. Viele, die ein alleroberstes Recht auf das Glück dieser Nacht gehabt hätten. Ja, viele, viele . . .! Männer, Knaben und Frauen . . . Alle wollen sie heute auferstehen, heute, wo Deutschland auferstanden ist . . .

*

Die Männer in den braunen Hemden sind Tag und Nacht auf den Beinen. Sie stehen übernächtig, mit heiseren Kehlen, hohläugig und bleich in den Versammlungen.

Sie fahren, marschieren und disputieren auf allen Plätzen, auf allen Gassen, an allen Ecken, in allen Dörfern, Höfen, Städten und Winkeln des Landes.

Über allen Straßen flattern und knattern ihre Fahnen; an alle Türen, in alle Stuben tragen sie die Parole: »Deutschland erwache!« Die Meute aber jagt sie wie ehedem . . . Die Meute? — War denn am Ende der Sieg eine Sage? Verloren sie ihn wieder, vertaten sie ihn . . .?

In den Dörfern da und dort flammen plötzlich die Scheunen der Bauern auf. In den Fabriken da und dort beginnen auf einmal Maschinen knirschend zu zerbrechen. Von Barrikaden und Aufstand ist die Rede. Warum, so sagt doch endlich, greifen die braunen Bataillone nicht zu den Waffen? Soll das ein Sieg geheißen werden? Sind sie zu schwach, um ihn zu be-

haupten? Sind sie zu feige, um ihn zu vollenden und die so lang und laut besungene Rache nun zu üben? —

Fürwahr, in Deutschland offenbart sich ein Wunder. Denn in diesem Lande gibt es einen Mann, der seiner siegreichen Armee jeden Befehl geben kann. Er hat ihr den Befehl gegeben, die Nation zur Freiheit und zur Brüderlichkeit aufzurufen, jetzt, nach dem Siege. Sie gehorcht. —

Das Volk soll sich entscheiden. Es hat endlich einen Führer gefunden, es wird sich entscheiden. Es muß sich für ihn entscheiden. Denn er befahl den Frieden. Er hätte den Kampf auf den Barrikaden befehlen können. Er befahl den Frieden, weil er die Freiheit für Deutschland will. Ein Land in Blut und Brand und Bruderkrieg aber verliert alles. Daher befahl er den Frieden. Die Meute will den Brand und das Blut. Das Volk soll Richter sein. Das Volk selbst. Er hat es befohlen. So sehr liebt er dieses Volk, das ihn einst haßte und verspottete; so sehr liebt er sein Volk, daß er dies befahl.

Ermeßt, wie treu seine Soldaten sind, die ihm gehorchen!

Ja, sie alle halten viel von jenem Herrgott, der ihnen diesen Führer gab.

*

Es kam eine heilige Nacht. Der Ewige segnete ein unglückliches Land. Er erweckte ein sterbendes Volk durch den Mund des tapfersten, kühnsten und treuesten Sohnes dieser deutschen Nation wieder zum Leben.

Deutschland erwachte!

Der Geist der Freiheit und der Brüderlichkeit stand auf, der Glaube an das Recht und an die Ehrbarkeit des Vaterlandes stand wieder auf, der Wille zum Leben und der Opfermut erstanden wieder, alles dieses erstand in dem unglückseligsten Volke der Erde wieder.

Denn es hatte endlich seinen Führer gefunden.

In jener Nacht hörte es seine Stimme. Da erwachte es, gab ihm sein Wort und sein Herz.

Das war der Sieg!

Das erst war der Sieg. —

Es blieb nichts mehr zu rächen.

*

Es blieb nichts mehr zu rächen?

Nach jenem Siege hat der Jakob einen Menschen ums Leben gebracht! Ja, in der Tat! Er brachte einen Menschen ums Leben! Er hat ihn erschossen.

Demnach ist er nun wohl ein Mörder? —

Die Frau Apotheker flüsterte davon. Laßt sie flüstern! Manche flüsterten davon. Laßt sie alle flüstern, alle! Der Jakob hat einen Menschen ums Leben gebracht, der viele Menschenleben auf dem Gewissen hatte. Der Jakob hat jenen erschossen, der den Heini aus dem Hinterhalt erschießen wollte.

Nach dem Siege nahm ein jeder eine gute Waffe, und sie zogen aus, um den Roten gefangenzunehmen. Der Jakob zog mit dem Peter und dem Heini aus, um ihn zu fangen. Überall zogen die Soldaten der braunen Armee aus, um die Meute zu fangen und endlich, endlich den Mord aus Deutschland zu bannen. Den Mord an braven Männern und halbwüchsigen Knaben, die ihr Land, ihr Volk und ihren Führer über alles liebten, mehr noch als ihr Leben.

Als sie in jener mondhellen Nacht an das dunkle Haus des Roten kamen, fanden sie die Türen verschlossen, die Fenster versperrt. Der Peter schrie hinauf, der Rothaarige solle öffnen. Der Rothaarige öffnete nicht. Was der Peter auch schreien mochte, der Rothaarige öffnete nicht. Aber hinter einem finsteren Fenster hervor fielen plötzlich scharfe Schüsse. Einer davon riß dem Heini die Sturmmütze vom Schädel. Der Jakob hob blitzschnell die Pistole, zielte kaltblütig und traf.

Sie hörten eine Waffe hart auf den Boden schlagen.

Sie hörten einen Körper dumpf fallen.

Sie brachen die Tür des Hauses ein. Der Rothaarige warf sich vor ihnen auf die Knie und hielt die Hände um Gnade auf. Der Peter stürzte sich über ihn und fing an, ihn zu erwürgen. Der Heini und der Jakob rangen mit dem Peter um das Leben des Roten. Sie wurden über den Peter Herr. Wohl stand dem Peter der Schaum vor dem Munde, und aus seinem toten Auge tropfte das rote Blut.

Der Rote kroch in eine Ecke und winselte. Auf dem Boden aber lag rücklings ein toter Mensch mit zerschossenem Halse. Als der Heini das Suchlicht auf ihn richtete, ächzte der Jakob plötzlich. Er wurde weiß wie der Schnee draußen. Dann wankte er hinaus. Der Tote hier hieß Rudi. Einst hatten sie auf ein und derselben Schulbank nebeneinander gesessen und gute Patrioten werden wollen, der Jakob und jener andere Knabe, welcher Rudi hieß ...

Nun flüsterten manche davon, daß der Jakob ein Mörder sei. Als dazumal ein Knabe in der Stadt zertrampelt wurde, flüsterten sie nicht. Nein, damals schwiegen sie völlig still. Nun aber hoben sie an zu flüstern. Laßt sie! — Sie sagen leise zueinander, der Jakob habe um der Rache willen einen Menschen umgebracht.

Sie mögen zueinander sagen, was sie wollen. —

Im Hause des Roten fanden sich viele scharfe Waffen, gefährliche Pulver und tödliche Gifte. Es war so viel, was sich davon bei ihm fand, daß damit weit hinauf und hinunter aus den Dörfern und Flecken alles Leben hätte unversehens ausgelöscht werden können. Auch fand sich zu Papier gebracht, wie alles vor sich gehen sollte und wem der Tod auf diesem oder jenem Wege zuvörderst hätte begegnen sollen. Ja, der Rote hatte vieles auf seiner berühmten Reise dazugelernt und vieles von ihr mitgebracht. Sogar den Tod und das Gift.

Dem Heini mußte es hoch angerechnet werden, daß er den

Peter daran hinderte, diesen Rothaarigen zu erwürgen. Der Heini hätte gut und gern an Sibirien denken können, an Heimtücke und Hinterlist. Der Rote stand in ihrem Sold. Er hatte eine Reise gemacht und sich verdungen.

Auch der Erschossene war ein Söldling, der viele Reisen in ein fremdes Land gemacht und sich dort dem Regiment des Meuchelmordes verschrieben hatte. Es stellte sich alles heraus. Es stellte sich heraus, daß er noch viel mehr gelernt hatte als der Rote. Er hatte Männer und Knaben erschlagen lassen, brave Männer und halbwüchsige Knaben, weil sie Deutschland über alles liebten. Er hatte befohlen. Darum wurden sie erstochen und zertrampelt.

Nun hat der Jakob ihn getötet, als jener ihm den Heini erschießen wollte. Jawohl, der Jakob brachte einen Menschen ums Leben, einen Mörder, wohlgemerkt! Das war das Gericht. Manche flüsterten, es sei Rache gewesen. Gut, mögen sie es so heißen. Aber selbst die Rache ist nichts als Gericht, wenn ein Mörder erschlagen wird.

*

Die Zeit ist nicht stehengeblieben; nein, sie ist abermals weitergegangen und hat die Tage des Sieges hinter sich gelassen. Sie brachten Gericht oder Rache, Auferstehung oder Revolution. Die Leute waren sich nicht in allem einig, ob sie sich die Geschehnisse auf diese oder die andere Weise deuten sollten. Trotzdem aber ist die Zeit weitergegangen. Sie konnte nicht warten, bis etwa alle Leute sich über das und jenes in ihren Meinungen geeinigt hätten. Auch die Männer in den braunen Hemden konnten darauf nicht warten; und ihr Führer am allerwenigsten.

Es gab schlimme Nöte im Lande zu beseitigen; es gab viel Hunger und viel Verzweiflung zu beseitigen. Es gab viel Kleinmut, viel Trägheit, viel Verderbnis und einen uralten Unfrieden unter den Deutschen zu beseitigen. Der Führer der Na-

tion beseitigte alles, und seine Männer waren im ganzen Lande seine besten Helfer. Ihre Flagge wehte über dem Reiche, von Grenze zu Grenze, überall wehte sie, und niemand mehr machte ihr Gepfiff. Denn sie besagte, daß es in diesem Lande wieder Brot für die eigenen Söhne gab, daß sie miteinander in Frieden und Eintracht lebten, und daß sie allesamt nicht mehr die Knechte der ganzen Welt sein wollten. Wer darüber noch Gepfiff machen konnte, der war entbehrlich und mochte gehen.

Als der Doktor damals nach dem Siege mit seinen Männern vor das Gemeindehaus marschierte, um darauf die Fahne des neuen Reiches aufzuziehen, sagte der Bürgermeister, er wolle das nicht dulden. Sie lachten, waren gnädig mit ihm und erwiderten nur, er möge sich wieder an seine Drehbank zurückbegeben und schöne Sachen drechseln wie ehedem. Sie hätten einen Bürgermeister mitgebracht, der besser zu der neuen Fahne passe ...

Der neue Bürgermeister hieß Heini. Er nahm dem Schnapsgendarmen den blauen Rock und die Amtsmütze ab. Der Schnapsgendarm ist wieder ein Maurer geworden, wie er es vordem war. Der Heini ließ keine Leute mehr vor dem Gemeindehaus stehen und die Hände in die Hosentaschen stecken. Er hatte einen Ingenieur namens Jakob. Der mußte hingehen und messen und rechnen. Dann fingen sie eines Tages an, eine neue Straße zu bauen. Die Straße ist jetzt fertig. Nun bauen sie darum herum neue Häuser, in denen viele Menschen wohnen werden, die noch nie in ihrem Leben in einem richtigen, guten Hause gewohnt haben. Vor ein paar Tagen haben sie damit angefangen, für diese Leute gute Häuser zu bauen.

Man sagt, daß die Kinder gesund bleiben, wenn sie in ihrer Jugend in guten Häusern wohnen dürfen und Brot zu essen haben.

Die Männer aber, die Häuser bauen, bringen auch wieder Brot mit nach Hause.

*

Wenn der Herr Leutnant jetzt über die Straße geht, macht er sich eine mächtige Brust. Denn er trägt allerlei patriotisches Prägwerk auf dem Revers. Aber da ihm dabei das Kreuz sehr hohl wird, muß er jedesmal eine Hand auf den Rücken legen und ein wenig damit nachstützen. Wer ihn grüßt, kann seine unnachahmliche Art bewundern, mit der er dann zwei Finger an den Hutrand hebt und ein alltägliches Kleidungsstück wie einen Helm behandelt.

Aber weder der neue Bürgermeister noch sonst einer von diesen Revolutionären macht sich etwas daraus. Von dem Tierarzt gar nicht zu reden ...

Eines Tages trifft es sich, daß der Peter in der Ochsenwirtsstube am Tische sitzt, während der Neuigkeitsdirektor zur Tür hereinkommt. »Guten Abend, Herr Gemeinderat« und »Vielmals Heil!«, sagt er zum Peter, und ob er bei ihm Platz nehmen dürfe.

Der Peter schweigt, schweigt von oben bis unten.

Der Neuigkeitsdirektor sieht es nicht ungern, wenn andere vor ihm schweigen. Er setzt sich zum Peter und schwatzt: Man könne wirklich aufatmen, daß nun dem Gesindel im Lande endlich ein eiserner Riegel vorgeschoben sei ...

Er atmet auf; sozusagen des guten Beispiels halber atmet er auf.

Der Peter schweigt. Der Peter ist offensichtlich nur die Unterhaltung mit den Pferden vor seinem Wagen gewohnt. Kein Wunder, daß er hier unbeholfen sitzt und schweigt. Überdies hat er dem Jud den Rappen wieder abgenommen. Nicht gestohlen, nein; er kaufte ihn zurück. Die Bauernbank hatte ja plötzlich wieder Geld genug zum Ausleihen. Der Peter war ihr ja auf einmal wieder für jeden Betrag gut, den er sich nur ausdenken mochte. Ja, der Peter, das kleine Bäuerlein, das nicht einmal mehr ein gutes Waldstück mit schlagbaren Stämmen zum Pfand anbieten konnte. Sie hatten gesagt, er sei ihnen jederzeit

für alles gut. Damals habe der Großbauer dahintergesteckt. Aber der hätte ja nun seine wohlverdiente Strafe bekommen ..

Vielleicht denkt der Peter an all das.

Der Neuigkeitsdirektor mag mittlerweile wohl manchen wichtigen Gedanken von sich gegeben haben. Der Peter jedenfalls hat sein Glas angestarrt. Als er den Blick nun ein wenig hebt, sagt der Neuigkeitsdirektor, es könne ja schließlich heute nur noch der ganz und gar Böswillige abseits stehen. Vielleicht hat er damit recht. Er jedenfalls hat seit vielen Tagen nur das Allerbeste von den neuen Dingen mit seiner alten Feder geschrieben und mit seinen alten Buchstaben gedruckt. Ja, man kann auch mit alten Buchstaben durchaus neue Sachen drucken.

Der Peter schweigt. —

Der Neuigkeitsdirektor fährt fort, auf ihn einzuschwatzen. Es sei doch eine großartige Zeit, das müsse er ganz ehrlich sagen. Unbekannte Energien seien geweckt worden, Ordnung und Zucht und so weiter. Ein Glück geradezu für die Jugend, daß es nun kein Müßiggang mehr gäbe ...

Der Peter schweigt und starrt erneut das Bierglas an. —

Ein Stein, der Feuer fangen soll. Du liebe Zeit, welch ein Unding! — Da sitzt er, schweigt, trommelt ein wenig mit den Fingern auf der Tischplatte herum. Der Neuigkeitsdirektor ist mächtig in Schwung geraten; er liebt es ja, wenn andere vor ihm schweigen. Dieser hier schweigt sogar hervorragend. Seht, so weit kommt er ihm entgegen, dem Neuigkeitsdirektor. Der spricht ein wenig lauter und macht nicht mehr so rasch eine Pause. Jaja, es sei höchste Zeit gewesen, sagt er. Man habe früher ja das Volk beinahe mit Gewalt zum Nichtstun erzogen. Nein, nein, in dieser Beziehung sei es ungeheuer vernünftig, daß die allgemeine Arbeitskraft heute wieder nützlich angelegt würde. Zu jedermanns Nutz und Frommen. Ja. Dies sei sehr sozial, müsse er schon sagen, und vernünftig vor allem ...

Der Peter trommelt und schweigt; sieht den Neuigkeits-

direktor auf einmal unausgesetzt an. Der Peter hat vielleicht noch nie in seinem Leben solch kluge Worte gehört? Wenn sein Gesicht ein Spiegel ist, dann handelt es sich hier um einen einfachen Mann, der Erstaunliches vernimmt und seine Bewunderung nicht sogleich auszudrücken vermag. Der Neuigkeitsdirektor aber liebt Bewunderung, schon allein von Berufs wegen ist er an sie gewöhnt. Auch als Mensch liebt er sie sehr. — Er ist nicht undankbar gegen den Peter, er will ihm gar eine Freude machen. Er sagt zu ihm, ach, fast müsse er ihn beneiden, den Peter, wenn er ganz ehrlich sein solle. Wie stolz dürfe er heute auf seine Verdienste sein, der Peter ...

Der Neuigkeitsdirektor erblaßt, verstummt, versteint plötzlich, rückt mitsamt seinem Stuhle auf einmal weit von diesem Tisch ab, steht auf und geht.

Der Peter hat wahrhaftig sein gläsernes Auge aus der Höhle genommen und es dem anderen über den Tisch hinübergereicht. »Hier, bitte«, sagte er höhnisch, »aber nun mach, daß Du mir aus dem Auge kommst, Du elender Tropf!«

*

Der Jakob hat dem Hannes einen Brief geschrieben. Wenn der Hannes nichts von sich hören ließ, mußte man ihm eben einen Brief schreiben, da und dahin, an die und die Abteilung. So hatte es der Hannes ja das letztemal wissen lassen. Es ist schon lange her. Er schien demnach damals bereits aus dem Spital heraus zu sein und wieder zu marschieren. Nun hatte er sie hier wohl allesamt vergessen. Daher hat der Jakob ihm diesen Brief geschrieben, im Namen aller. Der Heini bat darum. Er, der Hannes, solle nun endlich wieder heimkommen, stand darin. Sie könnten ihn gut gebrauchen; auch habe der Heini — neuerdings ein Herr Bürgermeister — seinen alten Runenring verloren. Es sei not, daß er ihm einen neuen fertigen käme. Von Karin schrieb der Jakob nichts hinein. Das mochte der Hannes auch bereits von den anderen erfahren haben.

Alles in allem ist es kein besonders einzigartiger Brief gewesen, den er dem Hannes da geschrieben hat. Aber immerhin mochte der Hannes sich doch darüber freuen, daß sie gar nicht über seine Schweigsamkeit beleidigt waren und ihn nun nach Hause riefen.

Heute ist die Antwort gekommen. Der Jakob hält sie in den Händen. Dieser Brief muß vom Hannes sein; wer sonst sollte aus der und der Stadt an den Jakob schreiben? Ja, diesmal schlug dem Hannes offenbar das Gewissen. Er hat rasch geantwortet, denkt der Jakob. Er nimmt den Brief, wie er ist, und läuft damit zum Heini, zum Bürgermeister Heini auf das Gemeindehaus.

»Der Hannes hat geantwortet«, sagt er vergnügt. »Ich wollte wissen, ob der Herr Bürgermeister Zeit haben, um zuzuhören.« —

»Für Euch bin ich immer zu sprechen«, lacht der Heini.

Der Jakob öffnet mit heiterer Umständlichkeit den Umschlag. Darinnen ein beschriebenes Blatt, wie in jedem Briefe. Aber das ist eine recht schüchterne Schrift auf diesem hier. Der Jakob belustigt sich darüber. Diesmal habe sich der Hannes ja geradezu als ein Schönschreiber bewährt. Der Michel werde zweifellos vor Neid erblassen, wenn er diese zarten Buchstaben zu Gesicht bekomme, haha, Dann beginnt er dem Heini vorzulesen:

»Lieber Kamerad! Deinen Brief hat der Hannes erhalten. Er hat sich von Herzen darüber gefreut. Selber schreiben kann er leider nicht. Denn er liegt noch immer hier im Spital . . .«

Der Jakob hält erschrocken ein. »Was?« stößt der Heini hervor, »noch immer im Spital . . .?« Er beugt sich selbst über das Papier, als könne er dem Jakob nicht Glauben schenken, als müsse er die Worte erst mit eigenen Augen sehen. Aber der Jakob las nur, was dastand. Was weiter dasteht, liest ein jeder von ihnen schweigend für sich allein. Es ist eine böse

Nachricht, die ihnen irgendein fremder Mann oder irgendeine fremde Frau auf diesem Papier hierhergeschickt hat.

Der Hannes sei damals niedergetrampelt worden, heißt es. Seitdem läge er darnieder, und es sei nicht besser geworden bisher. Es gehe ihm nicht sehr gut, aber er beklage sich nicht und spräche immer nur von ihnen daheim und von der Heimkehr und vom Führer.

Der Jakob nimmt mit zitternden Fingern ein paar vergilbte Blumenblätter aus dem Umschlag. Dazu steht in dem Brief geschrieben:

»Die Rosen, die ihm der Führer damals mitbrachte, hat er sich alle aufgehoben und in einem Buche gepreßt. Er sagte, ich sollte Euch ein paar davon schicken, damit Ihr sie für Euch aufheben könnt.«

Nein, der Jakob vermag nicht weiterzulesen. Er gibt dem Heini das Schreiben. Er starrt auf die verdorrten Blumenblätter in seiner offenen Hand und ist weiß wie Kalk. Der Heini liest, läßt langsam den Brief sinken und stützt sich mit beiden Fäusten auf den Schreibtisch auf, den Kopf auf die Brust gesenkt. Und die Narbe, das Kreuz in seiner Wange, das Mal aus Sibirien, zuckt und glüht schwarz in seinem aschgrauen Gesicht . . .

*

Zwei Tage nach diesem Briefe kam bereits das Telegramm: Der Hannes ist tot. Er grüßt Euch und den Führer. Den Führer mit dem letzten Wort . . .

Seine einzige Bitte: sie sollten ihn nach Hause bringen und ihm dort das Grab schaufeln. Und sie sollten ihn nicht vergessen, sie, die Kameraden. Und auch Frau Karin sollten sie grüßen . . .

*

Sie holten ihn heim, den Hannes. Sie wollten ihm ein gutes Grab auf dem Friedhof draußen graben. Aber die guten Gräber auf diesem Friedhofe waren des Pfarrers Sache. Er hatte

ein überkommenes Recht auf diesem Gottesacker. Er sagte, nein, der Hannes könne keines von den guten Gräbern haben. Er sei im Unfrieden mit seiner heiligen Kirche gestorben; er habe nicht bereut und sei also als ein Heide gestorben. Er dürfe auf einem christlichen Friedhofe daher kein gutes Grab haben, und sie sollten ihn hinten bei den Selbstmördern, den Namenlosen und den ungetauften Kindern begraben. Weit hinten, im Pestwinkel wie die Leute sagten, dort sollten sie ihm die Grube schaufeln. So sprach der Pfarrer zu ihnen. Im Namen Gottes, sagte er, müsse er so zu ihnen sprechen, und er müsse dem Allmächtigen mehr gehorchen als den Menschen.

Sie aber stritten nicht mit dem Pfarrherrn, sie trotzten ihm sein dürres Recht nicht ab, sie verachteten ihn nicht einmal auf allgemeine und gewöhnliche Weise ...

Sie sagten zu ihm, daß das Sterben für das Vaterland eine harte Männersache sei, und man müsse dazu auch einen festen und guten Glauben haben. Er aber, der Pfarrer, trüge ja nun einmal den Rock nach Weiberart, und daher wollten sie mit ihm nicht weiter über Männersachen reden.

Dann gruben sie unter der alten Marktlinde ein Grab. Der Peter schirrte die Rappen an einen schwarzen Wagen. Drüben in der Stadt holten sie den Sarg von der Reise ab, luden ihn auf den Wagen und deckten ihn mit ihrem Banner zu. Es war Nacht, vieltausend Männer gaben dem Hannes das Geleit mit vieltausend roten Fackeln.

So kam er königlich in die Heimat zurück, um für die Ewigkeit dort seinen Friedensplatz zu finden. Vor dem Orte draußen hoben sie ihn von dem schwarzen Wagen. Der Peter, der Michel, der Doktor, der Heini, der Jakob und der schmächtige graue Mann mit dem blauen, gezackten Kreuz am Kragen, die trugen ihn langsam das letzte Stück auf seinem letzten Wege.

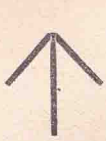
Sie sahen alle beinern und erbittert aus wie einst, als sie das erschlagene Kind an den Schlupfwinkeln seiner Mörder

vorübertrugen. Ja, sie alle hatten viele Feinde bis auf den letzten Atemzug . . .

Der Peter sah dem Doktor zum ersten Male eine Träne über die Wange herabrinnen, als sie den Sarg in die Grube senkten. Da konnte sich auch der Peter nicht mehr länger zusammenreißen. Er weinte laut und preßte die Fäuste gegen sein gläsernes Auge, als die Fahne sich über dem toten Hannes neigte und von ihm Abschied nahm. Diese alte, heilige Fahne, die er einst getragen hatte, der Hannes . . .

*

Auf dem Marktplatz unter der alten Linde ruht jetzt ein mächtiger Block aus Granit. Mit harten Meißeln kerbten sie hinein:



HIER LIEGT EIN DEUTSCHER.
ER KÄMPFTE FÜR DIE FREIHEIT, DAS BROT
UND DEN FRIEDEN SEINES VOLKES.
ER HIELT IHM DIE TREUE,
ALS ES VIELMALS VERRATEN WAR.
ER GAB SEIN LEBEN FÜR DIE TREUE,
DIE IHM SEIN GOTT BEFAHL.

Zu Häupten des Toten schnitten sie die Rune der Treue in den unvergänglichen Stein: Die Rune Gottes . . .

Vom gleichen Verfasser ist erschienen:

Legenden der Bosheit

Erfundene und wahrhafte Geschichten für hochgemute Deutsche

In einem runden Dutzend satirisch geschliffener Legenden deckt der Autor die Fehler und Schwächen der Zeitgenossen auf. Ein heiteres und nachdenkliches Buch.

160 Seiten — Gebunden RM. 4.20

„Du, mein Volk ....!"

Bekenntnis und Zwiesprache

Was Hannes Kremer hier ausspricht ist das Wesentlichste, das zu den Wundern der deutschen Neuwerdung überhaupt gesagt werden kann. Der Dichter ist hier Dolmetsch der deutschen Seele

110 Seiten — Gebunden RM. 3.–

Moritaten

Satirische Gedichte

Mit dem Verantwortungsbewußtsein des echten Nationalsozialisten versicht der Verfasser in dieser Sammlung neu erlebte menschliche und politische Ideale. Mit köstlichen Zeichnungen

168 Seiten — Gebunden RM. 3.—

Das Buch der Venus

Eine kaum glaubliche und nahezu gänzlich wahrhaftige Geschichte für jedermann, doch nicht für alle. In diesem Buch feiert der kaustische Witz des Dichters wahre Triumphe

276 Seiten — Gebunden RM. 4.—

Heitere Romane und Erzählungen

Veit Bürkle

Der Schelmensack

Alte deutsche Schelmen- Narren- und Fürwitzgeschichten
343 Seiten — Gebunden RM. 3.75

Max Kirschner

Josef Filsers Ende

Ledzder Briefwexel und bolidisches Desdamend
212 Seiten — Gebunden RM. 3.50

Joseph Pestenhofer

Der Drahtverhau

und andere urbayerische Geschichten
172 Seiten — Gebunden RM. 2.40

Fritz Spießer

Westliche Robinsonade

Eine Satire auf den westlichen Liberalismus und die Demokratie
520 Seiten — Gebunden RM. 4.80

Wilhelm Utermann

Verkannte Bekannte

Ein heiterer Roman
246 Seiten — Gebunden RM. 3.75

Willy Vierlinger

Dimpfimoser

Meinungen, Reden u. Taten eines Münchner Originals
198 Seiten — Gebunden RM. 3.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung